Zürcher Taschenbuch

Antiquarische Gesellschaft in Zürich,
Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde

Digitized by Google

473|36

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1907

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Das Autor- und Uebersetzungsrecht wird ausdrücklich vorbehalten.

Neue Folge:
Dreißigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1907.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 1 4 1914
D 771
Z8
m.s. .30
1 n

Digitized by Google

Zimmer aus der Fraumünsterabtei
im Landesmuseum.

Nach einem Stich von L. Ammann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zimmer aus dem Schlößchen Wiggen
im Landesmuseum.

Nach einer Zeichnung von E. Fenner.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
1.	Erinnerungen an die Grenzbesetzung des Jahres 1871. Von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller	1
2.	Die Eilwagenreise des Prinzen Carneval durch die alte und neue Welt. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1849. Von G. Meyer von Knonau	31
3.	Die Zunft zur Waag. Vortrag von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller	38
4.	Juristenhumor vor sechzig Jahren. Mitgeteilt von Dr. R. Spöndlin	64
5.	Der Barde von Riva. Landeshauptmann Franz Joseph Benedikt Bernold in Wallenstadt (1765–1841). Ein katholischer Verehrer des Evangeliums und des Antistes J. J. Heß. Von Pfr. Paul D. Heß in Wytikon	72
6.	Mailänderreise einer Zürcher Dame im Jahr 1821. Mitgeteilt von C. Escher-Heß in Zürich	120
7.	Aus der Geschichte der Constafel. Aus einem Vortrag, gehalten im Jahre 1905, von Oberst Steinbuch	163
8.	Madame de Vandeul an Leonhard und Heinrich Meister 1786 und 1818. Mitgeteilt von Prof. Paul Usteri	181
9.	Schicksale des Leonhard Hofmann, Pfarrers zu Kerenzen, von ihm selbst erzählt. Eine geschichtliche Episode aus dem Jahr 1616. Mitgeteilt von Pfr. J. Wälli	190
10.	Aus Winterthurs Spitalordnungen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Von Dr. A. Ziegler, Winterthur	209
11.	Zur Geschichte der Zensur im alten Zürich. Von Ad. Jacob	229
12.	Zürcher Chronik vom 1. Oktober 1905 bis 30. September 1906. Zusammengestellt von S. Z.	243

* * *

Die Bibliographie der Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich 1905/06 wird erst im nächsten Jahrgang erscheinen.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

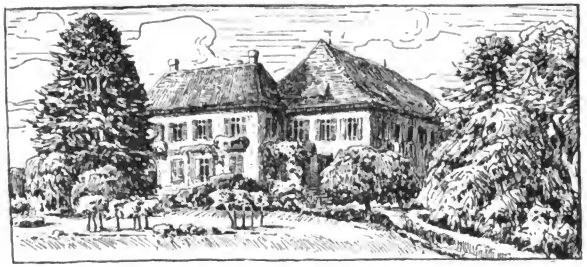
1. Zimmer aus der Fraumünsterabtei, im Landesmuseum, Tafel
2. Zimmer aus dem Schlößchen Wiggen, im Landesmuseum, Tafel
3. Das Muraltengut in Wollishofen 1
4. Gruppe „Schweiz“ aus dem Sechseläutenumzug 1849 . . . 33
5. Landgut zur „Schipf“ bei Herrliberg 38
6. Franz Joseph Benedikt Bernold. Federzeichnung von Diog . 72
7. Gartengitter beim Hause zum „Brunnen“ 1722 121
8. Brunnen beim Hause zum „Brunnen“ 161
9. Jakob Heinrich Meister, nach einem gleichzeitigen Kupferstich . 181
10. Häuser an der Torgasse 190
11. Gitter beim Hause in Gassen Nr. 20 209
12. Hof in der Liegenschaft zum Neuberg, Hirschengraben Nr. 60 229

* * *

Wiederum verdanken die Herausgeber der gütigen Mitwirkung hiesiger Künstlerinnen den größten Teil der Abbildungen, und zwar:

Nr. 1	Fräulein	L. Ammann.
Nr. 2	„	E. Fenner.
Nrn. 7, 8, 10, 11 .	„	G. Fischer.
Nrn. 3 und 5 . .	„	S. v. Wyß.

Digitized by Google



Das „Muralten-Gut“ in Wollishofen.

Erinnerungen
an die
Grenzbesetzung des Jahres 1871.

Von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller.

(1891 anläßlich einer Versammlung der noch lebenden Offiziere des Bataillons verfaßt.)

Der Schauplatz des deutsch-französischen Krieges hatte sich von unserer Grenze weggezogen, längst waren die im Sommer 1870 aufgebotenen eidgenössischen Divisionen an den heimischen Herd zurückgekehrt, die Übergabe von Paris und der Friedensschluß schienen nahe bevorzustehen. Niemand ahnte, daß unsere Armee berufen sein könnte, nochmals zum Schutze unserer Neutralität an die Grenze zu eilen.

Die badische Division unter General von Werder stand zu Weihnachten 1870 in Dijon und Vesoul, die Franzosen waren bis Besançon zurückgedrängt; im Rücken der deutschen Linie hielt einzig noch die starke Festung Belfort unter Oberst Denfert-Rocherau den Angriffen des preußischen Generals von Treskow

Digitized by Google

stand. Bei starker Kälte und festgefrornem Boden vernahm man auf dem Ütliberg und selbst beim Polytechnikum in Zürich deutlich den fernen Schall des schweren Festungs- und Belagerungsgeschützes.

Im Dezember faßte nun die provisorische Regierung Gambettas den Plan, aus Teilen der Loire-Armee und bei Lyon gesammelten Reserven eine Ostarmee unter General Bourbaki zu bilden, welche in der Stärke von ungefähr 140,000 Mann die deutschen Truppen, die sich auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz befanden und 36,000 kampffähige Krieger zählten, zurückwerfen, Belfort entsetzen und in Süddeutschland einfallen sollte. Daß eine Durchführung dieses Planes die ernstesten Gefahren für unsere Sicherheit, namentlich des vorgeschobenen Postens des Pruntrutes und später des Kantons Basel mit sich gebracht hätte, liegt auf der Hand.

Am 27. Dezember begann General Werder seinen Rückzug vor der feindlichen Übermacht und langte nach verschiedenen Gefechten am 11. Januar bei Héricourt und Montbéliard an, woselbst er seine Truppen etwa zwei Stunden vorwärts Belfort längs der Allaine und Lisaine von Delle an der Schweizergrenze auf dem linken Flügel bis nach Frahier auf dem rechten Flügel aufstellte und diese Linie mit Feldbefestigungen und den schweren Batterien des Belagerungsparkes von Belfort verstärkte. — Am 13. Januar 1871 erfolgte der erste Angriff Bourbakis auf diese feste, aber etwa dreißig Kilometer lange Verteidigungsstellung, wobei die Franzosen die Stadt Montbéliard einnahmen, während das alte, ehemals württembergische Schloß von den Deutschen behauptet wurde. Offenbar stand hier ein Entscheidungskampf bevor, und es war zu befürchten, daß die Franzosen versuchen würden, über Grandfontaine und Pruntrut den linken Flügel der Deutschen zu umgehen, falls der Frontalangriff nicht zum Ziele führte.

Digitized by Google

An der bedrohten Grenze stand einzig eine Brigade, darunter das Waadtländerbataillon Nr. 10 und das Genfer Bataillon Nr. 20, mit etwas Kavallerie, die natürlich einem französischen Durchbruch keinen Widerstand hätte leisten können. Auf die Kunde von den Ereignissen an der Lisaine beschloß der Bundesrat auf den Vorschlag des Divisionärs Aubert von der dritten Division, die Grenze stärker zu besetzen, und erließ am 14. Januar Aufgebote an Truppen der dreizehnten Brigade von der fünften Division, an die Bataillone Nr. 9 Zürich, 14 Thurgau, 71 Schaffhausen, und an die Batterien Nr. 4 (8 ㎝ Zürich und Nr. 18 (4 ㎝ Aargau).

Am 14. Januar 1871 abends saß ich ahnungslos in meiner gewohnten Samstagsgesellschaft, als einer meiner Freunde eintrat und mir die Nachricht von dem soeben erfolgten Aufgebote mitteilte. Sofort eilte ich nach Hause und benutzte den Sonntag und den Montag-Morgen, um mich für den Feldzug gehörig vorzubereiten. Flanellunterkleider, hohe Stiefel, gefütterte Handschuhe gegen die Kälte, Tabak und Zigarren, Chokolade, Thee und Rhum wurden eingekauft, der Koffer gepackt, — und vollständig ausgerüstet, mit Gepäcktasche, Revolver, Feldstecher, Karten wohl versehen, fand ich mich am 16. Januar 1870, 9½ Uhr morgens auf dem Bataillonssammelplatze hinter der Kaserne in Zürich ein.

Der Mannschaftbestand des Bataillons Nr. 9 war ein ungewöhnlich starker. An der Herbstübung im September 1870 zu Hinwil hatten zirka 1100 Mann teilgenommen. Jetzt sollte das Bataillon in Normalstärke von zirka 750 Mann ausrücken. Es wurden deshalb alle schwächlichen Leute entlassen, Familienverhältnisse in weitgehendem Maße berücksichtigt und schließlich die ältesten Jahrgänge beurlaubt. Auf das Nachrücken einer Anzahl Mannschaften, welche bei der Schnelligkeit des Aufgebotes nicht rechtzeitig zur Stelle waren, konnte verzichtet werden; doch wurden diese zum Nachdienste notiert. — Das ganze Bataillon

Digitized by Google

wurde mit kleinkalibrigen Milbank-Amsler-Gewehren versehen und die vorhandenen umgeänderten großkalibrigen Prélaz-Burnand-Gewehre abgegeben. Jeder Mann wurde mit einer Wolldecke versehen.

Da wir erst vier Monate früher einen zehntägigen Wiederholungskurs bestanden hatten, kannten wir uns alle gegenseitig. Im Offizierskorps herrschte ein guter, kameradschaftlicher Geist.

Vom Kommando zum Waffenoffizier bezeichnet, hatte ich das Fuhrwesen des Bataillons zu übernehmen, bestehend aus dem Bataillonsfourgon, zwei Halbcaissons und zwei Requisitionswagen für Gepäck und Proviant. Daß nur die Caissons und die Requisitionswagen von Zürich aus bespannt wurden, der Fourgon aber auf Requisitionspferde angewiesen war, gehörte zu den Eigentümlichkeiten der damaligen Organisation. Ein tüchtiger Traingefreiter, Bay von Ossingen, und Wagenmeister Sigg von Winterthur standen mir bei der Lösung meiner Aufgabe wacker zur Seite. Eine andere Eigentümlichkeit, die ich hier gleich erwähne, bestand darin, daß der Quartiermeister zur Haltung eines Einspänners berechtigt war. Das Chaischen des Herrn Quartiermeisters Sp., welches er selbst lenkte, beherbergte neben diesem trefflichen Verwaltungsoffizier öfters, sei es den Stabsfourier, sei es den Feldgeistlichen, sei es irgend einen maroden Offizier.

Da gleichzeitig die Batterie Nr. 4 (8 $\overline{\text{cm}}$, Krupp) eingerückt war und weitere Truppenaufgebote in Aussicht standen, wurde das Bataillon nach Wipkingen, Wiedikon und Außersihl dislogiert, mit dem Hauptquartier im Gasthof zur Blume in Außersihl.

Am 17. Januar wurde die Organisation fortgesetzt und beendigt, nachmittags das Bataillon Nr. 9 und die Batterie Nr. 4 auf dem Platze der jetzigen Kaserne in Außersihl bei strömendem Regen beeidigt. Bei letzterer Feierlichkeit stürzte das Pferd des Oberinstruktors der Infanterie, Oberst R. Heß, welcher

Digitized by Google

die Eidesformel zu verlesen hatte, in dem durch das Tauwetter aufgeweichten Ackergrunde des Platzes, was den Aidemajor Oberleutnant Alexander Sch. veranlaßte, mir nachher das bekannte, beim Stürzen Napoleons während des Übergangs über den Niemen ausgesprochene Wort zu wiederholen: „Ein böses Omen! Ein Römer würde umkehren."

Am 18. Januar, morgens $5^3/_4$ früh vor Tag, trat das Bataillon unter die Waffen und wurde im Bahnhofe in guter Ordnung in einem Extrazuge untergebracht, der, 7^{30} von hier abgehend, uns 9^{30} nach Olten verbrachte. Von Schönenwerd bis Olten stand in langer Reihe auf einem Extrageleise das riesige Eisenbahnmaterial, welches von der französischen Ostbahn beim Herannahen der Deutschen nach der Schweiz geflüchtet worden war, Hunderte von Lokomotiven und Wagen. Daß ein Teil derselben bald zur Beförderung einer französischen Armee ins Innere des Landes dienen sollte, ahnte wohl keiner.

In Olten passierten wir Kommissariatsmusterung durch Major Hasler von Bern und erhielten den Befehl, ungesäumt nach dem Berner Jura abzumarschieren, da die Lage drohend geworden sei. Am gleichen Tage erhielten die Zürcher Bataillone Nr. 11 (Kommandant Graf) von der vierzehnten und Nr. 34 (Kommandant Goll) von der fünfzehnten Brigade Marschbefehl nach Basel.

Wir sahen voraus, für längere Zeit von den Bequemlichkeiten der Zivilisation Abschied nehmen zu müssen, was manchen veranlaßte, sich in der Bahnhofrestauration Olten noch mit etwas kalter Küche zu versehen. — Um ein Uhr setzten wir uns nach der Klus hin in Marsch. Da die Hauptstraße über Egerkingen und Oberbuchsiten nach Önsingen wegen Pockenepidemie nicht benutzt werden durfte, bewegte sich die Kolonne auf der Nebenstraße über Herkingen und Neuendorf und wurde in Niederbuchsiten, Kestenholz und Niederbipp einquartiert. Der Weg war

Digitized by Google

sehr schlecht und vom herrschenden Tauwetter und Regen aufgeweicht. Der Train des Bataillons langte abends gegen sechs Uhr im Hauptquartier Kestenholz an. Hier war die Unterkunft nicht am besten; im Wirtshause beinahe nichts erhältlich, so daß der mitgenommene Thee (in einem Milchtopf angebrüht), Salami und andere Teile des eisernen Bestandes der Offiziere bereits ihre guten Dienste leisten konnten, während die in Niederbipp dislozierten Kompagnieen bei währschaften Berner Bauern das Land kennen lernten, wo Milch und Honig fließt.

Über Nacht trat Witterungswechsel mit Frost ein. Um sieben Uhr marschierten die in Kestenholz gelegenen Kompagnien ab, um acht Uhr setzte sich auch das Fuhrwerk in Bewegung. In Önsingen war Rendezvous des Bataillons; bei starkem Schneefall marschierten wir durch die Klus, vorbei an dem malerisch den Paß beherrschenden Schlosse Blauenstein oder Alt-Falkenstein, und dann links durch das langgestreckte Tal der Dünnern. Der Schneefall wurde immer dichter, der schneidende Wind empfindlicher, der Weg schwieriger, die vom warmen Herd weggerufenen, des Marschierens ungewohnten Soldaten fingen an, teilweise zu ermüden und marod zu werden. Die Fuhrwerke waren im tiefen Schnee beinahe nicht mehr von der Stelle zu bringen, um so mehr als ein Trainpferd erkrankte, so daß ich gezwungen war, in der Mühle zu Matzendorf Vorspann zu requirieren, der mir nebst einer Erfrischung für die Trainmannschaft willig zuteil wurde. Als wir nach einer kleinen halben Stunde weiter fahren konnten, war auf der Straße jede Spur vom Durchmarsch der Truppe verschneit und verweht. Dennoch erreichten wir die Kolonne noch vor Welschenrohr, wo wir um elf Uhr eintrafen und bis $2^1/_2$ Uhr rasteten. Die Bewohner erwiesen sich den Soldaten gegenüber sehr gefällig; so nahm der Pfarrer fünfzehn Mann mit sich zum Essen. — Nachdem sich unsere Leute einigermaßen erholt hatten, wurde der Marsch über

Digitized by Google

Gänsbrunnen durch die schöne Schlucht, welche die zweite Jurakette durchbricht, über Crémine nach Münster fortgesetzt. Das Gros wurde in Münster, wo eine Illumination zu Ehren der Zürcher Truppen improvisiert wurde, die zweite Jägerkompagnie in Crémine untergebracht. Erst abends 7¼ Uhr traf ich mit dem Fuhrwerk ganz ermüdet in Münster ein, woselbst die Herren des Bataillonsstabes indessen dem Nachzügler schon für das Nachtessen und für Unterkunft im Hauptquartier, dem Gasthof zur Krone, gesorgt hatten. Saalartige Zimmer mit großen Himmelbetten bekundeten, daß zur Zeit des Reiseverkehrs mit der Post hier einst Absteigequartiers für Reisende von Distinktion vorhanden waren. Das wilde Land im Jura war wenigstens im gastlichen, freundlichen Münstertale noch nicht so schrecklich. Hier vernahmen wir verschiedene Gerüchte über den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz. Nach den einen war das Schloß Mömpelgart genommen und die deutsche Linie durchbrochen, nach den andern war der französische Angriff abgeschlagen.

Am 20. Januar erwarteten wir vorerst die Ankunft der in Grandval und Crémine einquartierten Abteilungen, so daß der Abmarsch von Münster erst morgens zehn Uhr erfolgte. Das Wetter war besser und der Marsch durch die prächtige Birsschlucht von Roche bis Courrendlin ungemein malerisch. Leider zeigte sich, daß die gestrige Marschleistung über das Vermögen vieler hinausgegangen war und daß nahezu 10 % Fußkranke teils aufgeladen werden mußten, teils Erlaubnis erhielten, Gewehr und Tornister nachführen zu lassen. Es war dies eine Folge sowohl unpassenden Schuhwerkes, als des Umstandes, daß die soeben erst in Dienst getretene Miliztruppe der zur Bewältigung der gestellten Anforderungen nötigen Abhärtung und Stählung noch entbehrte, ein Nachteil, welcher Milizen gegenüber einem stehenden Heere immer anhaften wird, der aber bei den Reserven und Landwehren auswärtiger Staaten ebensosehr

Digitized by Google

zutage treten wird und gewiß an den Mißerfolgen der französischen Massenaufgebote mit Schuld trug. — Glücklicherweise dauerte unser heutiger Marsch nur drei Stunden. Auf dem Felde unterhalb Delsberg, wohin der Marschbefehl lautete, erfuhren wir, daß dieses Städtchen bereits von Artillerie besetzt sei; wir wurden deshalb mit dem Hauptquartier nach Courroux gewiesen, wo wir 1½ Uhr eintrafen, während andere Kompagnien in Bassecourt und Boécourt untergebracht wurden. Es stellte sich heute heraus, daß für die Verpflegung der Truppe seitens des Kommissariats keinerlei Vorsorge getroffen war und daß es wie an Fleisch so auch an Brot gebrach. Auf den Rat eines einem andern Truppenkörper zugeteilten Kommissariatsoffizieres ließ deshalb unser Quartiermeister der Gemeindebehörde in Delsberg die Aufforderung zugehen, zu handen der Truppe ein Stück Vieh schlachten zu lassen; das Brot aber wurde gegen Gutschein von den Wagen genommen, welche dasselbe von Biel erst nach Pruntrut hätten führen sollen zur Verteilung von dortiger Zentralstelle an die rückwärtigen Truppen. — So konnte für die Mannschaft Rat geschafft werden, die Offiziere fanden ihr Essen schon bereit, — von den Zürcher Artillerieoffizieren, welche inzwischen nach Delsberg verlegt worden waren, bestellt, wurde dasselbe von uns mit Dankbarkeit gegen die Besteller zu Gemüte geführt. In Courroux trat uns bereits die abgeneigte Stimmung der Jurassier entgegen. Der Aidemajor und ich waren beim Curé des Ortes im Quartier und erhielten ein warmes, gemütliches Schlafgemach. Als wir aber die Perpetua des Pfarrers ersuchten, uns bei ihrem Herrn anzumelden, um denselben unsere Aufwartung zu machen, trafen wir Seine Wohlehrwürden in sehr schlechter Laune. Mit dem Brevier in der Hand durchschritt er sein Studierzimmer und erklärte uns, wir hätten unser Quartier, wie es uns gebühre, im übrigen sollen wir ihn ungeschoren lassen, er sei Katholik und Franzose, wir Deutsche und Prote-

Digitized by Google

ſtanten, alſo ſeine Gegner. Er beruhigte ſich etwas, als wir verſicherten, außer der Schlafſtelle überhaupt nichts zu beanſpruchen.

Am 21. Januar früh morgens erhielten wir Befehl zum Abmarſch nach Delsberg. Als wir uns von unſerm Quartiergeber verabſchieden wollten, wurde der Mann wie umgekehrt, erklärte, früher unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben; er wolle aber nicht, daß wir, von deren vollkommen ehrenfeſtem Benehmen er ſich überzeugt habe, eine ungünſtige Erinnerung mit davon trügen. Er beſitze einige Flaſchen vorzüglichen Marſala, Geſchenk ſeines Biſchofs, und lade uns ein, mit ihm eine Flaſche davon auf unſer Wohlergehen zu leeren. Wir ließen uns dies natürlich nicht zweimal ſagen und zogen verſöhnt von dannen. — Der heutige Marſch war ſehr kurz und beſtand nur in einer Verlegung des Bataillons nach dem nahen Delsberg, welches die Artillerie inzwiſchen geräumt hatte. Das Hauptquartier wurde im Hôtel du Faucon untergebracht. Unſere Truppen erfreuten ſich ſeitens der Einwohner keiner günſtigen Aufnahme; es mußte teilweiſe vom Kommando aus eingeſchritten werden, da einzelne Quartiergeber ſich weigerten, den Leuten den vorſchriftsmäßigen Platz am Feuer zum Kochen des Eſſens und zur nötigen Erwärmung zu gewähren.

Am 22. Januar erhielten wir Befehle und Gegenbefehle aller Art; ſchließlich hatten wir in Delsberg zu verbleiben, wo inzwiſchen General Herzog mit ſeinem Stabschef Oberſt Paravicini und ſeinem Stab eingetroffen war. Das Mißlingen des Bourbakiſchen Angriffes auf die Liſaine-Linie und der begonnene Rückzug der Franzoſen machten es fraglich, ob eine Verſtärkung der Truppen in Pruntrut überhaupt noch notwendig ſei. Da es Sonntag war und auf Befehl der berniſchen Regierung die Kirchen für die Feldgottesdienſte zur Verfügung ſtehen ſollten, erſuchte das Kommando den Préfet, die nötigen Anordnungen zu treffen, damit

Digitized by Google

vormittags elf Uhr Predigt in der Kollegiatskirche abgehalten werden könne. Der Préfet verwies an den Maire. Dieser erklärte ebenfalls, in Sachen nichts tun zu wollen; wenn das Kommando auf der Benutzung der Kirche bestehe, so solle es dem Prévôt des Stiftes einen direkten Befehl zukommen lassen, was auch geschah. — Als das Bataillon morgens elf Uhr zur Kirche ging, war der Platz vor derselben vollkommen menschenleer, die Kirchentüren sperrangeloffen, die Kirche selbst ganz verlassen, für die allgemeine Stimmung bezeichnend.

Im Laufe des Nachmittags wurden von Pruntrut her 17 französische Soldaten verschiedener Waffengattungen, Chasseurs, Moblots, Vengeurs, Linie, Francticeurs, Zuaven, eingebracht, welche in den Räumen des Collège Unterkunft fanden. Die Delsberger beeilten sich, die Franzosen mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen, zum stillen Ärger unserer vernachlässigten Soldaten.

Da französische Abteilungen durch eine Linksschwenkung der Werderschen Armee gegen die Schweizergrenze gedrückt wurden und ernste Kämpfe unmittelbar an derselben bevorzustehen schienen, wurde das Bataillon am 23. Januar über les Rangiers nach Courgenay vorgeschoben. Der Marsch bis zur Berghöhe war vom herrlichsten Winterwetter begünstigt; eine helle Sonne bestrahlte aus blauem Himmel die ausgedehnte im Schneekleide schimmernde Landschaft. Ein Halt bei den trefflichen Bergwirtshäusern von les Rangiers und les Malettes erfrischte die Lebensgeister. Überrascht aber erblickten die Soldaten die unter ihnen liegende ausgedehnte Hochebene, von welcher das Pruntrut nur einen Abschnitt bildet, mit den Vogesen im Hintergrunde; die Leute hatten, nicht mit Unrecht, das Gefühl, jetzt aus den heimischen Bergen hinauszutreten in fremdes Gebiet. An eine ernsthafte Verteidigung dieser Gegend kann ja niemals gedacht werden, und unsere Truppen hätten auch in vorliegendem Fall zur Wahrung der Neutralität auf verlornem Posten ohne Aussicht

Digitized by Google

auf Erfolg kämpfen müssen. In Courgenay und Courtemautruy erhielten wir dichtgedrängtes Kantonnement zusammen mit unsern Kameraden von der Zürcher Batterie Nr. 4. Das Hauptquartier lag im Hôtel des Voyageurs. Ein trefflicher Burgunderwein, Arbois, war in Fülle und billig erhältlich; mit Abscheu betrachteten dagegen unsere Weinländer die Schnapsflaschen und Gläser der „Schneggenwälschen".

Wegen heftiger Kämpfe längs der Grenze sammelte sich die Brigade am frühen Vormittag des 24. Januar bei Pruntrut auf dem rechten Ufer der Allaine oberhalb der Straße nach Alle. Mit Zurücklassung alles überflüssigen Gepäckes, aber in Begleit der Munitionscaissons rückte unser Bataillon lautlos in die Sammelstellung ein. In tiefem Schweigen harrten die Truppen angesichts der Stadt Pruntrut, welche mit ihrem runden Schloßturm, mit Kirchtürmen und beschneiten Dächern sich ganz mittelalterlich vom Winterhimmel abhob, hinter den Gewehrpyramiden auf weitere Befehle, während sowol von Belfort her, als in der Richtung von Abbevillers und Blamont unausgesetzter Kanonendonner erdröhnte. Ordonnanzen kamen und gingen; schließlich schien der Gefechtslärm an der Grenze zu verstummen, und um drei Uhr kamen beruhigende Nachrichten von dem zur Überwachung der kriegerischen Vorgänge an der Grenze befindlichen General und der Befehl zur Rückkehr in die Quartiere. — Auf dem Heimmarsch lösten sich die Zungen; man verstieg sich wieder zu schlechten Witzen, die am Morgen ausgegangen waren.

Den 25. Januar verbrachten wir ohne weitere Zwischenfälle in Courgenay. Am Morgen berichtete die Wache, es sei in der Nacht heftiges Schießen in der Richtung nach Belfort hin vernehmbar gewesen, entweder ein Sturmversuch oder ein Ausfall. Als wir beim Mittagessen waren, hörten wir schwere Tritte die Treppe hinaufschnaufen, mit kräftigen Flüchen und Beteurungen einer fetten, hafenschartigen Stimme: „Tunner Hagel, Tunner

Digitized by Google

Hagel, wenn Zürcher da sind, wird's wol au en guete Schnuck z'trinke gäh!" und unter Schnauben und Stöhnen erschien unter der Türe der dicke Doktor G., der in den Fünfzigerjahren als süffigster Studio Zürichs weit und breit bekannt gewesen und jetzt als Stabsarzt ebenfalls zu den Schneggenwälschen verschlagen worden war.

Am 26. Januar, 9½ Uhr morgens, sammelten wir uns mit den übrigen Truppen der 13. Infanterie- und 5. Artilleriebrigade auf der Hochebene bei Alle zur Parade vor unserm General Hans Herzog. Als derselbe im Gefolge seines Stabes und der Guidenkompagnie mit wehenden Büschen angesprengt kam, erschallte von Bataillon zu Batterie der Fahnenmarsch, während er die lange Front absprengte; nachher erfolgte im Schneegefilde und in etwas „höckerigem Klima" (nach Goßweiler) der Vorbeimarsch; um ein Uhr rückten wir wieder in Courgenay an. Nachmittags erhielten einzelne Offiziere Erlaubnis, Pruntrut zu besichtigen. Als letzte fuhren dahin der Pfarrer mit dem Waffenoffizier, in Ermangelung eines besseren Fuhrwerkes sich eines Holzschlittengestells bedienend, auf welchem sich eine mit einem Schafspelz bedeckte Getreidewanne befand. Item, die Sache ging lustig über den glänzenden Schnee von dannen. Wir besuchten die altertümliche Stadt und die hochgelegene bischöfliche Burg und kehrten vergnügt beizeiten ins Quartier zurück.

Unterdessen hatte sich der Kriegslärm von der Pruntruter Grenze etwas weggezogen, die Truppen in Pruntrut wurden zum Teil entlassen, zum Teil verlegt, General Herzog kehrte nach Delsberg zurück, während die bei Basel angesammelten beiden Brigaden hinter uns durch über Münster und Biel nach dem Neuenburgischen gesandt wurden; und wir erhielten am 27. Januar morgens Befehl, das zur Entlassung bestimmte Waadtländer Bataillon Nr. 10 an der Grenze abzulösen und daselbst Vorposten zu Polizeizwecken zu beziehen. Das Bataillon

Digitized by Google

marschierte infolgedessen über Pruntrut auf der Straße nach Damvant-Blamont bis Chevenez, woselbst wir einige zersprengte Franzosen trafen, und verteilte sich von hier auf die Kantonnemente Bure, Fahy und Grandfontaine, mit Hauptquartier in Fahy. Als wir in Fahy anlangten und unsere Vorposten die Waadtländer ablösten, marschierten gerade die letzten Deutschen Truppen von Abbevillers, welches in einem Kampfe vom 18. Januar durch deutsche Granaten größtenteils in Asche gelegt worden war, gegen Blamont ab. Einige Ulanen sprengten bis in die Nähe der Grenze. — Schon bei der Aufstellung der Vorposten zeigte sich, wie wenig ein Teil unserer Leute vom Militärwesen verstand. Als zum Beispiel der Aidemajor dem Hauptmann der Wachkompagnie M. alle Instruktionen aufs genaueste gegeben hatte und sich nach dem Hauptquartier zurückbegab, eilte ihm der letztere nach mit der Frage: „Aber was mues i denn au mache, wänn d'Prüße chömmed!!" Fahy, ein echtes, gerechtes Schmugglerdorf, war kein angenehmes Quartier. Schon beim Einmarsch hatte uns der Waadtländer Kommandant darauf aufmerksam gemacht, daß der Pfarrer von Bure in seinen Predigten gegen die Ketzer gehetzt und vor dem Umgange mit denselben gewarnt habe, was sich dann auch im Verlaufe völlig bestätigte. Auch die allerdings schon sechs Monate lang mit Einquartierung bedachte Einwohnerschaft von Fahy zeigte wenig Entgegenkommen, und von unserm guten, milden Feldprediger und dem ebenso harmlosen Oberarzte, welche im Pfarrhofe zu Fahy einquartiert waren, schloß sich der dortige Geistliche völlig ab. Überhaupt ließ das Dorf viel zu wünschen übrig; es fehlte vor allem an gutem Wasser, da die horizontalstreichenden Juraschichten der Hochebene keine Quellen enthalten, und auch die Sodbrunnen nur auf das mit der Jauche der Dungstätte geschwängerte Wasser der Oberfläche angewiesen sind. Der Wein ging zu Ende; es lagen ja seit Mitte Juli Truppen in der Gegend, das Dorf war mit Flüchtigen von jen-

Digitized by Google

seits der Grenze überfüllt, und aus Burgund konnten keine Nachbezüge gemacht werden. Das Essen war auch spärlich; man war im wesentlichen auf die eidgenössische Verköstigung angewiesen; beim Bataillonsstab half man mit Salami, Erbswürsten und andern eisernen Beständen etwas nach. Daß wir im Wirtshause Servietten bekamen, war unter vorliegenden Umständen erstaunlich; wehe aber dem Unglücklichen, der dieselbe zu Boden fallen ließ, er hätte sie ebensogut in einen Schlammsammler eintauchen können. — In eben diesem Wirtshaus entdeckten wir eine mit Kisten und Ballen überfüllte Schmugglerniederlage und eine Menge zweifelhafter Gesichter.

Ich hatte mit Mühe und Not Unterkommen beim Zöllner des Ortes, einige hundert Meter von der Grenze, erhalten und lag abends bereits zu Bette, während eine andere Ruhestätte einem der auf Vorposten befindlichen Offiziere bestimmt war, als abends um neun Uhr mein lieber Aidemajor eintrat und dasselbe für sich in Anspruch nahm. Lachend erzählte er mir den Grund seines Umzuges. Wie er im Wirtshaus (Hauptquartier) sein Nachtlager aufsuchen wollte, starrten ihm aus demselben borstiges Haar und Bart entgegen, „daß er meinte, es wäre der Teufel!“ Auf seine Reklamation beim Wirt hieß es, oh, er solle sich nur beruhigen, das sei ein «bonhomme, monsieur le maire d'Abbevillers, mon cousin», er müsse denselben als Schlafgesellen sich gefallen lassen, man habe nicht für jeden ein eigenes Bett. Der Herr Oberleutnant aber packt seine Siebensachen zusammen und kam zu mir zum Zöllner, wo wir in den langen Abenden der folgenden Tage vergnügt im Bett liegend eine Menge Bouts verrauchten und uns allerhand Schnurren erzählten.

Am 28. hörte man bei scharfer Kälte unausgesetztes Schießen, sowol von Belfort her als auch von Süden, aus der Gegend von Blamont-St. Hippolyte. Uns gegenüber war alles still und verlassen, wie von den Posten gemeldet wurde und wie wir selbst

Digitized by Google

bei einer nachmittags vom Aidemajor in meiner Begleitung bis zum Posten von Paradis gegenüber Croix gemachten Runde wahrnehmen konnten. Beim Bataillonsrapport teilte der Herr Kommandant mit, er habe vom Waffenkommando, Oberst Stadler, einen Brief erhalten mit der Klage eines Kellenhändlers von Waldshut, Leute des Bataillons 9 haben ihm in der „Blume" zu Außerfihl einen Sack Kellen gestohlen, er verlange deren Rückgabe, ansonsten er sich bei Bismarck beklagen werde. Dieser Brief erregte schallendes Gelächter; endlich war das Geheimnis des berühmten Kellensackes aufgeklärt, welcher von Quartier zu Quartier mitgeschleppt worden war und bei jedem Auf- und Abladen vom Wagen Anlaß zu schlechten Witzen geboten hatte. Der Sack war am Abmarschmorgen vom Wagenmeister in den Bahnhof gebracht worden, angeblich als Sendung des Kriegskommissariats — nach seiner Erklärung waren die Kellen zum Kochen im Felde bestimmt — eine Erklärung, die mir schon damals etwas fragwürdig vorgekommen war. Jetzt marschierte der Sack wieder heim, Oberst Stadler versicherte später lachend, es sei gut, daß Bataillon Nr. 9 kein Kellenländerbataillon sei.

Am 29. erfuhren wir, daß Paris kapituliert habe, der Krieg also wol seinem Ende entgegengehe. Je eine der zu zweien in Fahy, Bure, Grandfontaine gelegenen Kompagnien erhielten Befehl zur Rückkehr nach Pruntrut, da die Vorposten vermindert werden konnten. Es war in der Tat gut, daß wir keine ernsthafte Prüfung bestehen mußten, hatte doch unser Herr Kommandant abends vorher bei Begehung unserer Feldwache wieder eine Erfahrung gemacht, welche bewies, wie gering das Verständnis für die Pflichten einer Truppe im Felde selbst bei einem Teil der Offiziere war. Wir Zurückbleibenden sehnten uns aus dem arg schmutzigen Fahy weg, das sozusagen gar nichts Anregendes bot. Eigentümlich berührte es uns, daß hier in der Schweiz die Dorfkirche ein Esel und Kühe heilendes Madonnen-

Digitized by Google

bild besaß, welches mit zahlreichen Votivbildern geheilter Vierfüßer umhangen war, während jenseits der Grenze die Bevölkerung in ihrer Mehrheit protestantisch sein sollte. Der zu einem Typhuskranken nach einem französischen Gehöfte «la Schäferie» berufene Bataillonsarzt berichtete uns diesbezüglich, daß eben die französischen Grenzdörfer ehemals zu Württemberg-Mömpelgart gehörten und la Schäferie eine herzogliche Schäferei war, während Fahy zum Fürstbistum Basel gehörte.

Am 30. Januar morgens sahen unsere Feldwachen einen militärischen Zug von Abbevillers nach der Grenze zukommen. Es war eine französische Ambulanzabteilung, welche Bourbakis Armee begleitet, bei Villersexel und an der Lisaine ihres Amtes gewartet hatte und jetzt nach Verrichtung ihrer Aufgabe, der Genfer Konvention gemäß, unbelästigt hinter den preußischen Linien durch über Schweizergebiet wieder zur Armee zurückzukehren gedachte. Die Ambulanz hatte einen weiten Weg gemacht, führte sie doch unter anderm einen eleganten Omnibus mit sich mit der Aufschrift «de Paris à Longjumeau». Während die Franzosen sich in Fahy gütlich taten, langte die Nachricht an, daß zwischen den Kriegführenden ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen worden sei. Die noch an der Grenze stehende Hälfte des Bataillons sollte ebenfalls vorläufig nach Pruntrut zurückkehren und durch das Thurgauer Bataillon abgelöst werden. Gegen Abend und bei sehr strenger Kälte rückten wir in Pruntrut ein, wo wir uns schon etwas behaglicher befanden als in Fahy.

Am 31. Januar herrschte in Pruntrut schärfste Kälte; bei 16 ° Reaumur unter Null morgens war an Exerzieren nicht zu denken. Es wurden den Truppen wärmende Unterkleider und Handschuhe aus den gesammelten Liebesgaben ausgeteilt, auch schadhaftes Schuhwerk aus der vom Kommissariat nachgesandten Reserve ausgewechselt. Im Hospital zu Pruntrut lag eine Reihe deutscher Soldaten, meistens Landwehren, welche vor Belfort ver-

Digitized by Google

wundet, hier ihrer Genesung entgegengingen und über die Friedensbotschaften der letzten Tage hoch erfreut waren. Nachmittags erwies eine Sektion unseres Bataillons einem verstorbenen Kameraden auf dem hochgelegenen Friedhof die letzte Ehre; in die Ehrensalven mischten sich aber immer noch die dumpfen Kanonenschläge von Belfort her. Es hieß heute, die französische Ostarmee und Belfort seien vom Waffenstillstande ausgeschlossen, weshalb auch wir noch weiterer Befehle gewärtig sein müßten.

1. Februar 1870. Auf heute Nachmittag war Parade vor dem Brigadier Oberst Pfyffer angesagt, welcher vormittags zur Besichtigung des Schaffhauser Bataillons Nr. 71 in St. Ursanne im Schlitten mit Guidenbedeckung von seinem Hauptquartier weggefahren war.

Morgens gegen zehn Uhr verlautete, es sei ein Guide mit wichtigem Marschbefehl für das Bataillon 9 angelangt und habe dem Brigadebureau eine Depesche übergeben. Der Guide habe das Unteroffizieren, Soldaten und Bürgern mitgeteilt. Als dem Aidemajor das bestätigt ward, ersuchte er den Kommandanten, den Stellvertreter des in St. Ursanne inspizierenden Brigadiers zu bitten, die Depesche zu öffnen und uns den Befehl mitzuteilen. Zögernd willfahrte endlich nach zwölf Uhr mittags der Kommandant diesem Wunsch und begab sich zum Adlatus des Brigadiers, um ihm das Gesuch zu stellen. Nach langem Hin- und Herreden willfahrte letzterer endlich und öffnete die seit zwei bis drei Stunden daliegende Depesche, in der es richtig hieß: „Bataillon 9 soll heute noch sofort nach Delsberg und dann weiter via Moutier nach Tavannes, Biel und Neuchatel marschieren."

Nach dem Mittagessen ward das Bataillon alarmiert und um zwei Uhr besammelt.

Als Waffenoffizier hatte ich, wie gewohnt, für den Bataillonsfourgon Pferde auf dem Requisitionsweg zu verlangen, und ich glaubte, es sei alles in Ordnung, als mir durch den Wagen-

Digitized by Google

meister berichtet wurde, der betreffende von der Stadtbehörde bezeichnete Pferdeeigentümer weigere sich zu fahren. Ich ging dann selbst hin; aber Vernunftgründe halfen nichts, wir mußten schließlich den Mann am Kragen fassen und mit gezogenem Säbel auf die Mairie führen, während einige Dragoner die Pferde anschirrten und wegbringen halfen. Nachher lief dann der Mann bis nach Delsberg der Kolonne nach, um nach seinen Pferden zu sehen.

Um 2½ Uhr marschierte das Bataillon von Pruntrut ab bei strenger Kälte und sandigem Schnee. Mit Mühe folgte das Fuhrwesen. Als ich durch Courgenay fuhr, kam eben Oberst Pfyffer von St. Ursanne heraufgefahren. Er winkte mit der Hand, worauf der ebenfalls in der Nähe befindliche Aidemajor an ihn herantritt und ihm die Sache mitteilte. Er war zuerst der Ansicht, es sei etwas wohl spät, um noch nach Delsberg zu gelangen, beruhigte sich aber auf Sch's Versicherung, daß das Bataillon frisch und munter sei und noch vor Mitternacht in Delsberg eintreffen werde.

In Cornol war die Fuhrwerkkolonne bereits sehr verspätet, die Berichte über den Zustand des Weges lauteten schlecht, wir mußten hier Vorspann bis les Rangiers auf die Paßhöhe nehmen. Dieser wurde uns aber wiederum verweigert; wir waren deshalb gezwungen, ihn uns mit Güte oder Gewalt zu verschaffen. Der Kommandant der Hinterwache ließ die sich ansammelnden Bauern mit aufgepflanztem Bajonett zurückhalten, die Trainsoldaten nahmen die Pferde aus den Ställen, schirrten an und fuhren von dannen, natürlich nachdem ich dem Herrn Maire Gutschein darüber ausgestellt hatte. Der Weg auf die Paßhöhe im sandigen Schnee war ungemein mühsam, die Nacht schon lange hereingebrochen, glücklicherweise mondhell, eine Witterungsänderung kündete sich durch warme Föhnstöße an. Die Ungewißheit über die in den nächsten Tagen bevorstehenden Ereignisse wirkte be-

Digitized by Google

klemmend. Endlich waren les Rangiers erreicht, wo die längst vorbeigezogenen Kameraden für die Nachzügler vorsorglich das Nachtessen bereit gestellt und überdieß Herrn Dr. W. für allfällige ärztliche Hilfe zurückgelassen hatten. Hier erfuhren wir, daß an der Grenze eine Kapitulation zwischen den Franzosen und General Herzog abgeschlossen worden sei. (Als ich dies später einem alten Oheim erzählte, der 1815 vor Hüningen gestanden hatte, sagte er, ihm sei die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo auf les Rangiers zugekommen, als er eben mit den Offizieren seines Bataillons sich daselbst zum Essen niedergesetzt habe). Bergabwärts ging die Fahrt etwas rascher von statten, nachts 11½ Uhr langten wir naß und ermüdet in Delsberg an.

2. Februar. Das Bataillon mußte schon um 7½ Uhr morgens zum Abmarsche antreten, und deshalb war auch schon in der Frühe für den Stab und den Train im eidgenössischen Magazin Pferdefutter zu fassen. Der betreffende eidgenössische Kommissariatsstäbler wollte aber indessen nicht damit herausrücken und ließ uns bedeuten, wir könnten um neun Uhr kommen, um zu fassen, früher werde nichts ausgegeben, wir hätten gestern schon (!) uns darum bemühen können! (Mit gleicher Bureaukratenwirtschaft hatten, wie es scheint, auch andere Truppen zu kämpfen.) Wieder trat der schon früher erwähnte, auch jetzt zufällig anwesende zürcherische Kommissariatsbeamte für uns ein und erzwang die für uns notwendige Lieferung. — Der heutige Marsch war sehr schwierig, der Schnee durch das eingetretene Tauwetter ganz durchweicht, die Fuhrwerke kamen kaum durch, zudem waren sie mit Nachzüglern und Maroden überbürdet. Als die Wagenkolonne endlich in Münster ankam, war das Bataillon schon wieder marschbereit, so daß ich nach eiligem Essen mich schleunigst im Orte um Vorspann umsehen mußte. Ich wandte mich an den Maire. In dessen Hause hieß es indessen im doppelsprachigen Münstertaler Dialekt: „Der ‚Meier' ist nicht zu Hause,

Digitized by Google

gehen Sie zum ‚Wismer' (Vizemaire)." Der letztere, gerade beim Mittageſſen, forderte mich freundlich zum Miteſſen auf, was ich mir im Hinblick auf ſeine ſehr artigen Töchter gerne hätte gefallen laſſen, ich hatte aber leider keine Zeit und war froh, die verlangten Pferde zu erhalten, die ich bereitwillig bekam. Wir waren eben ſeit einigen Stunden aus dem Lande der „Schneggenwälſchen" weg und wieder unter altſchweizeriſcher Bevölkerung angelangt. Nachmittags ging der Marſch etwas beſſer von ſtatten, immerhin hatten wir uns ſtark mit Nachzüglern zu befaſſen, die in allen Wirtshäuſern eingelagert und nur mit Mühe und Not vorwärts zu treiben waren. Einige glaubten ſogar, Fahrgelegenheiten ſuchen zu dürfen. Abends bei Nacht und Nebel und wieder eingetretener Kälte trafen wir in Dachsfelden (Tavannes) ein. Ein neugebauter Gaſthof, erſt halb eingerichtet, nahm die Mehrzahl der Offiziere auf; kalt genug war's darin (wenigſtens in dem Zimmer, welches Oberleutnant Albert F. mit mir teilte); am Morgen mußten wir das Eis in den Waſchbecken zerſchlagen. — Wir vernahmen, daß die franzöſiſche Armee unter General Clinchant in einer Stärke von etwa 80,000 Mann bei Verrières auf Schweizergebiet übergetreten ſei und interniert werden ſolle. An einen Verſuch durchzubrechen hätten die von Froſt und Hunger ganz erſchöpften Franzoſen nicht gedacht. Ein großes Glück für die Schweiz; unſere an der Grenze ſtehenden Truppen hätten zu ernſthaftem Widerſtand in keiner Weiſe genügt und befanden ſich großenteils auch nicht zur Stelle.

Der 3. Februar brachte uns einen kurzen Marſch über Pierre-Pertuis und durch das äußerſt maleriſche Schüßtal nach Biel. Unſere Soldaten jubelten auf, als ſie an den Gehängen oberhalb Biels wieder die Weinſtickel emporragen ſahen; die Weinländer Bauern fühlten ſich wieder auf heimatlichem Boden. Das Hauptquartier des Bataillons wurde in den Gaſthof zur Krone verlegt; die Mannſchaften bezogen ſeit langem wieder

Digitized by Google

gute, annehmbare Quartiere. Wir trafen hier auf die Kameraden des Schaffhauser Bataillons, welches von St. Ursanne über Bellelay hieher marschiert waren. Schon befanden sich übergetretene Franzosen in Biel, worunter namentlich viele auf Ehrenwort frei herumgehende Offiziere, welche sich den Schweizern gegenüber nicht allzuviele Höflichkeit zu Schulden kommen ließen. Zwei Kompagnien des Bataillons kamen nach Nidau, woselbst aus Versehen Quartierbillets mit Verpflegung in Empfang genommen wurden, was später den Major schweres Geld kostete.

4. Februar. An diesem Tage langten fortwährend entwaffnete französische Truppen an, Linie und Moblots, von allen Waffengattungen, traurig heruntergekommene, halb verhungerte und halb erfrorne wankende Gestalten. Es fiel uns auf, daß die Leute meistens noch einen ziemlichen Vorrat von Schiffszwieback auf dem Tornister mit sich führten, welchen sie trotz allen Elendes nicht benutzt hatten, sei es, weil ihnen die Preußen nie Zeit ließen, die harte Speise etwas aufzukochen, sei es, weil diese dem verwöhnten gallischen Gaumen nicht zusagte. Unangenehm berührte die große Unordentlichkeit und Unreinlichkeit der Franzosen, welche namentlich in der schönen alten, zum Internierungslokal hergerichteten Stadtkirche grell zutage trat. — Eine freie Stunde wurde dazu benutzt, um im neuen, schönen Krankenhause nach dem Befinden von Hauptmann G. zu fragen, der in Pruntrut an den Pocken erkrankt und hier untergebracht war. Die Berichte lauteten sehr günstig, da nur ganz leichte Erkrankung vorlag. — Nachmittags inspizierte das Brigadekommando die beiden Bataillone. Abends gegen neun Uhr wurden die Truppen durch Generalmarsch alarmiert; es waren noch einige Abteilungen Franzosen angekommen, und unser lieber Freund, Oberst A. M., kannte kein anderes Mittel, um noch einige Mann zur Verstärkung der Wache heranzuziehen.

Am 5. Februar wurde Bataillon 9 (und bald nachher auch

Digitized by Google

die Schaffhauser) mit der Bahn nach Neuenburg gesandt, woselbst die von der Grenze kommenden Transporte sich stauten und eine starke Garnison notwendig war. Wie wir dort ankamen, wimmelte es von schweizerischen und französischen Uniformen aller Art. Wir hatten Mühe, an den gedrängten Massen der von Verrières her anlangenden Franzosen vorbei vom Bahnhof zum Stadthause zu gelangen, wo wir die Quartierbillette in Empfang nehmen sollten. In Abwesenheit des Herrn Quartiermeisters Spühler hatte ich als Waffenoffizier diese Verteilung zu besorgen. Die ersten Jäger kamen nicht nach Neuenburg, sondern nach Serrières zu liegen, wo sie bei Chokoladefabrikant Suchard und bei der ganzen Bevölkerung ausgezeichnet aufgenommen wurden; wir andern hatten uns übrigens in Neuenburg auch nicht zu beklagen, die Offiziere der zweiten Jäger erinnern sich wenigstens noch mit Vergnügen ihres Quartiers bei Herrn de Pury-Blakeway im Clos Brochet. Hier in Neuenburg war alles wieder menschlich und angenehm; nach Abtreten der Mannschaft hatten der Aidemajor und ich das Bedürfnis nach einem ordentlichen Essen und verfügten uns in das naheliegende Hôtel „Bellevue", wo indessen die Tafel eben zu Ende ging. Wir bestellten darauf ein dîner à part, nicht ohne einige Seitenblicke seitens hoher schweizerischer und französischer Militärs auf die beiden etwas feldmäßig aussehenden Lieutnants. Item, das Essen schmeckte uns; die Rechnung dafür war aber sehr gesalzen, offenbar um uns das Wiederkommen zu verleiden. Das Restaurant „Balance" wurde nachher vom Offizierskorps des Bataillons zur Stammkneipe ausersehen.

Am Abend des 5. Februar befanden sich neben den eidgenössischen Truppen etwa 7000 internierte Franzosen in Neuenburg, und noch langten bis in die Nacht immer neue Scharen an. Der Wach- und Etappendienst war sehr schwierig und wichtig. Den zahlreichen französischen Offizieren wurde von den eigenen

Digitized by Google

Leuten sehr wenig Aufmerksamkeit erwiesen, im Gegenteil bezeugten sie ihnen gelegentlich ihre Verachtung; die Herren waren auch zum großen Teil offenbar früher alles eher als Militärs gewesen und mußten ihrer Ansprüche und Flegelhaftigkeit wegen öfters zurecht gewiesen werden. Die Mannschaften, namentlich die altgedienten Truppen und die armen Mobilgarden, benahmen sich im allgemeinen höflich und dankbar. Übrigens war das Ganze eine sehr gemischte Gesellschaft. Neben theatralischen Franktireurs und Marketenderinnen zweifelhaften Charakters sah man müde, bleiche Mobilgarden in Menge, sah man die Uniformen der Kaisergarde, Kürassiere, Chasseurs d'Afrique, Turcos, Zuaven und alle Arten Linientruppen. Am besten aussehend und wohl infolge guter Haltung auch weniger vom Feldzug hergenommen, war die Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd, stramme Leute, aus welchen eine Auslese zum Polizeidienst unter den Internierten von der Eidgenossenschaft in Eid und Pflicht genommen wurde. Diese Spezialpolizei und Maréchaussée behielt ihre volle Ausrüstung und leistete gute Dienste. Daher war auch ihr Ehrgefühl sehr empfindlich, wie eine Offiziersrunde erfuhr, als dieselbe nachts einen Mann, welcher Pferdefutter von einem Wagen abladen wollte, als der Dieberei verdächtig stellte. Er entpuppte sich als Gendarm und war über den Verdacht sehr aufgebracht, Messieurs! si ce n'étaient pas nous, l'on aurait déjà volé tout!

Auf den öffentlichen Promenaden standen lange Reihen als gesund von Colombier hieher abgelieferter Pferde, welche in großen Transporten ins Landesinnere abgingen. Doch mußten auch hier noch alle Tage kranke Pferde auf Anordnung des Platzkommandos von der Wachtmannschaft niedergeschossen werden, wenn die Herren nicht etwa selbst die Exekution übernahmen; so zerschlug der Adjutant des Platzkommandanten einmal einem unserer Soldaten das Gewehr mit dem vergeblichen Bemühen, ein angeschossenes Tier mit dem Kolben völlig umzubringen.

Digitized by Google

— Eines Abends hatte einer unserer Hauptleute, ein etwas trunksüchtiger Herr, zu vorgerückter Stunde und in einer Weinlaune den tollen Einfall, eines dieser Pferde loszubinden und auf dem sattellosen Gaul nach Serrières hinaus zu rasen. Dort suchte er, nach Champagner lüstern, sich vergeblich unter Poltern und Schimpfen den Eingang ins Haus Suchard zu erzwingen und kehrte unverrichteter Sache nach Neuenburg zurück, wo er vor der Hauptwache zu den Füßen seines Oberlieutnants F., welcher dort auf Wache war, zusammenbrach.

Ein Gegenstück zu diesem Offizier bildete unser Bataillonsschuster, ein dicker, fideler, versoffener Kerl, voll schlechter Witze und schlimmer Gedanken. Dieser Mensch, der gewiß schon lange kein Handwerksgerät berührt hatte, mußte sich jetzt bequemen, den Soldaten die Schuhe zu flicken. Aber er schien mit seinem Handwerkzeuge nicht mehr recht vertraut gewesen zu sein und schnitt sich mit der Schusterkneipe derart in den Wanst, daß der Arzt die Wunde erst für sehr bedenklich hielt. Unser Schuster glaubte selbst nichts anderes, als daß er geliefert sei, und ließ Pfarrer B. kommen, um ihm zu bekennen, er sei ein schlechter, liederlicher Mensch, der auf dem Todbette seine Frau und die ganze Gemeinde um Verzeihung bitte; sollte ihm Gott nochmals das Leben schenken, so wollte er es gewiß besser anwenden. Aber der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Es stellte sich heraus, daß der Stich nicht durch das Fettpolster gedrungen war; der Mann war in drei Tagen wieder gesund und wurde schon einige Tage später zu Colombier in Arrest geschickt, weil er im Quartier die Weibsleute mit Zumutungen belästigt hatte.

Neben solch tragikomischen Zwischenfällen boten uns natürlich die täglich wechselnden Bilder der großen Internierungsbewegung der Anregungen genug. Interessant war es, die 57 [illegible]ere vom Pommerschen Infanterieregiment zu besuchen, der Grenze von den Franzosen gefangen, durch diese

Digitized by Google

mit hinübergebracht worden waren. Die altneuenburgischen Familien, welche von früher her noch vielfache Beziehungen zu Preußen haben, überhäuften diese Leute natürlich mit Leckerbissen aller Art, unter anderm mit der „pommerschen Nationalspeise", geräucherter Gänsebrust, einem Gericht, das die braven Bauernburschen natürlich noch niemals gesehen hatten. Das betreffende Regiment, Nr. 8, zum zweiten Armeekorps gehörig, hatte an der Belagerung von Metz und an der Einschließung von Paris teilgenommen und war mit der aus dem zweiten und siebenten Armeekorps zusammengesetzten Armee des General Manteuffel der Armee Bourbakis in die Seite geworfen worden. Über Chatillon s. Seine, wo sich die Manteuffelschen Truppen gesammelt hatten, und über Dôle war der Marsch gegen Pontarlier gegangen. Am 1. Februar, während eines siegreichen Gefechtes, war diese Abteilung noch in die Hände des Feindes gefallen. Die Leute sahen sehr gut und sauber aus; ein Beweis, wie wohltätig Ordnung und Mannszucht bei einer im Felde liegenden Truppe jeden einzelnen Mann beeinflußt. „Strammes Putzen ist eben im Feld eine Hauptsache, erhält die Kleider und hält den Mann gesund," sagte ein Sergeant und gewiß nicht mit Unrecht. Ihre vom langen Dienst arg hergenommenen Beinkleider hatten die Pommern mit französischen hellblauen Moblotshosen vertauscht, welche am 21. Januar in Dôle mit einem großen Proviantzuge erbeutet worden waren.

War es uns leider nicht vergönnt gewesen, an der Grenze selbst dem Übertritt der Franzosen beizuwohnen, so bot sich Gelegenheit im nahen Colombier, sich ein Bild von dem Zustande zu machen, in welchen Kälte und Mangel die geschlagene Armee versetzt hatten. Ich benutzte einen dienstfreien Nachmittag, um mit Architekt de Pury, Sohn unseres Quartiergebers, dieses Sammeldepot zu besuchen. Herr de Pury, welcher leider schon wenige Monate später gestorben ist, hatte schon in Verrières

Digitized by Google

Übertritt beobachtet und seine mit Geschick aufgenommenen Skizzen der «Illustrated London News» zur Veröffentlichung übermacht; er wußte mir vieles darüber zu erzählen.

In Colombier sah es greulich aus; im alten Schlosse der Herzogin von Neuenburg-Longueville lagen die Wachmannschaften und Pferdeärzte; in den ausgedehnten fünfstrahligen Alleen, welche die Einwohner von Colombier einst ihrer Fürstin zum Dank für die Befreiung von den Feudallasten gepflanzt haben sollen, standen Tausende von Pferden zur Untersuchung und Behandlung. Vor Hunger hatten sich die armen Tiere Mähnen und Schweifhaare abgefressen und an den prachtvollen Kastanien- und Lindenbäumen die Rinde bis weit hinauf abgenagt, wie man auch im Artilleriepark vielfach auf durchgenagte Radspeichen und Deichseln traf. Im Schlamm lag allerlei Gerät umher, selbst Kürassierhelme mit Tigerfellbelag und Roßhaarbusch, dazwischen tote kleine, frischgeworfene Füllen. Abseits war eine mächtige Grube ausgegraben zur Aufnahme der abgestandenen oder wegen Krankheit und Rotzverdacht getöteten Pferde. Über alles regierte die Hünengestalt des uns wohlbekannten Oberpferdearztes Direktor Zangger. Oben auf dem Exerzierplatze von Colombier standen Hunderte von Geschützen, Dutzende von Mitrailleusen, Caissons, Kriegsfuhrwerke aller Art, selbst der uns von Fahy her bekannte Omnibus hatte hier seine Aufstellung gefunden.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Neuenburg erhielt unser Bataillon am 10. Februar Befehl, in Colombier die Parkwache zu übernehmen. Ungern nur verließen wir die Fleischtöpfe Neuenburgs und verabschiedeten uns mit bestem Danke von den verschiedenen freundlichen Quartiergebern, wobei ein wenig sprachgewandter Lieutnant der schwäbischen Kammerzofe morgens acht Uhr die zeitgemäße Anrede: Bon soir Madame! widmete. — Mein Hauptmann hatte von einem französischen Offizier ein hübsches Pferd erworben, leider ohne Schweif und Mähne, und

Digitized by Google

wußte nicht, wie dasselbe mit sich schleppen. Als Waffenoffizier anerbot ich mich, ihm dasselbe zu reiten, und ritt frohen Mutes mit dem Bataillonsstab zur Stadt hinaus. Aber als die Musik schwieg und die dem Franzosengaul ungewohnten Trommeln einsetzten, stieg der Gaul und warf seinen Reiter ab zu dessen Ärger und anderer Gaudium.

Die ersten drei Kompagnien erhielten Quartier in Colombier, die drei letzten unter Kommando des Majors Zollinger in Auvernier. Das Hauptquartier befand sich im „Cheval Blanc" in Colombier, woselbst auch die gemischte Artilleriekommission speiste. Hauptaufgabe des Bataillons war die Bewachung des Pferdedepots und des großen Parkes, der auf dem Exerzierplatze, einer allen Winden ausgesetzten Hochfläche, aufgefahren war. Der Wachtdienst daselbst gehörte nicht zu den angenehmsten Aufgaben. Wie es beim Schlosse Colombier aussah, habe ich bereits früher geschildert; doch hatten sich die Zustände schon etwas gebessert, ein guter Teil der Pferde war bereits abgeschoben, ein anderer verscharrt. — In dem tiefen Unrate lag noch eine Menge guten Lederzeuges und Pferdegeschirr. Eine unserer Abteilungen wurde eines Tages beauftragt, dieselben aufzulesen und zu reinigen, welcher unangenehmen Arbeit sie sich willig unterzog. Als aber die herumlungernden französischen Trainsoldaten mit den Händen in den Hosentaschen unsere Soldaten auszufözeln begannen, nahm der kommandierende Oberlieutnant die Leute beim Ohr und zwang sie zur Mithülfe.

Im Artilleriepark zogen neben den zahlreichen Geschützen besonders die zu Anfang des Krieges vielbesprochenen Mitrailleusen die Aufmerksamkeit auf sich, und manche Patrone aus den offenstehenden Munitionskasten mag ihren Liebhaber gefunden haben, solange nicht Ordnung und strenge Bewachung durchgeführt war. Seltsam berührte es, daß die Munitionskarren und Caissons durchgängig wenige oder keine Lücken zeigten; ma

Digitized by Google

hatte den Eindruck, als sei die Artillerie nie recht zur Verwendung gekommen. Über diesen Punkt unterhielten sich einmal beim Essen die eidgenössischen Mitglieder der Artilleriekommission, Oberst Fornaro und Oberstlieutnant Fornerod mit einem an der Inventarisierung teilnehmenden französischen Obersten. Letzterer erzählte von der Vortrefflichkeit der französischen Artillerie, ihrer den Preußen überlegenen Treffähigkeit und ihren großartigen Leistungen: «O, nous avons flambé ces Prussiens, nous avons demonté leurs canons à grande distance, nous étions hors porté de leurs obus.» Aber warum haben Sie denn nicht mehr Schüsse verfeuert, Sie haben ja Ihre Munition sozusagen nicht angegriffen? Warum haben Sie sich denn zurückgezogen? «O, nous avons été trahis, nous ne sommes pas battus, nous sommes trahis!» — «N'en parlons plus» entgegnete Oberstlt. Fornerod.

Oberst Fornaro gab unsern Wachtmannschaften strengen Befehl, durchaus niemand, auch keine Offiziere, ohne einen von ihm unterzeichneten Passierschein in den Park einzulassen, was die mitbetroffenen französischen Offiziere sehr verstimmte. Selbst Fornaros Adjutant, Oberstlieutnant Fornerod, der eines Tages den Park betreten wollte, wurde von der Wache zurückgewiesen, da er keinen Passierschein habe.

Neben dem Wachtdienst war in Colombier wenig zu tun; abends fanden sich die Offiziere deshalb meist im Poisson zu Auvernier zusammen, wo wir einen delikaten 65er Rotwein entdeckt hatten und das fragliche Faß stark aushöhlten.

Der Dienst in Colombier fing an, eintönig zu werden, als wir zu unserer Befriedigung am 15. Februar durch Bataillon 66 (Luzern) abgelöst wurden und nachmittags 4½ Uhr wieder nach Neuenburg zurückmarschieren durften, wohin die erste Kompagnie schon morgens zehn Uhr zum Bezug der Wache abgerückt war, in Ablösung von Bataillon Nr. 71. Major Zollinger war beim

Digitized by Google

Aufsteigen in Auvernier sehr erbost, daß der Sappeur seinem arabischen Schimmel einige Schweifhaare abgeschnitten hatte, welche in einer Blutlache bei der dortigen Metzelei etwas rot geworden waren. „Jetzt hätt' dä chaibe Sappeur dem Roß de Schwanz abgschnitte" ꝛc. — Auf dem Marsch sangen nun die Soldaten nach bekannter Melodie: „Haued dem Roß de Schwanz ab, Haued ne doch nüd ganz ab, Lönd em na es Stümpli stah, Daß es cha zur Chilbi gah" ꝛc.

Die ersten Jäger erhielten zu ihrem großen Jubel wieder Quartier in Serrières, wir übrigen in Neuenburg, wo sich inzwischen das Kriegsgetümmel verzogen hatte.

Am 16. Februar nahmen wir von der schönen gastlichen Stadt wieder Abschied. Um neun Uhr sammelten wir uns zum Abmarsch, und mit Ausnahme der ersten Kompagnie, welche aus unbekannten Gründen, wohl infolge eines Mißverständnisses, auf Wache noch nicht abgelöst war, wurde das Bataillon um zwölf Uhr mit Extrazug in die Heimat zurückbefördert. Um 7 Uhr trafen wir in Zürich wohlbehalten wieder ein und erhielten Quartiere in der Stadt. Die erste Kompagnie benutzte den fahrplanmäßigen Zug von 3½ Uhr nachmittags zur Heimreise bis Aarau, von wo sie ebenfalls mit Extrazug um zwei Uhr morgens nach Zürich gelangte.

Der Vormittag des 17. Februars wurde mit Abgabe des Kriegsmaterials, Abschluß der Komptabilität und andern Herrlichkeiten eines Entlassungstages verbracht. Nachmittags drei Uhr entließ Herr Kommandant Huber das Bataillon 9 unter bester Verdankung treuer Pflichterfüllung.

Unser Winterfeldzug wird allen Teilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung sein. Viele Mängel traten bei uns und anderwärts zutage; danken wir Gott, daß wir keiner ernstlicheren Prüfung unterworfen worden sind. Daneben aber zeigte sich doch, daß ein guter, williger Geist unsere Truppen beseelte. Hoffen wir

Digitized by Google

daß die Reorganisation unseres Heerwesens, welche infolge der gemachten Erfahrungen wenige Jahre später an die Hand genommen und durchgeführt wurde, die jüngern Geschlechter im Falle der Not in den Stand setzen werde, ihrer Aufgabe in vollkommerer Weise nachzukommen, als dies im Jahre 1871 bei der alten ungenügenden Organisation der Fall sein konnte.

Digitized by Google

„Die Eilwagenreise des Prinzen Carneval durch die alte und neue Welt".

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1849.

Von G. Meyer von Knonau.

Im Basler Jahrbuche für das Jahr 1906 ist eine vortreffliche Studie, betitelt „Die alten Basler", erschienen, eine ausgezeichnet wahre Selbstkritik, die innerhalb und außerhalb Basels sicher mit Interesse und Beifall aufgenommen worden ist. Selbstverständlich war da auch von der Basler Fastnacht die Rede, und die Freude an Humor und Satire, die den Baslern ja besonders an diesen Tagen eigen ist, findet da die gehörige Würdigung. Dabei wirft der Verfasser auch einen Blick über Basel hinaus und sagt u. a.: „An anderen Orten finden deklamatorische große Umzüge statt mit den allegorischen Figuren der langweiligen vier Jahreszeiten, oder man stellt die Handwerke und die Menschenalter dar, korrekt und brav, anspruchsvoll und geistlos". Mit diesen Worten ist doch wohl auch auf unsere Zürcher Sechseläutenzüge angespielt, und so mag es am Platze sein, an einen derartigen Aufzug, der nun über mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt, und auf den die eben genannten Beiwörter absolut nicht passen, zu erinnern.

Ein Mann, der in Zürich nicht vergessen werden darf, Heinrich Cramer, ohne den man sich Jahrzehnte hindurch an der

Digitized by Google

Limmat ein gelungenes Fest nicht denken konnte, war auch für das Sechseläuten vom 26. März 1849 der Erfinder des Programms gewesen, und er selbst nahm als Prinz Carneval teil. Wie groß Cramers Verdienste auch noch später bei solchen Gelegenheiten gewesen sind, das hat ja Gottfried Keller in seinem farbenreichen Gedichte: „Ein Festzug in Zürich" so ausgezeichnet dargestellt:

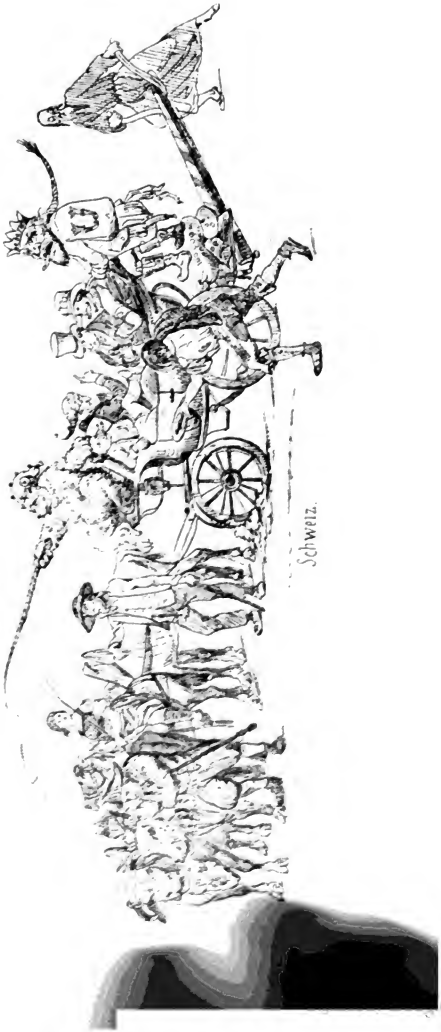
„Da lehnt auch Meister Heinrich schnell,
der Cramer ehrlich zubenannt,
das blanke Schlachtbeil an die Wand;
den Gurt, mit Kupfer hell verziert,
woran ihm Stahl und Messer klirrt,
den weißen Schurz tut er von sich
und greift zum Stifte. Säuberlich
nimmt er Papier und träumt und sinnt,
und gleich zu zeichnen drauf beginnt.
Denn wißt und seid des Meisters froh,
seit manchem Jahre treibt er's so:
wenn sich ein Spiel begeben will,
so steht sein Eifer nimmer still:
in Reim und Bildnis gleich gewandt,
entwirft und ordnet seine Hand,
bis frisch die Arbeit ist getan
und fröhlich klar des Festes Plan.
Bald sieht man ihn nun walten,
die Scharen zu gestalten,
wie jedes Mannes Stand und Tracht
er weislich zu Papier gebracht".

Ganz besonders für den Zeitpunkt, wo damals diese bunten Gestalten aus dem erfindungsreichen Sinne Cramers hervorgingen, ist nun die Wahl des Stoffes, der dem Festzug zugrunde lag, höchst bezeichnend. Sie zeigte so recht, wie sehr man sich in der Schweiz, nur anderthalb Jahre nach den Stürmen des Sonderbundskriegs, jetzt, nach Annahme der neuen Bundesverfassung von 1848, mitten im tief erschütterten Europa auf einer sicheren Insel wußte, so daß der Gedanke gewagt werden durfte,

Digitized by Google

die ganze damalige Zeitgeſchichte durch die Gaſſen Zürichs ſpazieren zu führen. Man muß ſich vergegenwärtigen, daß drei Tage vor dem Sechſeläuten Radetzky den König Carlo Alberto bei Novara beſiegte, daß am 28. März das Frankfurter Parlament die mißglückte Kaiſerwahl Friedrich Wilhelms IV. entſchied, daß in Ungarn einen Monat vorher zwiſchen den kaiſerlichen Truppen und dem Heere Koſſuths bei Kapolna geſchlagen worden war, und daß zehn Tage nach dem Sechſeläuten im Hafen von Eckernförde das däniſche Linienſchiff Chriſtian VIII. in die Luft flog. So bebte ringsherum die Erde, und in Zürich hielt Prinz Carneval ſeinen Umzug.

Auf zwei lithographierten Blättern iſt in je fünf Streifen das Bild des Feſtzuges gebracht, und ein witziges Programm, ein Dialog von Publikum und



Referenten, erklärt das Ganze. Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß Bild und Text — dem ersten fehlt die Signatur — von Cramer selbst herrühren. Die Zeichnung ist flott gemacht, an einigen Stellen mit einer kleinen Anleihe, so für Italien bei Leopold Robert; aber das hier in den Text gestellte Bild der Schweiz zeigt zur Genüge, wie flott der Zeichner seinen Gegenstand erfaßte.

Voran ist nun allerdings — das muß man dem Basler einräumen — eine Anzahl allegorischer Figuren, fast durchaus zu Pferde, zur Eröffnung gestellt, Humor, Satire und Ironie, Spott, Hohn und Fratze, Scherz, Posse und Schalk, Laune und Jux, zu hinterst noch Münchhausen und Till Eulenspiegel; aber daß Liberté, Concordia, Fraternité, Egalité in das Gefolge der Narkosis gestellt sind, ist eine sehr deutliche Anspielung! Mitten in dieser lustigen Gesellschaft thront Prinz Carneval.

Jetzt aber beginnt die Rundreise durch Europa, und zwar im Südwesten, mit Spanien. Hinter der Windmühle reiten Don Quixote und Sancho Pansa; ihnen folgt die Königin Isabella, deren Gewicht damals noch ein schmucker Zelter zu tragen vermochte. Allerlei Volk, Generale, Schmuggler, Pfaffen, Bauern, Karlisten und Christinos, schließen sich an.

Allein weit mehr fällt nun die Darstellung, die Frankreich gewidmet ist, in Betracht. Vier Kandidaten waren 1848 für die Würde eines Präsidenten der französischen Republik einander entgegengetreten, Louis Napoleon, der den Sieg davontrug, General Cavaignac, Lamartine und Ledru-Rollin. Diese kamen zweimal, einmal als Knaben auf den Rößchen eines Karussels sitzend und nach den Ringen stechend, und hernach die Männer selbst, die beiden Ersten stolz zu Pferde, Lamartine, dem nur der Dichterkranz auf dem Kopf geblieben ist, zu Wagen, und Ledru-Rollin mitten unter Proletariern zu Fuß. Nachher folgte noch, als Bezeichnung der für Frankreich im Jahr 1848 finan-

Digitized by Google

ziell und moralisch so verderblichen Nationalwerkstätten, ein Müllerkasten, aus dessen Innern Wecken und Würste flogen.

Viel friedlicher erschien England, wo in einer großen Kutsche die Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert und ungezählten Kindern saß, auf dem Rücksitz die Amme mit dem jüngsten Sprößling. Ihnen folgte in einem zweiten Wagen ein Paar, das 1848, von zuhause davongejagt, in England hatte Zuflucht suchen müssen, der dicke Louis Philippe und der magere Metternich.

Malerisch, aber unbedeutender, nahm sich Italien aus, mit seinen eben an Leopold Robert teilweise sich anlehnenden Kostümgruppen.

Ganz ausgezeichnet kam wieder die Schweiz an die Reihe, wie die hier eingefügte Nachbildung beweist. Bern ist Bundessitz geworden, und so kutschiert der Mutz, während hintenauf der Lällenkönig von Basel auf Geldsäcken steht und sich ängstlich anklammert; der gute Bruder Klaus gibt sich alle Mühe, mit treuer Hand den Wagen zu steuern, daß er nicht entgleise. In der Kutsche sitzen alle Parteien vertreten, aus deren Kämpfen heraus die neue Eidgenossenschaft entstand, vom bezopften Philister bis zum schnauzbärtigen Radikalen mit dem Schützenhut; und neben dem Wagen läuft ein Bettler, mit dem Tessiner Kantonalschild an der Hose, was wohl darauf hindeuten soll, daß das bedrängte Italien damals gerne schweizerischer Hülfe sich erfreut hätte.

Dann reiht sich Deutschland an, voran ein Freischarenhauptmann mit dem Heckerhut, dann ähnlich kostümiert, als Vertreter Badens, Weißhaar. Der gute Hans-Michel bemüht sich, als Postillon die bockigen Pferde zu führen, die das Frankfurter Parlamenthaus ziehen, und daran schließt sich, geführt von einem berittenen Studenten, die Bürgerwehr, zu der eine buntgemischte Musikbande den „Aplaus" machen muß. Ob wohl

Digitized by Google

der Zeichner schon ahnte, daß nach wenigen Monaten durch den Übertritt Sigels und seiner Revolutionsarmee Gestalten dieser Art in Zürich eintreten würden?

Nicht weniger bunt ist Österreich: Sensenmänner, ein Jesuit, Mönch und Nonne, akademische Legion, zuletzt hinter einem Einspänner, der einen Tiroler und eine Tirolerin trägt, Staberle mit der Harfenjungfrau. Um so eindrucksvoller war der von ungarischen Husaren begleitete Zweispänner, in dem finstern Antlitzes Kossuth saß.

Die Türkei fand sich durch einen Harem repräsentiert.

Ganz pikant war wieder Rußland. Da saß auf hohem Thron Zar Nikolaus und regierte an zahlreichen Leitseilen die vor ihm auf dem Wagen stehenden Generale, Minister, andere hohe und niedere Würdenträger. Man erfuhr nachher, daß der Zar, als der Zug das Rennwegtor passierte, beim Bücken den Hut verlor und durch energisches Anziehen der Seile seine Untertanen darauf aufmerksam machen mußte, ihm seine Kopfbedeckung zurückzuverschaffen.

Ein Hauptstück der ganzen Schaustellung war noch die ausgedehnte Schlußgruppe. Da ist die neue Welt vorgeführt. Europamüde, die ingeniöse Erfindung einer Drahtbrücke über den Ozean, nämlich ein von vier Männern getragener Wasserbottich, den die Brücke überspannt, weiter ein Dampfboot, mit Passagieren mit und ohne Seekrankheit, Einwanderer, hinter einem von Bewaffneten begleiteten wandelnden Goldklumpen kalifornische Goldgräber, Wasserhändler, Pflanzer, ein Sklavenmarkt, eine Kneipe mit der Überschrift „Mäßigkeitsverein", Brasilianer, Indianer folgten sich hier. Dazwischen bildete ein flotter Wagen, mit gallonierten Negern auf dem Bock und dem hinteren Trittbrett, wieder eine originelle Unterbrechung: das war der Kapitän Sutter, der damals als Goldfinder fast sprichwörtlich [illegible] schweizerische Auswanderer in Kalifornien. Ein

Digitized by Google

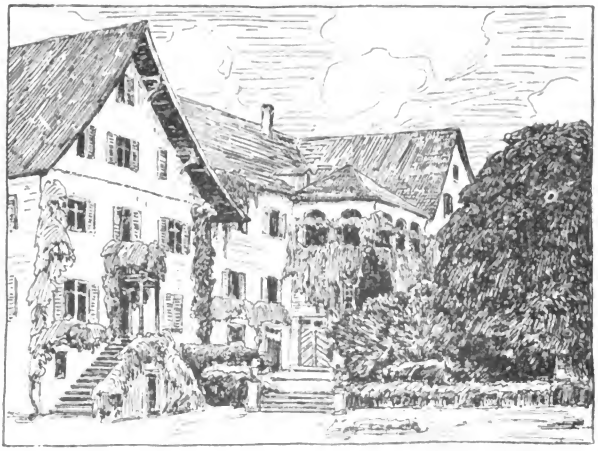
in Zürich wohlbekannter Papierhändler saß mit seiner Familie, die Kleider ganz mit Goldpapier bezogen, in dem Wagen.

— Dem fünfjährigen Knaben, der diesem Festzug mit staunendem Auge folgte, war auf einmal die ganze damalige Weltgeschichte aufgegangen, und die Dinge blieben seinem Gedächtnis lange eingeprägt. Ein Parlament z. B. konnte er sich lange Zeit nur als einen Omnibus mit vielen lärmmachenden Leuten und einer bimmelnden Schelle darüber vorstellen, und leider entspricht das Bild mehrerer derartiger Versammlungen — unsere schweizerische Bundesversammlung zum Glück ausgenommen — bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts mehrfach diesem Begriffe.

An jenem 26. März war es leider sehr schlechtes Wetter; denn das berühmte „Zürcher Festwetter", ein zwar in neuester Zeit wieder etwas löcherig gewordenes Dogma, existierte damals noch nicht, und so ist auch 1851 der großartige historische Festzug zur Feier des Eintritts Zürichs in den Schweizerbund, abermals eine Schöpfung Heinrich Cramers, bei der ersten Vorführung windelweich durchnäßt worden. Aber man war damals mutiger als heutzutage. Heinrich Cramer sah das Unheil voraus und dichtete am Ende seines Programms:

„Das alles und no gar vil meh,
das hätt me hüt schön solle g'seh,
da fallt vom Himmel, o Herr Je,
ganz krydewyße Märzeschnee".

Man war noch nicht, wie in neuerer Zeit, rätig, einen Sechseläutenzug auf den Tag zu verschieben, wo ein noch viel ausgiebigeres Naß fallen würde.



Landgut zur Schlpf bei Herrliberg.

Die Zunft zur Waag.

Vortrag vor der Zunft zur Waag
von † Dr. Heinrich Zeller-Werdmüller.

Vorbemerkung.

Wir freuen uns, neben den anschaulichen Schilderungen aus dem Kriegsjahr 1871, die diesen Band einleiten, aus dem Nachlasse des Verstorbenen, der auch dem Taschenbuche stets freundlich gesinnt war und zu wiederholten Malen gehaltvolle historische Abhandlungen darin veröffentlicht hat (vgl. die Jahrgänge 1881, 1882, 1888, 1889, 1892, 1893, 1894, 1897, 1898), einen weiteren Beitrag aus einem Gebiete veröffentlichen zu können, in dem der um Zürichs Geschichte so sehr verdiente Gelehrte ganz besonders zu Hause war. Die Redaktion.

Digitized by Google

Die Geschichte einer der zürcherischen Zünfte zu schreiben, ist insofern ein ziemlich schwieriges Unternehmen, als diese Körperschaften in politischer Hinsicht eigentlich nur als Wählergruppen zur Geltung kamen und in den öffentlichen Angelegenheiten nur selten, in besonders erregten Zeiten, den Gesinnungen ihrer Zunftgenossen unmittelbaren Ausdruck geben konnten. — In gewerblicher Hinsicht aber setzte sich jede Zunft wieder aus verschiedenen Gewerben zusammen, welche unter eigenen Obmännern und nach eigenen Satzungen ihre Angelegenheiten ordneten. Immerhin hat sich die Zunftverfassung Zürichs in ihrem 462jährigen Bestande im allgemeinen so bewährt, daß es sich lohnt, erst die Entstehung und den Aufbau derselben in kurzen Zügen darzulegen, und sodann zu betrachten, wie sich das innere Leben auf unserer Zunft zur Waag in öffentlicher und geselliger Hinsicht entwickelt hat.

Zürich hat sich vom achten Jahrhundert an aus königlichen Höfen und Ansiedelungen freier Bauern unter dem Schutze eines königlichen Vogtes und der von den Herrschern reich ausgestatteten beiden Stifte zu einer Stadt entwickelt, welche schon im XII. Jahrhundert für eine der ersten im Herzogtum Schwaben angesehen wurde. Unter den Zähringern Berchtold IV. und V., welchen die Vogtei über Zürich vom Kaiser als Reichslehen überlassen wurde, erstarkte die Bürgerschaft innerlich und äußerlich, das städtefreundliche Herzogshaus hat wohl auch hier das Aufblühen von Handel und Gewerbe begünstigt. Nach dem Erlöschen der Zähringer im Jahre 1218 muß Zürich von Kaiser Friedrich II. jeglicher fremden Vogtei enthoben worden sein; ein der Bürgerschaft selbst entnommener Reichsvogt stand schon 1223 an der Spitze des die Stadt verwaltenden Rates. Zürich war nicht Untertan der Abtei Fraumünster, wie Basel seines Bischofes, oder St. Gallen seines Abtes; die Rechte der Äbtissin beschränkten

sich auf ihre Befugnisse als Lehensherrin eines großen Teiles des städtischen Grundes und Bodens, und die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Dienstleute und Hörigen. Ihr Beamter war der Schultheiß, derjenige des Reiches der Vogt. Der Rat, welcher zuerst nur aus acht Beisitzern bestand, aber seit spätestens 1251 sich aus drei Ratsrotten von je zwölf Mitgliedern zusammensetzte, welche alle vier Monate im Amte wechselten, war annähernd zu gleichen Teilen aus Rittern und Bürgern gemischt. Er wurde jeweilen von der gesamten Bürgerschaft Zürichs gewählt, d. h. von den zur Teilnahme an den Gerichtstagen berechtigten freien Leuten, Reichshofleuten (Fiscalinen) und Dienst- und Eigenleuten der beiden Stifte. Man kann diesem ältesten Rate von Zürich das Zeugnis nicht versagen, daß er die Unabhängigkeit der Stadt nach außen kräftig gewahrt hat, und daß sich diese auch in ihrem Wohlstande im XIII. Jahrhundert gewaltig entwickelt hat.

Gerade diese Entwickelung bewirkte indessen, daß die städtische Einwohnerschaft sich durch Zuzug von außen her vermehrte, nicht nur etwa von ältern Edelleuten und verwitweten hohen Damen, welche die Annehmlichkeiten einer größern Stadt genießen wollten (solche gab es auch), sondern vornehmlich von zugewanderten Handwerkern, von Eigenleuten benachbarter Edeln, welche in der aufblühenden Stadt ihren Erwerb suchten und fanden. Bei steigender Zahl und wachsendem Wohlstand aber erwachte in diesen Hintersäßen der Wunsch, sich gleich den Altbürgern an der Stadtverwaltung zu beteiligen. Die Räte Zürichs suchten selbstverständlich diese Gelüste zu unterdrücken, und da anderswo die Bildung von gewerblichen Verbänden der Handwerker zur Auflehnung gegen die herrschenden Gewalten geführt hatte — von Kaiser Friedrich II. waren schon 1232 Innungen und Zünfte verboten worden —, so enthielt schon der ältere Richtebrief von Zürich eine Verordnung gegen dieselben. Dieses

Digitized by Google

Verbot wurde — im Jahre 1291 wahrscheinlich — verschärft und erscheint im Richtebrief von 1304 in folgender Gestalt:

„Wir der rat und die burger von Zürich setzen mit gemeinem rate und hein es auch geswoen ze dien heiligen ze behaltene ewechlechen, als hienach geschriben stat, das nieman werben noch tuon sol enhein zunft noch meisterschaft noch gesellesschaft mit eiden, mit worten oder mit werchen. Swer es aber her über tete, dem sol man sin beste hus niderbrechen und sol darzuo der stat ze burge geben zehen Mark. Ist aber, das einer nit huses hat in der stat, so sol er fünf jar von der stat sin, und sol nimmer wider in kommen, e er gebe fünfzig march ze burge der stat. Swer der vorgenanten sache bezüget wirt, als den Rat recht dunket uf ir eit, es ist ein jegelich Rat, der ze Zürich denne sitzet, gebunden ze richtenne und ze volfürenne uf ir eit, als da vor geschriben stat."

Anderseits wurde im Richtebriefe vom Rate selbst für Ordnung und eine gewisse Gliederung in Handel und Gewerbe gesorgt. Für uns besonders sind diese Ordnungen bemerkenswert, da aus denselben hervorgeht, daß neben den Müllern und Bäckern, sowie den Gerbern auch die Wollenweber, die Leineweber und die Hutmacher, also die später zur Zunft zur Waag gehörenden Berufsarten, besondere Berücksichtigung fanden, was beweist, daß die Weberei — auch die Seidenweberei wurde betrieben — damals wie heute wieder zu den Haupterwerbszweigen unserer Vaterstadt gehörte.

Gelang es der Alt-Bürgerschaft lange, den Handwerkerstand, bezw. die neuen Insaßen von der Stadtverwaltung ferne zu halten, so mußte deren Widerstand erfolglos werden, als sich ein Teil der ritterbürtigen Ministerialen mit dem Volke gegen die bürgerlichen Geschlechter verband, um nach dem Vorbild der rheinischen Städte, wo z. B. 1332 in Straßburg eine Umwälzung stattgefunden hatte, das Staatswesen auf Grund-

Digitized by Google

lage einer zünftigen Einteilung der Einwohnerschaft neu aufzubauen.

Die Verfassung, der geschworne Brief, welcher am 16. Heumonat 1336 nach vorangegangenen stürmischen Bürger- und Volks-Versammlungen von dem jungen ehrgeizigen Ratsherrn Rudolf Brun, dem Sprossen eines alt-ritterlichen Geschlechtes, der zürcherischen Gesamtgemeinde vorgelegt und von dieser angenommen wurde, beruhte grundsätzlich auf einem verständigen Ausgleich zwischen der alten Bürgerschaft und dem neuen Zuwachs von Gewerbetreibenden.

Ritter und Ritterbürtige, Kaufleute, Goldschmiede, Geldwechsler, Leute, die aus dem Ertrage ihres Vermögens oder ihres Grundbesitzes lebten, der Kern der Alt-Bürgerschaft, wurden auf der sog. Konstaffel vereinigt. Der sonderbare Namen, welcher „Stallgenossenschaft" bedeutet, kommt auch in andern deutschen Städten vor, und ist wahrscheinlich von Straßburg her entlehnt, wo die Ritterbürtigen mehrere Konstaffeln bildeten. Die Mitglieder der Gesellschaft waren teilweise zum berittenen Kriegsdienst verpflichtet; ihnen war im Felde das Stadtpanner anvertraut.

Aus dem Gewerbestand bildete Brun dreizehn Zünfte, deren jede verschiedene Handwerke umfaßte. Ihre Angehörigen dienten der Stadt zu Fuß; jede Zunft bildete eine Abteilung mit eigenem Panner.

An Stelle des alten Rates traten 13 aus Mitgliedern der Konstaffel ernannte Räte und die 13 Zunftmeister unter dem Vorsitz des Bürgermeisters. Dieser Rat amtete sechs Monate von Weihnacht an und wurde auf Sommer-Johanni durch eine aus andern Männern bestehende Ratsabteilung abgelöst. Der Bürgermeister, welchem der Rat Treue zu schwören hatte, war auf Lebenszeit gewählt. Unter Zuzug von zwei Rittern oder Ritterbürtigen und vier Bürgern des abtretenden Rates bezeichnete er

Digitized by Google

jeweilen auf Weihnacht und Johanni den Rat für das nächstfolgende Halbjahr, während die neuen Zunftmeister von ihren Mitzünftern gewählt wurden.

Wichtigere Entscheide und streitige Fragen konnten dem Rate der Zweihundert und der gesamten Gemeinde vorgelegt werden. Über die Zusammensetzung des Großen Rates ist man im Ungewissen; wahrscheinlich bestand er aus den 52 alten und neuen Räten und Zunftmeistern, 78 Sechsern der 13 Zünfte und 70 bis 78 Mitgliedern der Konstaffel.

Im Jahre 1373 wurde ein zweiter Geschworner Brief angenommen, die Gewalt des Bürgermeisters eingeschränkt, die Wahl der neuen Räte den abtretenden Räten und Zunftmeistern übertragen. Es hieng diese Änderung mit den Ereignissen zusammen, welche der Übermut und die Händelsucht der Söhne des verstorbenen Bürgermeisters Brun heraufbeschworen hatte und mit der Verbannung der Brun ihren Abschluß fand. Eine weitere Änderung erfolgte im Jahre 1383 nach dem Tode des zweiten Bürgermeisters Ritter Rüdiger Maneß, welcher sich in seinen letzten, durch schlimme Vermögensverhältnisse getrübten Lebensjahren arge Ungehörigkeiten hatte zu schulden kommen lassen. Die Lebenslänglichkeit der Bürgermeisterwürde wurde aufgehoben und auch für diese höchste Beamtung halbjährliche Neuwahl vorgeschrieben. In Wirklichkeit gestaltete sich die Sache selbstverständlich so, daß die obersten Behörden aus zwei Abteilungen bestanden, deren eine von Weihnachten bis Sommer-Johanni amtete (Rat natalis), die andere in der zweiten Jahreshälfte (Rat baptistalis). Nach einem halben Jahre wurden alter Bürgermeister und alte Räte wieder bestätigt. Immerhin war die Möglichkeit gegeben, mißbeliebige oder Anstoß erregende Bürgermeister und Räte ohne Aufsehen zu beseitigen, während andrerseits die Lebenslänglichkeit der Beamtung, zufolge des auch

heute noch in Geltung verbliebenen Beharrlichkeitsvermögens, dennoch fortbestand.

Das durch Bürgermeister Rudolf Schön und den Rat im Jahre 1393 mit Österreich vereinbarte, aber von der Bürgerschaft verworfene Bündnis bot die Veranlassung zur Aufstellung des dritten Geschwornen Briefes, welcher die höchste Gewalt dem Großen Rate übertrug. Auch die Wahl der 13 Räte wurde in die Hand dieser Körperschaft gelegt, welche nicht gehalten war, diese Mitglieder der ausübenden Behörde ausschließlich der Konstaffel zu entnehmen. Dagegen waren aus dem Handwerkerstand hervorgegangene Angehörige der freien und höhern Berufsarten auch nicht mehr gezwungen, von der väterlichen Zunft auf die Konstaffel überzutreten. Wurde somit das Übergewicht der Konstaffel zu Gunsten der Zünfte vermindert, so vermehrte dies andrerseits den Einfluß der wohlhabenden und gebildeten Klassen auf den Zünften. In der Folge wurde gewohnheitsgemäß die eine Hälfte der Räte der Konstaffel, die andere den Zünften entnommen, so noch 1489 bei Wiederbesetzung des Rates nach dem Waldmannischen Auflauf.

Durch das ganze XV. Jahrhundert sank nunmehr der Einfluß der Konstaffel, auf welcher zudem die alten Rittergeschlechter völlig ausstarben, und es hob sich die Stellung der Zünfte, wo sich nach und nach ein gewisses Patriziat zu entwickeln suchte. Im Jahr 1442 wurde infolge der Verschmelzung zweier Zünfte die Zahl der Zunftmeister sowohl, als diejenige der Räte von dreizehn auf zwölf herabgesetzt.

Nachdem die Unsicherheit und das Fehlen fester gesetzlicher Bestimmungen über die Wahl der Ratsherren, jedenfalls zur Waldmannischen Zeit, zur Schärfung der Gegensätze zwischen diesem Bürgermeister und seinen Gegnern beigetragen hatte, ordnete der vierte Geschworne Brief von 1498 die Ansprüche von Konstaffel und Zünften auf die Ratsherrenstellen wesentlich zu

Digitized by Google

Ungunsten der erstern. Von nun an bis 1798 bestand der in zwei halbjährlich wechselnde Rotten eingeteilte kleine Rat aus:

2 Bürgermeistern, halbjährlich gewählt von Rät und Burgern, im Amte wechselnd,
4 Ratsherren, gewählt von der Konstaffel, Konstaffelherren genannt,
2 Ratsherren von der Konstaffel, gewählt von Rät und Burgern,
12 Ratsherren, je einer von jeder Zunft, gewählt von Rät und Burgern,
6 Ratsherren von freier Wahl, von Rät und Burgern aus beliebiger Zunft gewählt,
24 Zunftmeistern, von den Zunftversammlungen gewählt; total
50

Der Große Rat der Zweihundert, „Rät und Burger", bestand aus

50 obigen Mitgliedern des Kleinen Rates,
18 Achtzehnern von der Konstaffel,
144 Zwölfern aus den zwölf Zünften; die Abordnungen der einzelnen Zünfte ergänzten sich nach dem Tode oder der Beförderung eines Zwölfers jeweilen selbst, ohne Mitwirkung der Zunftversammlung, somit aus
212 Mitgliedern.

Der Konstaffel verblieben nur noch geringe Vorrechte; überhaupt kam ihr gegenüber den Zünften keinerlei politische Bedeutung mehr zu, um so weniger, als auch die Zünfte mehr und mehr Handelsherren und Angehörige anderer, früher zur Konstaffel zählenden Berufsarten an Stelle der Handwerksmeister in den Rat entsandten. Da zudem einige Geschlechter es verstanden, ihre Angehörigen in geschickter Weise auf verschiedene Zünfte zu verteilen, so drohte sich im XVII. Jahrhundert, b

Digitized by Google

günstigt durch die Wahlart der Zwölfer, eine Oligarchie weniger Geschlechter zu entwickeln, welche sich zu einem förmlichen Patriziat hätte ausgestalten können.

Diese Gefahr wurde im Jahre 1713 durch einmütiges Zusammenstehen der Bürgerschaft abgewendet, unter Billigung der einsichtigsten und angesehensten Regierungsmitglieder selbst; wichtige Entscheidungen in Staatsangelegenheiten sollten den Zünften vorgelegt werden.

Es war das von der innern Stadtverfassung unabhängige Verhältnis der herrschenden Stadt zu der untergebenen Landschaft und der französische Einfall von 1798, welcher die altehrwürdige Verfassung, die ebenfalls auf Freiheit und Gleichheit der Stadtbürgerschaft unter sich beruhte, zu Falle brachte. Nachdem unter dem Drucke eines drohenden Krieges mit Frankreich und Angesichts der Unzufriedenheit der Landbevölkerung Rat und Bürger von Zürich am 5. Hornung 1798 beschlossen hatten, daß zwischen Stadt und Land vollkommene Gleichheit bestehen solle, und daß eine neue Staatsverfassung auf dieser Grundlage zu entwerfen sei, machte der Einmarsch der Franzosen und die Errichtung der einen und unteilbaren helvetischen Republik jeder weitern Verhandlung und der Selbständigkeit des zürcherischen Staatswesens ein Ende. Die Mediationsverfassung von 1803 stellte die Zünfte als Wahlkörper für den Großen Rat wieder her; ebenso ließ ihnen die Restauration von 1815 und die Verfassung von 1831 das Recht, eine Anzahl Vertreter in den Großen Rat zu senden, ihre politische Bedeutung war dahin.

Als die Verfassung vom 4. Februar 1838 die gesamte Stadt Zürich zu einem einzigen Wahlkreise vereinigte, verblieb den Zünften noch die Wahl der Mitglieder in den Großen Stadtrat, nach Maßgabe ihrer numerischen Stärke. Die Einführung der Einwohnergemeinde im Jahr 1865 hat auch diesen letzten Schatten politischer Rechte hinweggenommen.

* * *

Digitized by Google

Die Herstellung von Geweben aller Art bildete im XIII. und XIV. Jahrhundert einen Haupterwerbszweig der gewerbetreibenden Einwohnerschaft Zürichs. Die Bestimmungen des Zürcher Richtebriefs von 1304 über Seide, Leinwand und Wollenstoffe bezeugen die Wichtigkeit, welche den betreffenden Betrieben beigelegt wurde.

Es ist deshalb nicht auffallend, wenn aus den Webern im Jahre 1336 zwei der damals errichteten Zünfte gebildet wurden; es heißt im ersten geschwornen Brief:

Die fünfte Zunft, „Wullenweber, Wullenschlaher, Grantuecher und Huter (Hutmacher) sollen haben ein zunft und ein panner."

Die sechste Zunft, „Leinweber, Leinwatter und Bleiker sollen haben ein zunft und ein panner."

Die Seidenherren, deren Gewerbe offenbar wie dasjenige der Goldschmiede für vornehm galt (heißt man heutzutage ja in Mailand noch Seidenspinnerei und Seidenhandel „il nobil genere"), gehörten zu den Genossen der Konstaffel.

Wir finden nun in der Tat vom Jahre 1336 an immer zwei Vertreter der Weber unter Zürichs Zunftmeistern, doch scheinen sie in der Ratsliste von Anfang an nicht, wie zu vermuten wäre, an fünfter und sechster, sondern an zwölfter und dreizehnter (letzter) Stelle aufgeführt worden zu sein. Mit Weihnachten 1442 aber verringert sich die Zahl der Räte und Zunftmeister auf einmal von 13 auf 12; der Vertreter der Wollenweber-Zunft ist verschwunden. Die Wollenweber- und Hutmacher-Zunft wurde offenbar damals mit derjenigen der Leineweber verbunden, und zwar, weil beide Berufsarten in starkem Rückgange waren. Nach einem Reisrodel des alten Zürichkrieges, noch aus der Zeit vor der Vereinigung der beiden Zünfte, wohl aus dem Jahre 1442, zählten die Wollenweber nur noch 12 wehrfähige Mitglieder, die Leineweber deren 33, während die

Digitized by Google

meisten andern Zünfte 80—100 Mann aufbringen konnten. Im Jahre 1469 fanden sich unter 729 wehrfähigen Bürgern nur 39 von der Weberzunft.

Auf die Ursache dieses Rückganges werde ich später zu sprechen kommen.

Der fünfte geschworne Brief von 1498 bestätigte diese Verschmelzung; die sechste Zunft umfaßte nunmehr die „Wullweber, Wullschlaher, Grautücher, Hutter, Leinweber, Leinwatter und Bleicher". — Bei der Vereinigung der Stadtverfassung von 1653 wurde die Zunft, welche sich schon lange nach ihrem Hause zur Waag am Münsterhof benannte, in der Reihenfolge der Zünfte ans Ende gestellt. — Der siebente Geschworne Brief von 1713 nennt als Angehörige der Zunft noch die Wollen- und Leineweber, die Hutmacher und die Bleicher.

Obwohl schon im XIV. Jahrhundert Versammlungen der Zünfte zur Beratung über städtische Angelegenheiten stattfanden, so haben wir doch über sie keine nähere Kenntnis. Wir wissen nur, daß der Rat die Veranstalter einer Versammlung der Krämerzunft schwer tadelte, und daß im Juni 1393 den Zünften verboten wurde, Boten der eidgenössischen Orte zu empfangen. Im Jahre 1401, nach der damaligen Judenverfolgung, verordnete der Rat, daß in Zukunft nur noch Angelegenheiten des Reiches oder der Eidgenossenschaft, ferner Landkriege oder neue Bündnisse vor die Gemeinde, Konstaffel und Zünfte gebracht werden sollten und auch dies nur, wenn die Mehrheit des Rates dies beschließe. Erst aus spätern Zeiten, dem XVI. und XVII. Jahrhundert, sind wir über die Beratungen der Zünfte etwas genauer unterrichtet. Um deshalb wenigstens einige Anhaltspunkte darüber zu gewinnen, welche Stellung unsere Zunft bei wichtigen politischen Entscheidungen eingenommen hat, müssen wir in Erfahrung zu bringen suchen, auf welche Seite sich jeweilen deren Zunftmeister geschlagen haben.

Digitized by Google

Daß alle Zünfte zur Zeit der Mordnacht unbedingt zu Brun und ihren neu erlangten Rechten standen, ist selbstverständlich; ebenso, daß bei der Austreibung von Bruns Sippe sich wohl keine Zünfter auf die Seite dieser gewalttätigen und liederlichen Junker gestellt haben.

Zum erstenmal mag die zünftige Bürgerschaft vor dem Sempacherkrieg und zur Zeit des beabsichtigten Bundes mit den Reichsstädten unter sich uneins geworden sein. Einiges Licht fällt auf die Haltung einzelner Zünfte dem von Bürgermeister Rudolf Schön mit Österreich abgeschlossenen Bündnis gegenüber. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die Wollen- und Leineweber, oder wenigstens deren Vorsteher, in ihrer Mehrheit dem österreichischen Bunde aus Berufs- und Handelsrücksichten nicht abgeneigt waren, wie ja auch der Seidenherr Johannes Seiler einer der Hauptförderer dieses Vertrages gewesen war. Der Anschluß an die Eidgenossen, bezw. die feindliche Stellung derselben zu Österreich, beeinträchtigte Zürichs Handel und Gewerbe durch Unterbindung der Handelsstraßen in außerordentlicher Weise, soweit nicht der Getreidemarkt für die Gebirgsgegenden in Frage kam. Wir müssen uns deshalb nicht verwundern, wenn nach dem Sturze des Bürgermeisters Schön im Heumonat 1393 der eine Zunftmeister der Leineweberzunft, Konrad Lyrer, Mitglied des Hofgerichtes, als einer der Hauptförderer des Bündnisses am 15. Heumonat von der Bürgergemeinde seines Amtes entsetzt wurde; der Zunftmeister des Weihnachtsrates, Rudolf Öri, wurde wohl aus gleichem Grunde für das Jahr 1394 nicht mehr bestätigt.

Auch auf der Wollenweberzunft mußte der bisherige Zunftmeister des Weihnachtsrates, Johannes Schlößli, welcher erst seit zwei Jahren im Amte stand, von seiner Stellung zurücktreten, während der seit 1375 im Rate sitzende Zunftmeister des Sommerrates, Walther Buchenegger, bis 1398 [illegible]

demgemäß jedenfalls am Abschluß des Bündnisses nur wenig oder gar nicht beteiligt war.

Aus der Zeit des alten Zürichkrieges, 1437—1448, ist nichts über die Zunft zur Waag zu berichten. An Zahl und Einfluß zurückgekommen, konnten sich die Weber in keiner Weise besonders geltend machen. Handel und Gewerbe waren ja in Folge der Zerwürfnisse mit Österreich in solchem Maße zurückgegangen, daß eine Weisung an die Tagsatzungsgesandten Zürichs es offen aussprach: Der größte und beste Nutzen, den unsere Stadt und der ganze Zürichsee hat, ist an Reben, und es ist sonst keinerlei Gewerbs in unserer Stadt, dessen wir genießen mögen. Neben einigen Landjunkern und Klosteramtleuten sind es deshalb die Weinleute, Wirte, Weinschenke, Müller, Bäcker und Metzger, welche im XV. Jahrhundert in Zürich obenan standen.

Man ersieht dies auch aus den Mannschaftsrodeln; während z. B. 20 Mitglieder der Weinleutenzunft, 17 Pfister und Müller im Jahre 1476 nach Murten ausgezogen sind, folgten dem Panner nur 13 Mann der Krämerzunft (Saffran) und 11 Weber.

Zu Waldmanns Zeit scheint dagegen unsere Zunft, wohl im Gegensatze zu dem aus der Schenke und dem Backtroge emporgewachsenen Neu-Patriziat, von dem Bürgermeister Förderung von Handel und Gewerbe erwartet zu haben. Wenigstens gehörten beide Zunftmeister zu Waldmanns getreuesten Anhängern. Meister Hans Bieger sowohl, seit 1467 im Amte, als Meister Rudolf Ries, 1481 zum Zunftmeister gewählt, wurden von den Gegnern mit besonderem Hasse verfolgt. Bieger gehörte zu dem engeren Kreise, welchen Waldmann seit 1488 täglich auf dem Schneggen zum Abendtrunk um sich versammelte, zu der „purß", von der Edlibach erzählt.

Nach dem Sturze Waldmanns wurden Bieger und Ries zu [illegible]mauerung verurteilt, wo ihnen weder Sonne noch

Digitized by Google

Mond mehr scheinen sollte, aber von der Gemeinde zur Eingrenzung in ihre Häuser begnadigt. Als sich später die Leidenschaften legten, verlor auch dieses gemilderte Urteil seine Geltung; Meister Bieger wurde schon 1493 wieder als Zwölfer seiner Zunft in den Großen Rat abgeordnet und gelangte 1500 wieder zu seiner alten Stellung als Zunftmeister. Auch dem Meister Ries, einem betagten Manne, bezeugte die Zunft im Jahre 1492 durch die Wahl zum Zwölfer ihr Zutrauen; er verlebte seine letzten Jahre friedlich im Spitale, wir würden sagen, im Bürgerasyl.

An Stelle der beseitigten Meister wählte die in der Wasserkirche versammelte Stadtgemeinde am 1. April folgende Angehörige der Zunft in den (sog. hörnernen) Rat:

Hans Grimm, „Prokurator“,
Hans Dingnauer,
Arnold Koch, Stubenknecht zum Rüden,
Rudolf Meyer von Fällanden.

Bei Neubesetzung der Ratsstellen aber, nach dem unterm 27. Mai 1489 genehmigten vierten Geschworenen Brief, erwählte die Zunft selbst als Meister:

Ulrich Meyer,
Konrad von Chusen.

Der letztere, Hutmacher und Wattmann, Nachbar und guter Bekannter des Chronisten Edlibach, blieb bis 1499 Zunftmeister; von 1502 bis 1510 bekleidete er die Stelle des Ratsherrn seiner Zunft. Ulrich Meyer hatte sein Amt bis 1501 inne.

Von den hörnernen Räten verblieben Rudolf Meyer, Prokurator Grimm und Hans Dingnauer Zwölfer ihrer Zunft; vom „Stubenknecht zum Rüden“ wollte man, wie es scheint, auf der Zunftstube zur Waag nichts mehr wissen. Zum ersten Ratsherrn von der Zunft zur Waag wurde gemäß der neuen Ver-

fassung am 27. Mai 1489 gewählt Matthias Wyß. Dieser Mann wurde dann 1492 des Rates von freier Wahl und Seckelmeister. Im Jahre 1501 trat er, wahrscheinlich wegen Änderung in seinem Berufe, auf die Zunft zur Meise über, wodurch uns die Möglichkeit entgieng, ihm als Bürgermeister von der Zunft zur Waag einen Ehrenplatz in unserer Zunftgeschichte einzuräumen. Er wurde im Jahre 1502 zum Bürgermeister gewählt, trat indessen schon nach acht Jahren von seinem Amte zurück und starb als Ratsherr und Seckelmeister im Jahre 1528.

Im Beginne des XVI. Jahrhunderts hat sich der Rat mehrmals in auswärtigen Angelegenheiten an die Zünfte und Gemeinden gewandt. Im Mai 1521 hat sich die Weberzunft im Einklang mit den Ansichten des Rates für die Abweisung des französischen Bündnisses ausgesprochen. Zur Reformationszeit hat der Zunftmeister Hans Bleuler (1520—1530, 1532 ward er Vogt zu Grüningen, 1542 des Rats von freier Wahl, gestorben am 8. Mai 1551) eine sehr angesehene Stellung im Rate eingenommen und wurde mit wichtigen Geschäften beauftragt, während der andere Zunftmeister, Ulrich Eßlinger (1521—1528), niemals genannt wird. Auch vom Ratsherrn Caspar Schlatter (1521—1524) ist nichts bekannt, während sein Nachfolger Steffen Zeller (1525—1527 Ratsherr, 1527 Vogt zu Wollishofen, später Landvogt zu Andelfingen, Zeugherr und Zunftmeister, gestorben 1552) entschiedener Anhänger der Reformation und namentlich mit dem Einzug und der Verwertung der Kirchenschätze beauftragt war. Auch Fridli Trüb, Ratsherr von 1528—32, stand auf der Seite der Reformation. — Ich glaube annehmen zu dürfen, daß unsere Zunft fest und zuverlässig zur Sache der Glaubensverbesserung gestanden hat.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert traten Zünfte und Gemeinde immer mehr vor der selbstherrlichen Gewalt des Rates

Digitized by Google

zurück. Immerhin war unsere Zunft in demselben meistens durch bedeutende Männer vertreten.

Heinrich Thomann der Junge z. B. (dessen auf dem Weggen zünftiger Bruder 1584 Bürgermeister wurde) hat in den Jahren 1543—1592 seiner Vaterstadt als Zunftmeister, Landvogt zu Kiburg, Standesseckelmeister und Gesandter nach Deutschland und Frankreich die wichtigsten Dienste geleistet. Er erhielt im Jahre 1571 vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen Wappenbrief. Seine Schwester hat die noch jetzt bestehende Thomannische Stiftung errichtet.

Zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts finden wir die Balber, Högger, Heerer, etwas später auch die Schaufelberger und Leu neben den Thomann als die leitenden Geschlechter unserer Zunft. Nach der Mitte des Jahrhunderts kamen noch die (Weggen-)Meyer hinzu, und aus diesem Geschlechte ward Andreas Meyer im Jahre 1696 zum Bürgermeister Zürichs erwählt, das erste Standeshaupt von der Zunft zur Waag. Meyer hat den für die damalige Zeit äußerst reich ausgestatteten Landsitz Bocken bei Horgen erbaut, in dessen großem Saal die schöne Gipsdecke heute noch mit dem Wappen der Weggen-Meyer geziert ist. Er starb im Jahre 1711.

Zwei Jahre nach seinem Tode riefen der Zelotismus des beschränkten Antistes Klingler und Mißstände in der Staatsleitung eine Bewegung hervor, welche dazu führte, die Bürgerschaft aufzurütteln und das bürgerliche und geistige Leben Zürichs zu heben. Bei dieser Bewegung von 1713 wurden auch die Zünfte wieder einmal von der Obrigkeit befragt, und es ordneten dieselben besondere Abgeordnete in die Verfassungskommission ab. Unser Zunftprotokoll gibt zum erstenmal Aufschluß über politische Verhandlungen, und zwar folgendermaßen:

„10. September 1713. Nachdeme zufolg M. Gn. [illegible] Erkantnus auf Lobl. Zunft zur Waag [illegible]

Eyd versamblet und M. hochgeehrter Herr Stadthalter Meyer ein weitläufige proposition der abgelesenen obrigkeitlichen Erkantnus gemäß gethan, auch der erforderliche Bericht von dem über Ihr Weisheit, Herr Bürgermeister Holtzhalb und etlich andere Hherren geschehen Angaben und derselben Verantwortung abgestattet worden, hat Hr. Lieut' Widerkehr in einer kurtz abgelesenen Schrift zu Handen Mr. Gn. Herren dieselben mit allertiefestem Respect ersucht, ein Conferenz mit lobl. Burgerschaft in gleicher Anzahl zugestehen, damit die Fundamentalsatzungen und Freyheiten untersucht und die Angelegenheiten nach dem Gewicht der Billigkeit abgewogen werden könne und welches in einer gehaltenen Umbfrag sambtlich ohne weitere Anfügung bestätigt und die Hherren Vorgesetzten zur Erhaltung willfähriger Antwort Ihre Beyhilfe vor M. Gn. Herren beizutragen ersucht worden; wobei letstlich Herr Antistes Zeller beigefügt, daß es die Meinung haben werde, daß die Herren Ausschüsser nur die Gravamina in solcher Conferenz proponieren, nicht aber als judices beisitzen werden, und Hr. Lieutenant Widerkehr aber darauff geantwortet, das es sich hernach schon zeigen werden, wobei es aber verblieben und dem Bott ein End gemacht worden."

„13. September. Bei der kraft meiner Gn. Herren Erkantnus wiedermahlen bey dem Eid gehaltener Zunfftversammlung ward nach von Mhochgeehrten Herren Statthalter Meyer gethanen Vortrag vermelt hoch Obrigk. Erkantnus verlesen, worüber Herr Lieutenant Widerkehr von der zu erwellenden Deputierten Beysitz bei der Obrigk. Verordneten Commission ein Schrift abgelesen, auch darüber folglich weitläufig deliberiert worden; da es sich entlich geäußeret, daß zwei klare Meinungen unter der Versamblung walten, die einte, welche M. Gn. Herren Erkantnus zufolge für die erwellenden Abgeordnete keinen Beysitz bei der Obrigkeit verordneten Commission verlanget, die andere M. Gn. Herren ehrerbietig zu ersuchen gut befunden,

Digitized by Google

daß bedeute Verordnete mit und neben vermelter Obrigkeit. Commission über die Beschwerden und Verbesserung rathen helfen und das gutbefinden, ehe es an M. Gn. Herren gebracht wird, denen Zünften hinterbringen, alles aber letstlich M. Gn. Herren Erkanntnus anheimb gestellt sein solle; deren Erleutherung von M. Gn. Herren mit geziemendem respect erwartet wird."

„14ten. Wurden zwei Hherren Abgeordnete erwellet: Herr Haubtmann und Rathsprocurator Albrecht einhellig,

„ Lieutenant Leonhard Widerkehr mit dem heimlichen Mehr, denen vor gesambter Lobl. Zunft die Instruction formiert werden solle."

Da Widerkehr nach dem Vorangehenden die schärfere Tonart angeschlagen hatte, so scheint die Zunft in ihrer Mehrheit die Bewegung unterstützt zu haben.

Das Protokoll schweigt nun über den weitern Verlauf, bis zum Abschluß der Bewegung, worüber unterm 7. Dezember 1713 berichtet wird:

„Presentibus Herr Statthalter Meyer und gantzer Zunft Bott. Nachdem in dem bei dem Eid versambleten algemeinen Zunftbott nach abgelesenen Zunfttafelen von MHherrn Statthalter die Ursachen, welche M. gn. Herren eine Declaration über das von sämtlichen Zünften abgefaßte project zu formiren bewogen, des mehreren nachtrucksam vorgestellt worden, ward ermelte Declaration von puncten zu puncten verlesen und selbige nach darüber gemachten Reflexionen einhellig auf und angenohmen, außert daß von einigen Herren Zünftern annoch verlanget worden, daß auch die fundamental Satzungen mit gleichen titul, Anfang, Beisetzung der Gmeind Nammen wie der Geschworne Brief edirt, und

2. den Eyd der Regiments Personen auch wie auf den Geschwornen und Pensionen Brief, sondern

Digitized by Google

fundamental Satzungen, daß nichts darwider gehandlet werde, zu wachen, einverleibet,

3. es bey der Satzung, daß Vater und Sohn oder zwei Brüder mit Ausschluß Ihrer Söhnen nur allein dem kleinen Rath beiwohnen mögen, gelassen werden wollen.

Bei welcher Bewandtnus und dieser Geschäften Beruhigung den beyden Herren Deputirten für Ihre disfalls gehabte Mühwalt freundlig gedanket worden."

Damit verschwinden einstweilen politische Geschäfte in den Protokollen; einzig wurde noch am 17. Mai 1714 den Zünften der Friedensvertrag mit dem Abt von St. Gallen, und am 4. und 6. Dezember 1714 die projektierte Stadtgerichtsordnung verlesen.

Zwei bedeutende Männer des XVIII. Jahrhunderts waren zwei Glieder der alten Zünfterfamilie Leu. Hans Jakob Leu, geb. 1689, widmete sich ganz dem Staate. Seit 1713 Ratssubstitut, 1720 Unterschreiber, veröffentlichte er 1727—1746 in vier Bänden ein sehr verdienstliches Werk über das Eidgenössische Stadt- und Landrecht. Im Jahre 1729 ward er Stadtschreiber, 1735 Landvogt zu Kiburg, 1749 Seckelmeister und Reichsvogt. Am 16. Mai 1759 endlich wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er starb den 7. November 1768. Seine letzten Jahre waren durch die Untersuchung gegen seinen Schwiegersohn, den Landvogt Grebel zu Grüningen, getrübt. Besondere Verdienste hat er sich durch Herausgabe des großen helvetischen Lexikons erworben, welches seinen Namen trägt und welches noch heute einzig in seiner Art dasteht. Er veröffentlichte dasselbe von 1746—1766 in 20 Bänden. Mit seinem Sohne Johannes sammelte er auch eine Menge Handschriften zur Geschichte und Kunde der Schweiz, welche gegenwärtig einen wertvollen Bestandteil der Zürcher Stadtbibliothek bilden.

Digitized by Google

Johannes Leu, der Sohn des Bürgermeisters, geboren 1714, wurde 1743 Ratssubstitut, 1745 Rechenschreiber, 1760 Ratsherr und Vorstand des Schirmvogteiamtes. Er starb 1782. Als Vorstand des Rechnungswesens der Stadt rief er die sog. Zinskommission ins Leben, welche die Gelder des Staates und die ihr von Privaten einbezahlten Summen auf vorteilhafte Weise anzulegen hatte und den auswärtigen Staaten, Reichsfürsten und Prälaten ganz erhebliche Darleihen machte. Später nahm die Verwaltung mehr die Gestalt einer Hypothekarbank an, als der Geldüberfluß in unserm Lande in Folge der Kriegsjahre sich eher in das Gegenteil verkehrt hatte, und um die Mitte dieses Jahrhunderts wandelte sich die Kommission in eine private Aktiengesellschaft um, welche ihrem Gründer zu Ehren den Namen Leu & Co. angenommen hat. — Schon am 17. März 1755 legte die Zunft fl 8000. — bei der Zinskommission an.

Eine Gelegenheit, sich über eine wichtige Staatsangelegenheit unmittelbar auszusprechen, bot sich im Jahre 1777 dar, als unter dem Einflusse des eiteln Bürgermeisters Heidegger, wie 114 Jahre früher unter dem einseitigen Drucke des gewandten aber selbstsüchtigen Wasers, die zürcherische Regierung beschloß, gegen alle Grundsätze des zürcherischen Staatswesens seit der Reformation einem eidgenössischen Bündnisse mit der Krone Frankreich beizutreten. Die Regierung war verfassungsgemäß genötigt, die Sache den Zünften vorzulegen, wartete aber damit zu, bis ein Zurücktreten nicht mehr möglich war. Das bezügliche Zunftprotokoll läßt erkennen, wie sich die Bürgerschaft zu dieser Frage stellte. Alle Zünfte versammelten sich auf Einladung des Rates am 26. Juni 1777, morgens 7 Uhr in ihren Zunfthäusern zur Entgegennahme der am 23. Juni erlassenen Ratserkenntnis. Derselben lagen bei eine Übersicht über die von 1775—1777 gepflogenen Verhandlungen und ein Project eines Defe[illegible] tats entzwischen Ihro Majestät Ludwig dem XVI.

Digitized by Google

Frankreich und Navarra und gesamten 13 Cantonen hochlöblicher Eidgenoschaft, samt der zugewandten Orten Abt und Stadt St. Gallen, die Republic Wallis und die Stätt Müllhausen und Biel."

Hauptmann und Obmann der Weber, Albrecht, erklärte sich „mit bester Beruhigung seines Gewüssens und völliger Überzeugung des Hertzens" mit diesem Bündnis einverstanden.

Hauptmann und Obmann Zimmermann der Weber dankt gleichfalls, hegt aber einige Bedenken wegen der Beziehungen zu Österreich.

Der Färber Lieutenant Wegmann will die Bundesartikel erst prüfen, bevor er sich ausspricht.

Capitän-Lieutenant Martin Usteri sieht ein, daß bei gegenwärtiger Lage das Bündnis angenommen werden muß; er hätte gewünscht, daß die Rechte und Freiheiten der schweizerischen Kaufleute in Frankreich besser gewahrt würden. Im übrigen hätte er und die Mehrheit der Mitbürger gewünscht, daß das Bundesgeschäft früher vor die Zünfte gebracht worden wäre; das Recht, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen und Bündnisse zu errichten, sei eines der interessantesten für ein freies Volk.

Zunftschreiber Nüscheler hätte lieber auf ein Bündnis mit einem Monarchen verzichtet und wäre neutral geblieben; er gibt zu, daß der Bund vorteilhaft sei, hätte aber geglaubt, daß die Bürger früher um ihre Gesinnungen hätten gefragt werden sollen, da jetzt ein Zurückgehen kaum mehr möglich sei.

Hutmacher Obmann Balber dankt u. Gn. Herren für angewandte Bemühung.

Hutmacher Locher, Weber Hs. Georg Reutlinger und Heinrich Arter sind der Ansicht der Herren Usteri und Nüscheler.

Freihauptmann Reutlinger, der Weber, will sich noch besinnen, während der Weber Paulus Arter „das Exempel de A° 1521 anführt, da auch ein Bündnuß mit Frankreich und

Digitized by Google

den Eidgenossen geschlossen worden, in welches Zürich damals allein nicht eingewilliget, desnahen man auch dermalen allein von diesserem Bund sich ausschließen könnte."

Weber Marx Reutlinger stimmt mit den Herren Usteri und Rüscheler überein.

Von dieser Verhandlung, welche für die Räte nicht gerade günstig ausgefallen war, wurde dann unsern Gn. H. Kenntniß gegeben.

Bei diesem Anlasse ersuchte die Zunft den Rat um eine genaue Erläuterung des ersten Artikels des Libells zur Verfassung von 1713.

In der Zunftversammlung vom 13. August 1777 erhielten dann die Zünfte vom Rate den Bescheid, die Sache wegen Erläuterung des Libells von 1713 sei im Rate der Zweihundert behandelt worden; es sei aber nicht nötig, weiter darauf zurückzukommen, da es sich nur um Anzüge gehandelt habe. Der Rat warne davor, in ungesetzlicher Weise durch ein Memorial die Begehren zu erneuern. Übrigens könne jeder Herr und Burger in vaterländischen Angelegenheiten bei dem Standeshaupte Auskunft erholen.

Die Mehrheit der Zunft war hiemit nicht zufrieden und beschloß, ohne den Memorialweg als gesetzwidrig anzuerkennen, durch den Zunftmeister nochmals eine Erläuterung des Libells zu begehren. Da der Amtszunftmeister sich dessen weigerte, beschloß man sich zum regierenden Bürgermeister zu begeben und das Anliegen dort anzubringen.

Am 27. September wurde eine obrigkeitliche Äußerung verlesen, welche die Bürgerschaft über den ersten Artikel des Libells beruhigen sollte. Die Mehrheit der Zünfter erbat sich Bedenkzeit, diese Erklärung auf ihren Inhalt zu prüfen, bevor man sich entscheide, ob man es dabei bewenden lassen wolle oder nicht.

Digitized by Google

Am 27. Oktober verlas Kapitän-Lieutenant Martin Usteri eine öffentliche Erklärung der sog. Memorialisten, daß sie in dem ganzen Handel nur erlaubte bürgerliche Wege eingeschlagen haben, und erklärte, die letzten obrigkeitlichen Erklärungen anzunehmen, falls dieselben den ersten Artikel des Libells nicht auslegen, sondern in seiner ursprünglichen Kraft belassen wollen.

Nachdem sich noch mehrere Zünfter über die Art und Weise beklagt, wie der Rat sich gegenüber den Zünften benehme, wurde beschlossen, die Sache ruhen zu lassen und nur noch zu begehren, „daß U. Gn. Herren geruhen möchten, hochderoselben getroffene Verfügungen über Anzüg, die auf den Zünften geschehen sollten, in offentlichen Zunftbötten bekannt zu machen," während Zunftmeister Hauser gemeint hatte, „es könne ja jeder Herr und Burger in der Stadtkanzlei einsehen, was U. Gn. H. daraufhin zu verordnen gut gefunden."

So wenig hatte also im allgemeinen die Gesamtheit der Bürgerschaft zu sagen gegenüber dem großenteils sich selbst ergänzenden Großen Rat, daß die Demokratie eigentlich nur noch theoretisch Bestand hatte und die gemeine Bürgerschaft mit Ausnahme ihrer Handwerksprivilegien bei einer Staatsumwälzung eigentlich wenig mehr zu verlieren hatte.

Die politischen Zustände waren verrostet; es fehlte der innere Halt und die Kraft, welche nötig sind, schwierige Zeiten zu überwinden. Es fehlte auch in den herrschenden Ständen nicht an Männern, welche eine Weiterentwicklung der schweizerischen Verhältnisse anstrebten; es bezeugt dies die Gründung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach. Ob deren wohlgemeinte Bestrebungen zu praktischen Erfolgen geführt haben würden, entzieht sich der Beurteilung, da die Hochflut der französischen Staatsumwälzung auch die alten Verfassungen der eidgenössischen [illegible] erbarmungslos wegspülen sollten.

Digitized by Google

Daß die aufgeklärten Mitglieder der herrschenden Stände alles aufboten, um im Rahmen der alten Verfassung fortschrittlich zu wirken, ist dabei zu betonen; so hat unser Mitzünfter Professor Leonhard Usteri 1744—1789 die Entwicklung des Zürcher Schulwesens mächtig gefördert, namentlich durch die Gründung der zürcherischen Töchterschule.

Die freiheitlichen Regungen des Jahres 1789 wurden in Zürich auch in den regierenden Kreisen vielfach begrüßt, die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung und die konstitutionelle Umgestaltung Frankreichs allgemein gutgeheißen, bis die Schreckensherrschaft andere Gefühle aufkommen ließ. Wenige betrachteten die Vorgänge der Jahre 1792—1794 nur als vorübergehende Verirrungen und fuhren fort, die Entwicklung der französischen Republik mit günstigen Augen zu betrachten, so der geniale Dr. Paulus Usteri, unser Mitzünfter, Sohn Leonhards, dessen vollständige Sammlung von Zeitungen und Flugblättern aus der Revolutionszeit heute einen wertvollen Bestandteil unserer Stadtbibliothek bildet. Auf der Landschaft dagegen, unter den wohlhabenden gebildeten Bewohnern der Seeufer, welche sich namentlich durch das Handelsmonopol der Stadt Zürich beeinträchtigt und geschädigt fühlten, mehrten sich die Anhänger einer Staatsumwälzung zusehends, und die strenge Unterdrückung der im Grunde ziemlich harmlosen Stäfnerbewegung von 1795 vermehrte die Mißstimmung am See.

Diese Mißstimmung wurde hier, und namentlich im bernischen Waadtlande, von Frankreich her genährt und von letzterm Lande zum Vorwand seines Einmarsches von 1798 gemacht, obwohl die eigentlichen Beweggründe ganz andere waren.

Verhältnismäßig geringes Entgegenkommen hätte 1795 eine Einigung zwischen Stadt und Landschaft Zürich herbeiführen können: man wartete damit, bis es zu spät war. Der [illegible] Bundesschwur der XIII alten Orte im Januar 1798 [illegible]

Digitized by Google

leere Zeremonie. Noch am 21. Januar sprach der Rat bei Einsetzung einer ständigen Kommission von fünf Mitgliedern, „in deren väterlichen Schooß jeder Landesangehörige seine etwaigen Anliegen mit kindlichem Zutrauen ausschütten könne," von „nachdrücklicher Entschlossenheit, alle solche ruhestörenden Versuche zu vereiteln." Aber schon am 3. Februar war er gezwungen, für die Verurteilten der Jahre 1794—95 eine Amnestie zu erteilen, da die Landschaft dem ergangenen Truppenaufgebot keine Folge leistete, und dies den Zünften kundzutun. Am 4. Februar wurde eine Landesdeputation einberufen, wozu jede Zunft der Stadt zwei, jede Kirchgemeinde des Landes vier Abgeordnete stellen sollte. Die Zunft zur Waag bezeichnete hiezu Obmann Reutlinger und Schützenmeister Schmid im Bleicherweg. Am 5. Februar eröffnete der Rat den Zünften, daß angesichts der von Bern und Freiburg eingegangenen Nachrichten eine Konstitutionsänderung notwendig sei, und daß er vollständige Freiheit und Gleichheit aller politischen und bürgerlichen Rechte zu Stadt und Land vorschlage. „Diese so wichtige Schlußnahme MGHerren wurde auf unserer I. Zunft allgemein und ohne Wiederspruch genehmigt." Freilich äußerte Herr Schützenmeister Schmid, „wie traurig es sei, daß die bisher so unabhängige Schweiz sich nunmehr in dem Falle befinde, sich dem Einfluß einer auswärtigen Macht so unbedingt unterwerfen zu müssen."

Damit erreichte die Zürcher Zunftverfassung ihr Ende.

Was weiter geschah, die provisorische Regierung, der Übergang der Staatsgewalt an die Landeskommission, die Helvetik, der Einmarsch der Franzosen, gehört nicht mehr hieher.

Erwähnenswert ist nur noch, daß beim Untergang der alten Zeit die Zunftmeister Schaufelberger und Escher, sowie Ratsherr Nüscheler, dessen sich unsere ältern Herren noch erinnern, die Zunft im Kleinen Rate vertraten. Letzterer war ganz der Verganlten Zeit. Doktor Paulus Usteri, welcher bald eines

Digitized by Google

der Häupter der gemäßigten Einheitsfreunde in den helvetiſchen Behörden ſein ſollte und, wie der bekannte Dichter Johann Martin Uſteri, als Zwölfer von der Waag im Rate der Zweihundert ſaß, war auf ſeiner Zunft nicht allzu beliebt. Bei Ernennung der Wahlmänner am 19. März 1798 gieng er als einer der letzten aus der Abſtimmung hervor mit dem relativen Mehr von 26 (von 67 Votanten) Stimmen, während Rüſcheler ſchon als dritter mit 44 Stimmen gewählt wurde. Dr. Paulus Uſteri gelangte nach der Umwälzung von 1830 als erſter Bürgermeiſter des regenerierten Staatswesens an deſſen Spitze; auf unſerm ſchönen Zunftbecher iſt ſeiner mit Meyer und Leu als drittem der unſerm Kreiſe entſtammenden leitenden Staatsmänner gedacht.

Digitized by G

Juristenhumor vor sechzig Jahren.

Mitgeteilt von Dr. R. Spöndlin.

Bei einer Zusammenkunft zürcherischer Juristen im Frühjahr 1906 wurden nachstehende Aktenstücke als ein Produkt zürcherischen Juristenhumors vor sechzig Jahren vorgelesen und fanden solchen Beifall, daß ihre Veröffentlichung mehrfach gewünscht wurde. Zum bessern Verständnis mögen noch einige Bemerkungen vorausgeschickt werden:

In der Mitte der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts kamen eine Anzahl zürcherischer Juristen und Verwaltungsbeamten regelmäßig zu Billardspielen und gemütlicher Unterhaltung auf dem Baugarten zusammen, unter ihnen Dr. G. Finsler, als ausgezeichneter Jurist und Richter hochgeachtet, aber als strenger und bei längern Plaidoyers nicht sehr geduldiger Präsident des Obergerichts etwas gefürchtet, der damalige Bezirksgerichtspräsident und spätere Regierungsrat Fr. Ott, Staatskassier Ed. Hirzel, Fürsprech Spöndlin und andere. Letzterer hatte auf den 31. März 1845 seine Entlassung als Substitut der Staatsanwaltschaft genommen, um als Kantonsfürsprech zu praktizieren. Ihm gegenüber äußerte Staatskassier Hirzel einmal, er werde ihm sein Gehalt für das letzte Quartal nicht mehr auszahlen, er habe es doch nicht verdient, hingegen wolle er ihm eine Verdienstmedaille verleihen. Darauf erfolgte die Antwort, dann werde er, Staatskassier, dafür betrieben. Das [illegible]nn auch durch folgendes „Rechtsbott“:

Digitized by Google

Rechtsbott.

Herr Staatskassier Hirzel, Dahier,
wird hiedurch erinnert, den H. alt Substitut Spöndli
für die Forderung von 225 Fr. I. Quartal
zu befriedigen, widrigenfalls in 21 Tagen von heute an gepfändet würde.

Der Bezirks-Schuldenschreiber:
Kägi.

Auf der Rückseite dieses Rechtsbotts findet sich folgender Rechtsvorschlag:

Da der Angesprochene behauptet, es beruhe diese Forderung auf unverschämten Prämissen, indem es noch sehr zweifelhaft sey, in wie fern der abgedankte Substitut Spöndli irgendwie ein Quartal verdient habe, so wird Rechtsvorschlag ertheilt.

Zürich, den 1. April 1845.

Der Bezirksgerichtspräsident:
Fr. Ott.

Auf ein leider nicht mehr vorhandenes Rechtsöffnungs-Begehren hin erfolgte folgende, nicht mehr offiziell ausgefertigte

Präsidial-Verfügung.

Wann M. H. H. Fürsprech Spöndlin aus Gründen gegen Staatskassier Hirzel Rechtsöffnung verlangt und zugleich eine Urkunde vorweist, worin der Betriebene ihm aus besonderer Anerkennung eine Verdienst-Medaille zugewiesen hat, so wird aus Rücksicht, daß der Rechtsvorschlag ein trölerhafter, aus Zahlungsflüchtigkeit originirender und durch aristokratischen Nepotismus entstandener ist, auch der Staatskassier nur die ver-

fluchte Schuldigkeit zu zahlen und kein Recht cognitionis causæ hat, das Recht alles Ernstes geöffnet.

Zürich, 4. April 1845.

Im Ausstand des Bezirksgerichtspräsidenten:
R. Wunderlich.

Die erwähnte Verdienstmedaille ist nicht mehr vorhanden, sie mag etwa aus einem damaligen Schilling bestanden haben und war mittelst eines Einschnitts auf einer Karte mit folgender Inschrift befestigt:

Zürcherische Verdienstmedaille
für Staatsdiener auf Neujahr 1845.

MHHerrn Kantonsfürsprech u. alt Substitut Spöndli
als Zeichen besonderer Anerkennung
bei seinem ersten Austritt aus dem Staatsdienst.

Gegen obige Rechtsöffnung wurde von dem Ansprecher rekurriert und nach erfolgtem Schriftenwechsel von dem Obergerichtspräsidenten folgender Entscheid gefällt:

Digitized by Google

In Sachen
des Herrn Staatskassier Hirzel
c.
Herrn Jonas Spöndli, gewesenen Staatsanwalts-Substituten
betreffend Beschwerde über Rechtsöffnung

wird zu Recht erkannt:

1. sei die Beschwerde abzuweisen und habe es bei der ertheilten Rechtsöffnung lediglich sein Bewenden;

2. trage jeder Theil die Ausfertigungsgebühren zur Hälfte unter gegenseitiger solidarischer Haft, wogegen die Spruchgebühr für dieß Mahl nachgelassen wird;

3. wolle man zwar nach innewohnender Milde die streitenden Theile mit der wohlverdienten Ordnungsbuße gegenwärtig verschonen, versehe sich aber für die Zukunft der Beobachtung größern Anstandes, widrigenfalls man das Versäumte kräftigst nachzuholen wohl wissen würde.

Mittheilung.

Gründe:

So viel sich aus den nicht gerade sehr klaren und noch weniger besonders vollständigen und zusammenhängenden Darstellungen des Sachverhalts, wie sie sich in den Streitschriften vorfindet, entnehmen läßt, wird der Herr Staatskassier von dem gewesenen Staatsanwaltschafts-Substituten für ein mit dem 31. verflossenen Monats verfallenes Quartal des Substituten-Gehalts betrieben und hat gegen diesen Rechtstrieb Rechtsvorschlag ausgewirkt; es sind jedoch die Rechte gegen ihn wieder eröffnet worden und glaubt er nun sich hierüber beschweren und theils auf Aufhebung dieser Rechtsöffnung, theils auf Entschädigung, ja sogar auf eine Trölerbuße antragen zu können, indem er zwar (was aller Anerkennung werth ist und deutlich zeigt, daß er noch keinem Advokaten in die Klauen gefallen sei, wovo

Digitized by Google

der liebe Gott auch in Zukunft bewahren wolle) das Klagfundament weder in quali noch in quanto beſtreitet, wohl aber ſeiner exceptiviſchen Nothdurft ſich dahin bedient, daß er:

a) bezweifelt (was juriſtiſch ſo viel heißt als: in Abrede ſtellt), daß der Anſprecher überhaupt je eine Beſoldung oder auch nur einen Theil einer ſolchen verdient habe,

b) eventuell Gegenforderung wegen von dem Anſprecher zum Nachtheil des Staates geführter Proceſſe und andern übel gerathenen Verrichtungen geltend macht, endlich

c) Tilgung der Forderung durch eine dem Anſprecher ertheilte Verdienſt-Medaille vorſchützt.

Was nun aber:

ad a) die erſte Einrede anbetrifft, ſo ſcheint unter dem „Nichtverdienen", weil davon eine mangelhafte und unerſprießliche Amtsführung noch unterſchieden und sub b zum Gegenſtand einer beſondern Einrede gemacht wird, gemeint zu ſein, daß Anſprecher auf ſein Amt nicht die gehörige Zeit verwendet und zu wenig Thätigkeit entwickelt habe. Dieſer Vorwurf iſt aber, wie hierorts unbedenklich als gerichtsnotoriſch angeſehen werden kann, factiſch unbegründet, zumal man leider nur noch zu gut im Gedächtniß hat, wie unermüdlich er und ſein College mit Appelliren und Recurriren u. ſ. w. geweſen ſind, wie unerbittlich ſie dem Gericht ſo manches ſchöne Dutzend Stunden todgeſchlagen und wie unermeßliche Langeweile, zuweilen auch wie unglaubliche Verlegenheiten ſie den Gerichtsmitgliedern ohne Gnade und Barmherzigkeit verurſacht haben. Daß deſſen ungeachtet Anſprecher noch hin und wieder Allotria mag getrieben und häufig anſtatt bei den Acten zu ſitzen in Kaffeehäuſern und andern Orten ſich gütlich gethan und die Zunge gewetzt habe, will zwar verlauten, darf aber nicht allzuhoch in Anſchlag gebr[illegible] werden, da bei der Mittelſtellung der Staatsanwaltſchaft

Digitized by Google

zwiſchen Juſtiz und Adminiſtration und der notoriſchen Verbindung des jetzigen Anſprechers mit vielem Verwaltungsperſonal zwar bedauerlich aber begreiflich iſt, wenn derſelbe ſich einer Beimiſchung eines adminiſtrativen Zuſatzes zu ſeinen ſonſt trefflichen Eigenſchaften nicht hat erwehren können.

Uebergehend

ad b) zur Einrede der Compenſation und dem Vorbehalt von weitern Entſchädigungsbegehren wegen nicht beſonders erſprießlicher Amtsführung, ſo kann man hierorts der Staatskaſſa-Verwaltung nicht verhalten, wie daß man gehofft und erwartet hätte, daß ſie dieſe zarte Saite nicht würde berührt haben. Mag es nämlich mit dieſem Punkt ſtehen, wie es wolle, ſo wird das Gericht — und darüber ſind alle Mitglieder durchaus einig und felſenfeſt — den Grundſatz, daß einem Beamten bloß deßwegen, weil er ſeiner Stelle nicht ganz gewachſen iſt, ja zuweilen geradezu (was jedoch durchaus ohne allen Bezug auf den vorliegenden Fall geſagt ſein ſoll) von dem, was er eigentlich verſtehen und kennen ſoll, ungefähr ſo viel weiß, als eine Kuh vom Spaniſchen, wegen angeblicher Ungeſchicklichkeit oder andern Unebenheiten in ſeinem amtlichen Wirken und Walten Abzüge gemacht werden dürfen oder er gar noch herauszuzahlen habe, nie und nimmermehr aufkommen zu laſſen, muß ſich vielmehr dieſes als eine abſcheuliche Plusmacherei und entſetzlichen fiscaliſchen Kniff Ein für alle Mahl verbitten, zumal es handgreiflich iſt, daß man durch ſolche neumodiſche und haſſenswerthe Theorien leicht dazu kommen könnte, nicht nur einen guten Theil des Beſoldungs-Etat zu erſparen, ſondern auch wohl alle Militär- und Straßen-Auslagen aus den Taſchen der Beamten, vorausgeſetzt, daß genug darin wäre, zu erſchinden.

Die dritte Einrede endlich

ad c) anbelangend, läßt ſich zwar ihr Gewicht nicht verkennen, da bekannt iſt, wie mancher ausgez[illegible]

schon für einen bloßen seidenen Bändel nebst allfälligem Kreuz daran, geschweige denn für eine so niedliche Verdienst-Medaille gern 225 Fr. und mehr bezahlen würde, besonders wenn der Verleiher damit die Attention verbände, das Geschehene dem „allgemeinen Baublikum" durch das Tagblatt und den Bürkli zur Kenntniß zu bringen. Da indeß dieß Geschmacksache ist, Ansprecher aber steif und fest behauptet, daß er nun einmahl auf seine 225 Fr. mehr Werth lege, als auf die Medaille, so findet man sich um so mehr bewogen, auch diese Einrede zu verwerfen, als sonst zu fürchten stände, daß unsere hohe Regierung sich leicht verleiten lassen könnte, mit derlei Verdienst-Medaillen auch gegenüber weniger verdienten Beamten, wie z. B. Oberrichtern, allzu ungewahrsam umzugehen.

Aus diesen Gründen hat man daher unter Verwerfung sämmtlicher Einreden in der Hauptsache erkennen müssen wie geschehen und bleibt nur noch übrig, einige Nebenpunkte zu berühren.

Vorerst kann man nicht umhin, in dem unfeinen Ton, den die Parteien gegen einander angestimmt haben, ein trauriges Zeichen der Zeit zu erblicken, und wenn nicht geläugnet werden soll, daß auch im gegenwärtigen Bescheide hin und wieder etwas deutlichere Ausdrücke gebraucht worden sind, so ist dieß theils dem Unwillen über die verderbliche Tendenz der zweiten Einrede zuzuschreiben -- facit indignatio versum — theils glaubte man aus den beidseitigen Schriften entnehmen zu sollen, daß die Parteien einige Vorliebe für stylischen haut goût haben.

Sind indeß solche Excesse, soweit sie die Parteien selbst betreffen, am Ende ihre Sache, so verhält es sich dagegen nicht so

zweitens mit gewissen Anspielungen und Andeutungen auf Staat und Behörden, deren sich beide Theile schuldig gemacht haben und zwar

Recurrent. — Indem er nämlich in der Ueberschrift sich

Digitized by Google

ausdrückt: „An die tit. Justiz-Commission des hohen Standes vide Stempel," dieser Stempel aber eine große Menge Löcher dicht an einander und zum Theil durchgehend darstellt, so hat er offenbar den Stand, anstatt ihn bei seinem ehrlichen Namen zu nennen, als einen Kanton Vielloch oder Durchloch bezeichnen und so böswilliger Weise ihn als mehr oder weniger wurmstichig darstellen wollen; und ebenso hat

2. der Gegner des Recurrenten in der Antwortschrift sich eine Anspielung auf die freilich oft mißbrauchte Geduld des Gerichtes und eines seiner Präsidenten erlaubt.

Beides ist nicht zu dulden und verdient Rüge, womit man es für dieß Mahl bewenden lassen will, als zu welcher Nachsicht besonders gegenüber dem „Antworter" man sich namentlich in der angenehmen Hoffnung bewogen findet, daß er aus Dankbarkeit in seiner nunmehr betretenen Laufbahn als Anwalt sich bei seinen mund- und schriftlichen Vorträgen derjenigen ausgezeichneten Kürze, deren er sich früher in der Begründung seiner Anträge zu bedienen gewohnt war, befleißen werde, in welchem Fall er vor jedem „Präsidial-Wink" sicher sein dürfte.

(sig.) Flr.

Digitized by Google

Franz Joseph Benedikt Bernold.
(Federzeichnung von Diog in einem Briefe Bernolds an Heß.)

Der Barde von Riva.[1]

Landeshauptmann Franz Joseph Benedikt Bernold in Wallenstadt (1765—1841).

Ein katholischer Verehrer des Evangeliums und des Antistes J. J. Heß.

Von Pfr. Paul D. Heß in Wytikon b. Zürich.

Zu Ende des Jahres 1791 erhielt der damalige Helfer am Fraumünster in Zürich, Joh. Jakob Heß, folgende Ode zugesandt:

„Edler Verfasser der Lebensgeschichte Jesu!
Evangelist! verzeih mir diesen Namen;
Denn, wie ein Brennpunkt jeden Stral zusammen
In sich vereinigt, faßt auch er in Kürze
Des Buches Würze.

[1]) Vom Barden in Riva erschienen im Druck (abgesehen von Gedichten in Zeitschriften): Ein Dialog an Diog. 1792. Sehnsucht nach dem gelobten Lande; an den Verfasser der Geschichte Jesu und der Israeliten. 1793. Threnodie auf den Tod eines Edeln, gen. Karl Anton [illegible]. 1797.

Digitized by Google

O welch ein Buch! o welche gute Gabe!
Von seiner Krippe bis zum stillen Grabe
Ists Er — der Beste aller Menschenkinder!
Geweyht — für Sünder.

Wer hat, wie Du, Jehovah's Rath durchschauet?
Wie Du sein Haus auf jenen Fels gebauet,
Den nichts erschüttert, weder Regengüsse
noch wilde Flüsse?

Dein Fels ist Christus. Ihm hast Du Dein Leben
Zum Opfer mit der Wissenschaft gegeben,
Nur Ihm durchwacht, Feind eiteln Anspruchs-Rechten
In langen Nächten.

O laß den Stolz den aufgeblähten Männern,
Des Schönen und des Guten einz'gen Kennern,
Die, wenn sie schon um Ruhm allein sich quälen,
Den Weg verfehlen.

Du gehst erhaben Deinen Weg hienieden,
Denn wahrer Ruhm ist in der Seele Frieden . . .
Und dieser Ruhm bleibt (dort in Deinen Schriften!*)
Dir unbestritten.

Du kennest Jesum . . . sie, der Musen Götter —
An jenem Tage, wer ist unser Retter?
Apollo oder Christus? welche Frage,
die ich hier wage!

Wenn Er zu ihnen im gerechten Grimme
„Ich kenn' euch nicht" ruft mit der Donnerstimme,
Wird Er Dir jauchzen: „Frey von allem Leide
Geh' ein zur Ew

Digitized by Google

* Erlauben Sie mir, Sie hiermit zur Fortsetzung Ihres biblischen Geschichtsstudiums, wovon der erste Theil[1]) erschien, aufzumuntern.

Geschrieben am heiligen Weihnachtsvorabende morgens,

Ihr ergebenster Barde von Riva."

Wer war dieser „Barde von Riva"? Heß wußte es nicht und wandte sich deshalb um Auskunft an Martin Heß, Zürcherischen Amtmann des Stiftes Schännis. Dieser teilte ihm brieflich mit, daß der Verfasser der Ode sei „Hr. Landtshauptmann Bernold von Wallenstadt, Catholischer Religion, der auch der Autor der Schrifft oder Versen des Wallenstadter Barde ist, so hier gedruckt zu haben[2]) — — Ein Herr von dem Redlichsten, Wohldenkensten Carrakter; mit diesem Wehrten Freund stehe in wochentlicher Correspondenz als Speditor der Kauffmanns Gütheren von Wallenstadt."

Dieser Auskunft sei ergänzend ein kurzes Lebensbild des Barden von Riva beigefügt auf Grund des ihm gewidmeten St. Galler Neujahrsblattes 1890, verfaßt von Ernst Götzinger[3]).

Franz Joseph Benedict Bernold wurde geboren zu Wallenstadt (im Rhätischen Idiom Riva genannt) am 9. August 1765 als Sohn des dortigen Landeshauptmanns Joseph Anton B. (1718—85), eines „guten Bürgers und Christen" (Urteil des Sohnes). Die Familie war altangesessen, angesehen und wohlhabend. Ein Bruder des Vaters war Offi-

---

[1]) 1791 ließ Heß den 1. Band seiner „Bibliothek der heil. Geschichte" erscheinen.

[2]) Diese Schrift fand ich sonst nirgends erwähnt. Auf der Stadtbibliothek Zürich findet sie sich nicht.

[3]) Statthalter Bernold von Walenstadt, der Barde von Riva. Von

Digitized by Google

zier in neapolitanischen Diensten, ein anderer, Leonhard, dreimal Glarner Landvogt nach Uznach, Sargans und Rheintal, auch dreimal Landammann. Er restaurierte für sich Schloß Nidberg ob Mels.

Als der einzige überlebende Sohn von 10 Kindern genoß der junge Bernold eine sehr sorgfältige Erziehung. Zunächst kam der Zwölfjährige zu gründlicher Ausbildung ins Cistercienser-Kloster Salem (Salmansweiler) in der Nähe von Überlingen, wo sich über 100 Zöglinge befanden. Das Klosterleben zog ihn nicht wenig an; nach vollendetem 4jährigen Lehrkurs setzte er jedoch seine Studien weiter fort zu Freiburg i. Ü. und zu Besançon. Die schon im Kloster Salem erwachte poetische Neigung ward immer mehr vorherrschend.

1785 starb der Vater, und nun war dem einzigen Sohn der Lebensweg genau vorgezeichnet. Der erst Zwanzigjährige mußte heimkehren und das väterliche Geschäft übernehmen, das Güter-Spedition, Führung eines Gasthofes und eine größere Ökonomie umfaßte. Auch brachte man ihm solches Zutrauen entgegen, daß ihm sofort die vom Vater bekleidete Stelle eines Hauptmanns der Landschaft Sargans, das oberste von einem Landesangehörigen zu bekleidende Amt und das erste nach dem des Landvogts, übertragen wurde. Zwei Jahre nachher ward er auch Schultheiß von Wallenstadt. 1790 verheiratete er sich mit Maria Ursula Bernold (1767—1842), einer Enkelin des früher erwähnten Oheims Landvogt und Landammann. Am 19. April 1840 konnte er mit ihr noch die Jubelhochzeit feiern. 1799 verbrannte bei dem großen Brand von Wallenstadt, der 40 Häuser zerstörte und 35 Menschenleben kostete, sein Haus. In den Revolutionsjahren Haupt der provisorischen Regierung des Landes Sargans, dann Unterstatthalter des Bezirkes, eine Zeit lang als angeblicher Jakobiner von den Österreichern nach Chur deportiert, dann privatisierend, wurde er durch Mit-

Friedberg, den Gründer des Kantons St. Gallen, dem öffentlichen Leben wiedergewonnen. Als Vollziehungsbeamter des Bezirks Sargans erwarb er sich besondere Verdienste um die Linthkorrektion und das Straßenwesen. 1834 erklärte er in ergreifender Rede seinen Rücktritt von sämtlichen Staatsämtern. Er starb am 4. Mai 1841. Sein Sohn Joseph Leonhard B. (1809—72) wurde Oberst und Nationalrat.[1])

Götzinger faßt sein Urteil über den verdienten Landeshauptmann in folgende Sätze zusammen: „Der Mann, dem das Land Sargans für die Befreiung vom Unterthanenverbande, für die Einführung und Erhaltung befriedigender staatlicher Ordnung und nicht minder für die Heilung seiner Wassersnot weitaus am meisten verpflichtet ist. Er selber hat freilich mehr Nachdruck gelegt . . . auf das Verdienst des Dichters. (S. 3.) Ohne Zweifel stand B., was seine literarische Bildung betraf, im Lande Sargans durchaus einzig da."

In einer weiteren Publikation „Aus den Papieren des Barden von Riva. Telliade. Andachtsbuch. Briefwechsel mit Hautli, Stadlin, Müller-Friedberg. Herausgegeben von Ernst Götzinger"[2]) finden wir manche interessante Materialien zu näherer Kenntnis des interessanten Mannes. Es genüge an diesem Hinweis für denjenigen, welcher sich näher mit ihm bekannt zu machen wünscht. Auf einige Unrichtigkeiten der Schrift komme ich gelegentlich zurück.

Ein Punkt soll jedoch sofort hervorgehoben werden. Götzinger meint[3]), erst in den Zehner Jahren des 19. Jahrhunderts scheine

[1]) Von ihm erschien: Ich, ein Selbstgespräch. Fragment vom B. v. R. jnr. Eine endlich kleine Antwort auf eine unendlich große Frage, ein schwacher Versuch, im zeitlich-Menschlichen die Spur des ewig-Göttlichen ahnungsvoll zu suchen. Zürich 1870 (in gewandten Versen).

[2]) In den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. XXIV. 1891.

Digitized by Google

Bernolds Gemüt für religiöse Eindrücke empfänglicher geworden zu sein. Wie unrichtig dies ist, ergibt sich in überzeugender Weise aus den zahlreichen Briefen des Barden an Heß, die uns einen interessanten Einblick in sein religiöses Leben und auch in sein literarisches Streben gewähren und die ich nun, mit Weglassung bloß des Nebensächlichen und der meisten, sehr zahlreichen, lateinischen Zitate, aus dem Korrespondenznachlaß des Antistes Heß zur Kenntnis bringen möchte. Sie bilden auf jeden Fall eine wertvolle Ergänzung der Götzingerschen Publikation und müssen uns die Person des Barden von Riva noch sympathischer machen. (Die Briefe sind in sehr geläufiger Handschrift mit sorgfältiger Orthographie und Interpunktion geschrieben. Weglassungen habe ich mit — — bezeichnet.)

Heß hatte sich beeilt, für die ihm zuteil gewordene Ehrung zu danken, worauf Bernold ihm am 10. Januar 1792 schrieb:

„Ich schätze mich glücklich, daß ein Gedicht von mir (und als Gedicht betrachtet, eine poetische Kleinigkeit; aber doch ein sicheres Zeichen meines Herzens) einen Blick Ihrer Liebe verdiente, wenigstens unverdient erhielt. Noch glücklicher, wenn ich Sie dadurch aufgemuntert, den 2. Theil Ihrer Bibliothek zu bearbeiten, zu beschleunigen und je bälder je lieber herauszugeben. Ihre Äußerung über evangelische Geschichtslieder zeigt an, wie sehr Sie Jesum in allen Gestalten verkündigt wissen möchten: aber am Manne haben Sie sich geirret. Auch als Dichter (ich bin es nur zur Nebenzeit) geh' ich meinen eigenen Gang und ich muß es zu meiner und aller Dichter Schande sagen, daß unsere Leyer für alles eher Töne hat, als für Christus und seine Religion. — — Zudem bin ich zu sehr in weltliche Geschäfte hineingeworfen, die mir vollends Muße und Muse benehmen. Sich einen Beruf zu wählen und seinem Berufe treu zu sein, ist auch nöthig, seinem Berufe leben zu können.

Und das kann ich nicht. Hundert Hindernisse theilen sich in meine Zeit. Sogar jetzt hab' ich ein Gedicht unter Hand, das vor 3 Jahren angefangen — seither brach gelegen. Die Begeisterung steht nicht immer zu Diensten. Ein einziger fataler Augenblick — ein Schwätzer oder Merkantilstyl oder pro und contra — und hin ist hin, vielleicht auf immer. — — Dessen ungeachtet säh' ich nicht ungern (verzeihen Sie meine Importunität!), wenn Sie mir eines Ihrer geistlichen Lieder, von denen Sie demüthig vorgeben, daß sie Ihnen nicht genug thun, schickten, um mir eine Idee Ihres Geschmackes und Wunsches einprägen zu können. Vielleicht, wenn meine Seele mit der Zeit freier atmen würde (noch bin ich jung), könnt' es eben keine moralische Unmöglichkeit sein. Künftig werd' ich Ihre 88er Predigten[1]) in der Kirche lesen; denn Sie sollen wissen, daß ich Ihre Werke, besonders das Leben Jesu, in der Kirche lese.

Lassen Sie sich empfohlen sein

Ihren ergebensten

Barden von Riva.

J. B. Bernold, L. H.

Es entspann sich nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden; mindestens einmal im Monat gingen die Briefe hin und her. Gehen wir ihnen[2]) nach und entnehmen wir ihnen die bemerkenswertesten Stellen!

Im nächsten Brief vom 24. Januar 1792 beurteilt Bernold nach Hessens Wunsch dessen geistliche Lieder. Er schreibt u. a.: „Überall sieht man einen und denselben Geist des Ge-

---

[1]) Der Christenlehrer oder Predigten über die Entstehungsschichte der Gemeine Jesu. Zürich. Joh. Kasp. Füßli. 8°. 1781/88.

[2]) Hessens Briefe an B. sind ohne Zweifel 1799 auch ein Raub der Flammen geworden.

Digitized by Google

schichtschreibers Jesu, der von Jugend auf mit Ihm umging, gleichsam an seiner Brust mit Johannes lag und ins Heiligtum der Geheimnisse hineinsah. Was die Lieder selber und ihre Bauart betrifft, so haben sie auch jenen Ton . . ., der sich am besten und allein für solche Lieder schickt, die ein Ausdruck des Lebens Jesu d. ist Geist von seinem Geiste sein sollen."

20. Februar 1792: „Also sind und bleiben Sie mein Freund? welch ein Glück, den Mann, dem ich im Stillen so lange nachseufzte, nun Freund nennen und unter die heilige Zahl setzen zu dürfen! — Dieser Tage macht' ich einen Hymnus auf Gott, worin ich Ihm für alle Wohltaten meines bisherigen Lebens danke, auch für meine Freunde, auch für Sie, mein Theuerster! und ich hoffe, Sie werden es meiner Muse gütigst vergeben. Sie sind mir ein Geschenk Gottes; warum sollte ich Ihm nicht dafür danken? Meiner Freunde sind wenige, aber desto besser und wärmer und treuer sind sie, alle Ihrer Freundschaft würdig. Und nun Sie — noch obendrein — wie gut ist Gott! — — — Hier bin ich allein wie auf einer Insel; keiner, der mit mir harmonirt . . . ich sah um mich und es war keiner. Die Geistlichen sind sehr orthodox und bei weitem keine Ringolde[1]). — —

Wenn mir Gott das Leben fristet und meinen Aussichten die Zeitigung gibt, will ich aus Riva noch etwas machen. Kommen Sie zu mir! je früher — je lieber. — Meine Gattin, ein herzgutes Weibchen, eines Dichters wert, empfiehlt sich Ihnen gehorsamst; mein Kind kann noch nicht reden, sonst würd' es das Gleiche thun. —"

---

[1]) Ringold, katholischer Pfarrer in Sarmenstorf (Aargau), wo Heß zuerst Freundschaft mit dem edeln Manne schloß, später Pfarrer und bischöflicher Kommissarius in Altorf und in Bauen. Auch ein eifriger Korrespondent von Heß.

Digitized by Google

3. April 1792: „— — Nun wird wohl auch Ihre Frage an mich kommen, was ich mache? In der Kirche les' ich Ihr christliches Übungsjahr (auch Dank Ihnen dafür!), zu Hause bin ich mit meinem Freunde beschäftigt, dem in Zürich so sehr und mit Recht berühmten Seelenmaler Diog[1]), der mir ein Tableau de famille macht, nämlich meinen Schwäher, Weib und Kind, mich und Phylax. Sie sollten es sehen! — und lassen Sie sich auch von ihm malen, daß Sie nicht nur in Ihren vortrefflichen Schriften, sondern auch Mienen, dem Ausdruck Ihrer edeln Seele, bei den Nachkommen leben. Diog mußte mir wenigstens auch das Charakteristische Ihrer Physiognomie zeichnen, damit ich eine Idee von Ihnen mir einbilden könnte." Der Brief schließt mit der Versicherung: „Glauben Sie, daß Sie keinen wärmern, treuern, aufrichtigern, beständigern, reinkatholischern, liebendern (o daß auch geliebtern) Freund haben als" — nun folgt statt der Unterschrift eine Federzeichnung Diogs, die Büste des bartlosen, hell und klug in die Welt hinausschauenden, jungen Dichters darstellend. (Siehe Titelvignette!)

Am 9. April 1792 gibt Bernold zunächst seiner Verehrung für den Grafen Fritz Stolberg begeisterten Ausdruck und beneidet Heß um dessen Freundschaft. Dann fährt er fort:

„Sie wissen schon meine Einteilung der Lektur Ihrer Schriften? In der Kirche les' ich Ihre Predigten und außer derselben Ihre andern Abhandlungen; so hab' ich noch den letzten Abschnitt von Ihrem Reiche Gottes zu lesen und schreite dann zu Ihrer Bibliothek (2. Band); denn ich werfe nichts durcheinander." Noch einmal dringt B. in Heß, sich doch

---

[1]) F. M. Diog, 1764—1834 von Urnern (Uri), der gesuchteste schweizerische Porträtist seiner Zeit.

Digitized by Google

von Diog malen zu lassen; er werde nicht nur seinen Leib, sondern auch seine Seele malen.

Am 17. September 1792 sendet B. an Heß eine Ode zu Handen von F. Stolberg ein. „Ich besann mich, daß ich ein Gedicht auf unsern See in meinem Vorrate hätte, das sich für eine Zueignung an F. St. umso mehr schicken würde, da wirklich darin von ihm Meldung geschieht, als ob ich damals geahndet hätte, näher mit ihm — und zwar durch Sie — verwandt zu werden." Dem gleichen Brief entnehme ich Folgendes:

„Mein Theuerster! Ich bin von Ihren Schriften so entzückt, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen meine Empfindungen zu sagen. Ich werde nun mit Josua anfangen — also kann ich Ihnen für einmal nur sagen, wie mir Ihre Patriarchen und Mosaische Geschichte gefallen (ob auch ehmals die Geschichte Jesu, haben Sie einen Beweis in Händen). Zwar, ich besinne mich erst — ich kann und will mich hier auf keine ausführliche Erzählung, daß ich so sage, meines Gefallens einlassen; wie ich z. B. die Patriarch. Geschichte von Seite ihrer Einfalt des goldenen Alters (für einen Dichter nicht wenig), die Mosaische von Seite ihrer Erhabenheit — beide wegen ihrer Gottgeziemenheit und Einheit des Planes bewundere —. Einzig wollt' ich Sie glücklich preisen, daß Sie von Jugend auf sich auf dies Fach des biblischen Geschichtsstudiums verlegten und darin webten und schwebten, sich davon groß zogen, es nach und nach systematisch behandelten, sich eigen machten, so daß Sie ganz in jene Zeiten versetzt, ganz im Geiste der Bibel, vom Punkte der Schöpfung an bis zu jenem des entwickelten Messiasreichs und Weltgerichts (siehe den Versuch vom Reiche Gottes, wo Sie noch am tiefsten ins Ganze eindrangen!) die Bibel wie kein Anderer [illegible] — —

Glücklicher Freund, dem dies Loos gefallen ist; dieser gute, ja beste Theil, der Ihnen nicht genommen werden kann, noch wird — oder von wem? Den möcht' ich sehen; so weit der Morgen vom Abend sind Sie von L*** [1]) entfernt; was das für ein Gewäsch ist . . . verzeihen Sie mir!"

Nach einigen lobenden Bemerkungen über drei vornehme Westfalen, die Heß an ihn empfohlen hatte, folgen noch Äußerungen über die politischen Ereignisse in Frankreich:

„Was wird auch noch aus Frankreich werden? Kann ein Reich, das unter sich uneins ist, bestehen? Können solche Lasterthaten, die sich den Namen der Freiheit beilegen, gesegnet werden? Ich habe nur Einen Gedanken bei dem allem, den Sie gewiß auch haben: Die Hand des rächenden Gottes liegt schwer auf dem Nacken Frankreichs. Und in der That! wenn man bedenkt, wie der Hof und das ganze Reich zuvor sich betrugen, wie ihnen nun der Verstand benommen ist (allemals das gewissenste Zeichen und Vorbote der Strafe), wie sie Schritt vor Schritt dem Gericht reifer — näher werden —, wer kann sich des obigen Gedankens erwehren und der Applikation dessen, was ich von Israels Gott schon sagte: „ein und derselbe Gott, ein und dasselbe Gesatz, ein und dieselbe Strafe! —"

Am 2. Oktober 1792 schreibt B. in Beantwortung einer Anfrage von Heß, ob er dem aufgeklärten Abbé Heinrich Brentano, apostolischem Notar in Rapperswil, nicht eine Pfarrstelle in seiner Nähe verschaffen könnte, u. a.:

„Unser Ländchen ist noch zu wenig aufgeklärt, als daß es Lichtmänner sich aufdringen ließe — und kaum hat Bren-

[1]) Der Hieb ging auf Lavater. Heß nahm ihn im nächsten Brief in Schutz, worauf B. antwortete: „L** acht' ich mit Ihnen hoch, auch schrieb ich letzthin nur so in Vergleichung mit Ihnen und auf dieser Meinung aller unbefangenen Seelen leb' und sterb' ich".

Digitized by Google

tano Predigt gehalten, hob der Aberglauben sein Haupt empor und schrie so erbärmlich, daß ich und Br. es unsrer Reputation vorteilhafter fanden, diesen Stockkatholiken keinen Schritt, der sie zu sehr ehren würde, zu thun. Sie können nicht glauben, wie ich mit meinem Lichtlein so allein und verlassen in diesem finsteren Lande bin; nur mein kleines Ansehen ist noch im Stande, mir den Verdruß abzuhalten, den man mir sonst von allen Seiten machen würde. Also wundern Sie sich nicht, wenn auch unsere orthodoxen Priester keinen Nachbar wie B. haben wollen, der ihnen ins Kartenspiel sehen würde. Dies und die heimlichen Minen, die sie unter dem Pöbel anzulegen wissen, hätten uns allemal springen gemacht -- —."

Am 30. Oktober 1792 schreibt Bernold: „— — Nun bin ich mit Ihrer Israelitengeschichte fertig — und bin schon wieder im Leben Jesu begriffen; denn diesmal will ich noch einmal all' Ihre Schriften der Ordnung nach lesen, damit ich immer vester in Erkenntniß Gottes und Jesu, unsers Herrn, werde. Dies hab' ich Niemand als Ihnen zu danken. Zwar bin ich von Jugend auf Liebhaber davon gewesen; aber bevor mir Ihre vortrefflichen Schriften zu Gesicht kamen, war mein Wissen doch nur Bruchstück: nun aber seh' ich's wenigstens klar im Spiegel — bis auch einst von Angesicht zu Angesicht. Also Dank Ihnen, unsterblichen Dank für diese unzahlbare Gutthat — für's edle Quellwasser, das meinen Durst für immer stillte, wie jene Samariterin. „Evangelist!" noch einmal Dank! Es wundert mich, was Sie noch für Schriften, die ich nicht haben möchte, im Druck herausgegeben, z. B. nicht auch eine asketische Anleitung, die Bibel zu lesen?"

12. Dezember 1792: „Mitten im Getümmel des heutigen Marktes schreib' ich an Sie — Theuerster! Freilich geht's mir wie Ihnen — ich kann ohne Sie [illegible] leben —

Es war und ist nicht Lob, sondern Herzgefühl, und nicht nur als Freund, sondern so unparteiisch, als wenn ich nicht Ihr Freund wäre — schaff' ich mir, nun freilich doppelt gern, Ihre Schriften an, die ich, was größere und das Ganze ausmachende sind, alle habe, also auch den Anhang zum Leben Jesu, der nichts weniger als unnöthig war, ausgenommen die kleinern Schriften, die Sie in Ihrem Brief anziehen; ich werde sie mir aber anzuschaffen trachten. — —

„Daß Ihnen mein Dialog gefällt, freut mich um so mehr, da Sie die Simplicität des Plans einsehen und erkennen. In der That macht' ich meiner Muse von Anbeginn unserer Bekanntschaft das Gesetz, bei der lieben Natur zu bleiben, die man mit aller Künstelei nicht besser machen kann. Ich mag weder auf Stelzen gehen noch in den Wolken mich verlieren, sondern verbleib auf der Mutter Erde.

„Was Sie mir vom trefflichen Stollberg letzthin schrieben, behielt ich (wie Maria) still im Herzen. — —

„Was denken Sie auch von den Neu-Franken und ihrem Programm, die der Welt so viel zu schaffen geben? Meine Meinung ist: Schade, daß diese Nation alles übertreibt — nun in der Freiheit wie vorhin mit der Mode des Luxus und Irreligion; sonst hätte sich gewiß von der ersten Revolution Gutes erwarten lassen. Und wer weiß? Gott weiß es . . . vielleicht jetzt noch . . . weiß er nicht jedesmal Gutes aus dem Übel zu ziehen?"

18. Dezember 1792: „— — Was meine Muse wohl in diesen, auch mir so lieben, Winterabenden mache?" Mit großer Zaghaftigkeit und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gesteht B. dem Freunde, „daß ich mich unterstand, eine National-Epopee, deren wir Helvetier noch keine haben — — zu entwerfen und anzufangen. Und welche? was für ein Held?

Digitized by Google

darf ich's sagen? Wird er Ihnen auch gefallen wie mir? Ist er würdig? Doch was will ich mit ewigem Fragen und Zurückhaltungen Sie quälen — Wilhelm Tell! — Er, der schon lange mein Idol war; von dem ich schon als Jüngling träumte, der mich oft um Mitternacht weckt und mir erscheint, den Hut auf dem Kopf, an der Schulter den (sic) Armbrust und zur Seite den Köcher, worin zwei gefiederte Pfeile stecken, die scheinen auf ihre 2 Opfer zu warten — also W. T. Zu einer kleinen Probe will ich Ihnen nur den Eingang hersetzen — —

„Singe mir, Muse, den Mann, der in jenen Zeiten der Knechtschaft früher schon frei als sein Vaterland war, ein Werkzeug der Freiheit, von der Vorsehung bestimmt, sie den schmachtenden Menschen zu lehren, und mit errettender Hand in seine Heimat zu führen. — —
Nahe bei Uri thürmt sich auf einmal zum staunenden Himmel Geßlers hochtrotzende Twing ꝛc. ꝛc.

„Ja, gehorsamer Diener — wenn ich Ihnen alles fortschreiben würde, so wäre ich nicht so bald fertig — schon bin ich im 2. Gesange — aber bis 12 Gesänge dastehen — in Schlachtordnung — schön und gut — gefeilt und gerundet — o Gott! werd' ich nicht unterliegen? Dazu brauch' ich eben einen Schutzengel wie Sie, der mir zurufe: nihil sine magno vita labore dedit mortalibus . . . fort! nicht zurückgeschaut! Wer seine Hand an Pflug legt und . . . ist nicht tüchtig zum . . ., doch das wissen Sie alles schon."

Heß soll nun seine Gedanken hierüber mitteilen, die besten deutschen Übersetzungen von Plutarch, Xenophon, Thucidides vermitteln, ebenso einen biographischen Auszug aus dem Leben der großen Griechen und Römer: „denn nun muß ich nicht nur flüchtige, superficielle Tinktur davon haben, sondern wahrhaft schwelgen."

„Über die Neufranken würd' ich auch noch etwas beifügen, wenn Sie's mir nicht bereits aus der Seele geschrieben hätten.

Digitized by Google

Dacht' ich's doch, Sie fänden das Alles in der Schrift! Ja, ja! auch ich dachte schon oft daran und forschte nach, wohin der Geist deute. Allein ich möcht' einmal mündlich mit Ihnen hierüber reden; denn schriftlich läßt es sich so gut und geschwind nicht entwickeln. Und mündlich — ach! müssen wir einander denn erst jenseits kennen lernen? das nicht — wir kennen uns — aber von Angesicht zu Angesicht sprechen?"[1]) —

In den nächsten Briefen tritt ein ganz neues Thema in den Vordergrund: Heß soll einem Klosterbruder von Pfäfers und zwei seiner Schüler zur Befreiung aus dem Kloster verhelfen. Wir tun hier interessante Blicke hinter die Koulissen.

Bernold schreibt am 24. Dezember 1792 u. a.:

„Lesen Sie vor allem, bei Nr. 1 angefangen, beiliegende Briefe —, 3 an mich und einen an Herrn Hofrath Brentano[2]) in Kempten. Es betrifft das Schicksal des aufgeklärtesten Kapitulars von Pfefers und seiner 2 Discipeln. Den Anlaß zur Korrespondenz mit ihm, die noch gar nicht lang anhält, können Sie aus dem ersten Brief ersehen. — — Die Bekehrung eines Pfeferser Kandidaten, dem ich bei seiner Durchreise die Lust zum Klosterleben benahm, war ein Vorspiel davon und veranlaßte den im Stillen schmachtenden Pater, mir (er glaubte, nun seinen Mann gefunden zu haben) seine drückende Lage zu eröffnen. Ich kannte zwar schon den guten Mann als den Ausbund des finstern Klosters; aber so kannt' ich ihn nicht. Kein Wunder,

[1]) Ende Januar 1793 lernten die beiden sich in Zürich zum ersten Mal persönlich kennen.

[2]) Dominicus v. Brentano, Hofkaplan und geistlicher Rat des Fürstabts zu Kempten. Heß stand mit diesem aufgeklärten Katholiken seit Anfang 1792 in lebhafter Korrespondenz und beriet ihn bei seiner Bibelübersetzung.

Digitized by Google

daß unser kurzer Briefwechsel so gediehen ist, daß bis zum Auszuge von Ägypten nichts mehr fehlt als anderweitige Unterhaltsaussichten und Dispensation von Rom. Dazu, besonders für den letzten Punkt, — — rieth ich ihm Brentano, der mir als Erlöser vieler im Schatten des Todes sitzender Mönchsopfer bekannt ist. Um der Ursache näher zu kommen, warum ich alles Ihnen zuschicke, geschah es aus freundschaftlicher Fürsorge von mir; da ich weiß, daß ein Wort von Ihnen auf Brentanos Herz mehr vermag als tausende von mir; folglich, Sie zu bitten, daß Sie meine des Paters Supplik begleitende Empfehlung ihm empfehlen, um so den Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, weniger zu verfehlen. Ich kenne Brentano als einen Mann, der nur nach Rom schreiben darf und der wunscherfüllenden Antwort schon gewiß ist. So half er meinem Freunde Schirmer, so einem Pater von Salmansweiler, wo ich 4 Jahre studirte, und vielen Andern. Warum sollte er nun seinen wohlwollenden Charakter gegen meinen Freund verleugnen, besonders auf Ihr Wort hin? Mein Freund hätte zwar keine Dispense für sich nötig; aber für andere, schwache, verwandte, Ärgernisfähige, wie er sich klar im Brief an mich ausdrückt. Unser Volk ist noch zu weit zurück (und nicht nur das Volk), als daß nicht unsers Großmoguls annulus piscatoris auf alles das Siegel drücken sollte. Hat mein Freund einmal für sich und seine 2 Lernjünger die Erlaubnis vom hohen Orte, dann oder schon zuvor, je nachdem ich nun aus Deutschland (auch von Ihnen; denn wäre nicht in Zürich für Unterdessen, wie einst für Freund Bronner, eine Zuflucht?) günstige Nachrichten erhalten werde. Ich bitte Sie also, nebst zuguthalten der Bemühung, daß Sie meine Clienten Herrn Brentano eifrig und angelegend empfehlen. Sanfter Trost wird's Ihrem Herzen sein, wenn auch Sie ein Scherflein zur Befreiung dieses unglücklichen Trios beitragen. Welch eine Freude für mich, wenn die über

Digitized by Google

kurz oder lang erlösten Drei zu mir kommen, mir um den Hals fallen und . . . so etwas läßt sich besser empfinden als beschreiben. Wann wird man auch in der Schweiz anfangen, über die Klöster nachzudenken und diesen geistlichen Butterwecken zu schmelzen? Wie lange müssen so viele arme Gefangene schmachten? Aber o arme Schweiz! und du Eifersucht beider Religionen! — —"

Verfolgen wir zunächst diese Klostergeschichte weiter, und zwar unter Herbeiziehung auch anderer Korrespondenten! Heß ging auf seines Freundes Bitte ein und erhielt von Rat v. Brentano folgende erste Antwort, datiert 7. Januar 1793:

„Wie sehr erschütterte mich Ihr letztes Schreiben mit der Beylage der drey Unglücklichen! — — Ich habe wohl schon in die zwanzig dieser Unglücklichen gerettet — aber wie viele blieben mir noch übrig — denen ich nicht nützlich werden konnte! Wie viele ähnliche Bittschriften, darüber mir mein Herz blutet, liegen wirklich noch auf meinem Schreibtisch? — Doch was helfen diese Citaten? Ich will Ihnen alle Mittel und Wege aufdecken, welche ich bei diesen Umständen zu benützen brauche, damit Sie sehen mögen, in wie weit Sie mir das Unternehmen erleichtern könnten.

„Der leichteste Weg aus allen ist, wenn eine Person von Stand und Ansehen kann gefunden werden, welche so einen Mann zu ihrem eigenen Gebrauch verlangt — z. B. ein ansehnlicher Hof zu einem Prediger — oder irgend ein herrschaftliches Haus zum Erzieher ihrer Kinder — mit beigelegter Caution, denselben im Weltpriesterstande zu ernähren oder auch mit einem Beneficio sein priesterliches Auskommen sicher zu stellen. — — Mit seinen Schülern wollte ich dann einen andern Versuch wagen. Es gibt Klöster dieses Ordens in Öst[illegible], welche noch Erlaubniß haben, Candidaten aufzunehmen,

Digitized by Google

aber deren keine finden. Ein solches ist das Kloster Melk in Oberöstreich. Dieser wäre freylich ein erträglicher Ort — aber — ich fürchte, die Schweitzer Sitten, Ton, Lebensart dieser jungen Leute kontrastieren zu stark mit der Feinheit dieser Männer, die blos noch von der Außenseite her Mönche sind. — —

„Hier, Freund, haben Sie alle meine Quellen erschöpft, die ich für dermalen in Vorschlag zu bringen weiß — —." (Wegen Zeitmangel bittet er Heß, diese Antwort selber Bernold und den Petenten mitzuteilen.)

Am 23. Januar 1793 schreibt P. Karl Stamler, Professor aus Pfäfers, an Heß:

„Die Mühe, die Sie sich gegeben, uns Herrn Brentano, Ihrem Freund, so nachdrucksvoll zu empfehlen, wird unserem Herzen ganz unvergeßlich sein. — — Wenn die hierarchischen Vorurtheile bei dem guten Volke nicht so tiefe Wurzeln gefaßt hätten, so würd' ich kein Bedenken machen, zu Ihrem Religions-Bekenntnisse zu übertretten, wo Ihre vom Sauerteig mehr gereinigte Denkensart mir häufigere Mittel anbieten würde, für meinen künftigen Unterhalt zu sorgen. Allein man muß wie Paulus bei den Juden jüdisch werden, damit bey allen Menschen Jesus verherrlichet werde! — Nach millionen vorausgegangenen Zweifeln und Kämpfen bin ich erst dieses Jahr mit Ihren meisterhaften Werken, besonders mit der Geschichte Jesu, die ich einzig besitze, bekannt geworden. Das war ohne Zweifel ein Wink der Vorsehung, daß mir gerade in dem Zeitpunkt diese Bücher unter die Hände kamen, wo mein katholisches Lehrgebäude, das auf Untrüglichkeit und Inspiration appelliert, über'n Hauffen fiel. O mein Freund! (Erlauben Sie, daß ich Sie in meinem Herzensdruck so nennen darf) wie laßt sich wohl eine Denkensart mit der Denkungsart meiner Mitbrüder zusammenschmelzen, die Excommunicationen vorweisen, die auf die

Digitized by Google

Lesung reformierter Bücher geschlagen sind! — Mein Gott im Himmel droben! wie der Vernunft durch klösterlichen Pharisäismus gespottet wird! Mein Herz blutet zu sehr — ich muß abbrechen. Gott, der alles weise anordnet, wird etwa auch für uns Leidende einen Ausweg zeigen." —

Rat v. Brentano an Heß, Kempten, 24. Hornung 1793:

„Ich habe mir seit meinem Letztern nichts so sehr angelegen sein lassen, als auf Mittel und Wege zu denken, wie unsern mißvergnügten Brüdern in Pf** könnte Luft gemacht werden. Ich schrieb an verschiedene Klöster in Schwaben und Österreich, wo ich weiß, daß man Candidaten sucht und wo milde Regierung und Aufklärung herrscht — allein — noch fand ich nicht, was beide Teile befriedigen könnte. — — — So wäre dermalen nicht rathsam, auf die bloße Hoffnung eines Empfehlungsschreibens das Kloster zu verlassen, um so mehr, als es mir viel leichter ist, die Dispensation von Rom zu erwirken, so lang der Supplicant noch in statu quo ist, als wenn er aus eigner Willkür das Kloster verlassen hätte, wo man derlei Emigranten als Apostaten zu behandeln pflegt. — — Ob sich Hr. Bernold nicht entschließen könnte, wenigstens für P. St. den Titulum oder cautionem, wie beiliegendes Formular lautet, auszustellen — mit diesem getraute ich mir in Rom schon große Vorschritte zu machen. Die Unkosten mögen sich auf 12 Louisd^r belaufen." —

Bernold an Heß, 4. März 1793:

„— — Nun, Gott Lob! scheint mir das Erlösungsgeschäft meines guten, lieben Karl, den diese Zeit her der Mönchsdespotism krank machte, wieder um einen Schritt näher dem Ziele gekommen zu sein. Wenn es nur an einem titulo mensae von mir für Karl fehlt, so wird es sich [illegible] machen; denn

für Freunde thu' ich viel, ja Alles; zudem hab' ich hier nicht viel oder nichts zu gefahren, da Karl sein Brod immer verdienen kann; aber eins — mein Freund, eins nur steckt mir am meisten im Kopfe . . . daß ich mit diesem Schritte das Kloster Pfefers mir auf den Hals ziehe — und wiewohl ich's nicht fürchte noch zu fürchten habe, könnt' ich daher doch unangenehme Folgen mir zuziehen; denn es ist nicht, daß mein Name verschwiegen bliebe; sondern Rom wird und muß alles dem Kloster einberichten. — — Unterdessen will ich mit Karl über diese Punkte aufrichtig zu Werke gehen. — — Dieser liest nun mit Vergnügen Ihre Bibliothek und Versuch vom Reiche Gottes, die ich ihm überschickte. — —"

Bernold an Heß, 12. März 1793, abends um 11 Uhr:

„Ach! unser gute Karl . . . wie unglücklich! — — Um mir die Sache zu erleichtern, will ich Ihnen Karls Brief selber beifügen, woraus Sie seine verzweifelte Lage genug ersehen können. Und nun noch einen Gedanken von mir — der Dispens von Rom ist zwar gut wegen dem Volk, das jenen Mogul anbetet; aber deswegen muß Karl doch entfliehen, wenn er frei sein will — warum? weil Pfefers die Dispens von Rom nie exequieren wird; Schwierigkeiten über Schwierigkeiten würden sich ihm entgegenthürmen, da sie jetzt schon anfangen, ihn zu verfolgen — sondern procul a Jove procul a fulmine — also fort! Unterdessen schick' ich Ihnen titulum mensae für meinen I. Klienten, Herrn Brentano zu überschicken nebst der Beschreibung der Lage und Karls Frage für seine zwei Fratern. Ich erwarte von Ihnen eine Antwort, ob und wann Karl entfliehen solle? Meine Meinung wäre, wann die Dispens von Rom auf dem Wege sein könnte — aber wenn er's nimmer aushalten kann? Dann — es lebe die Freiheit! Und was die Atheisten vom Selbstmorde sagen. daß man aus diesem Leibe

Digitized by Google

gehen könne, sobald es nimmer gefalle, applizier' ich auf Karls Fall. —"

Darauf bezieht sich v. Brentanos Brief an Heß, dat. Kempten, 22. März 1793:

„Da die Dispensationssache in Rom nicht mit der Geschwindigkeit kann betrieben und erwirket werden, welche die immer bedenklichere Lage des P. K. und vor allem seine bereits genommenen Maßregeln zur Flucht, die leicht verraten werden dürften, erfordern — —, so will ich ihm einen andern, vielleicht kürzern und minder kostspieligen Weg verraten: daß er sich nämlich um Erlangung dieser Dispensation an die Nuntiatur zu Luzern wende, wo Herr Bernold vermuthlich einen bekannten Freund haben wird, der sich für P. K. nützlich verwenden kann.

„Der im Schreiben bemerkte Umstand, daß Pfefers die Dispensation von Rom nie exequiren werde, macht mir auch neue Bedenklichkeiten. Thut es Pfefers nicht, so wird es auch der Bischof von Chur als Freund des Abtes schwerlich thun wollen — dann wird dieselbe doch wiederum dem Nuntius übertragen werden müssen, und übergeht man diesen im Anfange, so dürfte er auch in die Parthey des Abtes gezogen werden: — also gleich lieber im Anfang diesen Weg eingeschlagen — Rom bleibt uns dann immer noch offen, — und K. kann auf solche Art mit besserem Anstand das Kloster verlassen, da ihm der Zutritt zu der Nuntiatur, wenn er ihn auch clandestine nimmt, nicht zum Verbrechen gerechnet werden kann.

„— — Überhaupt bitte zu bemerken, daß solche Dispensationen in Rom nicht so leicht gehen, als man glaubt — und wenn ich schon bei mehreren glücklich war, so folgt nicht, daß es mich nicht viele Mühe gekostet habe. —"

Digitized by Google

Bernold an Heß, 2. April 1793:

„Unser l. Karl ist in einer mißlichen Lage. Dr. am Stein schrieb mir aus Auftrag von ihm, daß ich wegen Unsicherheit des Empfanges keine Briefe mehr an ihn schicken solle, indem er bewachet, bevogtet, gewindelt und gewieget sei; nur nicht gar so streng behandelt, aus Furcht vor — seinen Freunden. Es ist also eingetroffen, was Sie und ich schon lange ahndeten; denn K. ist zu hitzig für ein solches Werk, das die stilleste Behutsamkeit fordert. Auch haben ihn, wiewohl unvorsätzlich, seine beiden Schüler verraten; und nicht nur er — auch ich bin verraten — bloß mit dem Unterschiede, daß ich jenen Pfaffen weniger darnach zu fragen hab' als er. — — Das Klopfen an die Nuntiatur-Türe (Brentanos neuester Vorschlag) will mir nicht behagen. — — Vielleicht wäre noch das allerbeste, wenn Karl seines Kantons GGHH. und Obern sammt seinen Verwandten, deren er reiche hat, in Bewegung setzte. — — Eins dünkt mich doch, mein Theuerster! solche Menschen, denen das Kloster ganz unerträglich ist, haben zwar theoretische, aber nicht praktische Philosophie genug. Mir scheint es, mit der letztern sollte man auch klösterliche Einsamkeit versüßen können, ich z. B. würde mir dessen nicht scheuen . . . Doch, so war's von jeher in der Welt — —."

Die Sache nahm ein schnelles Ende.

Bernold schreibt an Heß, 16. April 1793:

„Wie ich Ihnen schon letzthin schrieb, so schrieb mir unser Karl — alles verraten —, unterdessen ist ihm in Rücksicht seiner Freunde, die er allenthalben hat, kein Haar gekrümmt worden; das einzige, daß er nun seine Korrespondenz mit mir unterm Konventsigill à la pharisaique fortsetzen muß, worauf ich ihm jedoch nicht antwortete, sondern à l'ordinaire. Der Fürst versprach ihm einen seinem Humor angemessenen Platz

Digitized by Google

und äußerte den Wunsch, sich mit mir aussöhnen zu können, und so steht nun die Sache, daß Karl selbst die Säkularisation nimmer will. Verzeihen Sie mir und ihm (ich that's wegen ihm) alle Mühe und bleiben Sie ferner mein Freund!"

So fand der kleine Roman kein tragisches Ende. Schon am 22. April 1793 schreibt Bernold an Heß u. a.: „Unser Karl ist seit dem letzten Donnerwetter Pfarrherr in der Nachbarschaft seines Klosters worden, so mich für ihn herzlich freut." Als Schlußwort der Geschichte sei noch aus einem Briefe Bernolds vom 2. September 1793 folgender Satz angeführt: „P. Karl ist gesund — aber ein Mitbruder von ihm abiit, excessit, erupit, evasit. Das macht den Karl wieder heilig, der sich nun nicht mehr zu beklagen hat. — —"

P. Stamler starb, nachdem er als Pfarrer zu Bättis im Segen und mit reicher innerer Befriedigung gewirkt hatte, am 28. Juni 1796 an einem Blutsturz. Der Barde v. Riva widmete ihm einen warmen poetischen Nachruf. —

Im übrigen berichtet nun Bernold vorwiegend über seine poetischen Versuche und Projekte, sendet auch dem Freunde manches Produkt seiner Muse ein und erbittet sich seinen Rat, nimmt solchen auch dankbar an. So schrieb er am Sylvester 1792 mit Rücksicht auf die Heß mitgeteilten Anfangsverse seines Tell: „Dank, Bester! für Ihre Bemerkungen, die richtiger nicht sein könnten; ich änderte nun —

„Singe mir, Muse, den Mann, der in jenen Zeiten der Knechtschaft
früher schon frei als sein Vaterland war, ein Liebling der Freiheit,
längst vom Himmel bestimmt, sie zu lehren die schmachtende Menschheit
und zu führen in seine Heimat mit rettendem Arme. — —"

„Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß, was ich jetzt schreibe (ich bin im 3. Gesang) die Kritik freilich nicht aushalten würde; ich thu' jetzt eigentlich nichts andres als, wie mein Diog

Digitized by Google

sagt, untermalen. Erst wenn das Ganze hingeworfen ist, gerat' ich hinter die Hülle der Schönheit, die ich den Theilen umzuwerfen gesinnt bin. Gott schuf zuerst den Leib — dann die Seele, die lebendig macht. Spiraculum vitae, sagte die Vulgata. Wenn das „nonum prematur in annum" besonders bei solchen Gedichten gilt, hab' ich noch Zeit genug, auszufeilen, zu verbessern ꝛc. —"

Wir entnehmen den folgenden Briefen in chronologischer Reihenfolge die bemerkenswertesten Stellen; das Bild des wackern Landeshauptmanns, des Christen und des Dichters tritt so am lebendigsten vor unsere Augen.

29. April 1793: „Heute schrieb ich auch ein Gedicht an meinen l. Rahn über seinen l. Schwager Klopstock, dessen Anbeter er ist — auch ich — auch Sie — und warum nicht Alle? Sie glauben nicht, wie meine Muse wieder fruchtbar ist — in kleinen Gedichten; aber ich mach' es wie Horazens Stadtmaus; — — lasse man Andern auch etwas hinzuzudenken übrig. — —"

2. Juli 1793: „— — Mein Gedicht auf [Fürstabt] Mart. Gerbert von St. Blasien, das voll Fehler gedruckt wurde (es leben die Buchdrucker in Zürich! diesmal wollt' ich mit dem Churer nur eine Probe machen) werden Sie empfangen und, wie ich hoffe, von selbst corrigiert haben, ohne die Fehler auf meine Rechnung zu setzen. —

„Beten Sie beide, daß der Geist des Herrn über mich komme; denn nächste Woche werd' ich als Deputierter des Landes und unserer Bürgerschaft nach Frauenfeld in wichtigen Geschäften reisen und werde besonders meine Vaterstadt nicht vergessen, ihr Wasserelend den GGHH. wieder an's Herz zu legen. Sunt lacrimae rerum! — Könnt' und werd' ich in meinen Aufträgen glücklich sein, acht' ich's höher, dem Vaterlande zu dienen, als

Digitized by Google

ein Gedicht zu machen; wiewohl es mir allemal wehe thut, mich von meinen lieben Musen zu trennen: doch warum bin ich auf der Welt? Freund! ich weiß es und folge meiner Pflicht. — — Unser Pfarrherr liest nun Ihre Schriften, wodurch ich ihn zu bekehren und nach und nach auf meine Mitbürger zu wirken hoffe. —"

23. August 1793: „— — Wieder gesund von Frauenfeld zurück, wo mir die Verrichtung wegen unserm Wasserunglücke wohl gelang. — — Gestern verreiste Bronner[1]), jener Fischeridyllendichter, in Zürich bekannt, wieder dahin, um vor dem geistlichen Treiber zu fliehen; nachdem er 3 Tage bei mir im Schoße der Freundschaft zubrachte. —"

24. September 1793: „— — Ich habe 2 geistliche Gedichte gemacht, über Nathanael und Mathäus[2]); wie auch 2 weltliche, über Tell und an den Verfasser der Schweizerlieder." —

Diese Gedichte sowie einen längeren, wirklich poetischen und ungemeine Belesenheit in der Bibel bezeugenden Lobgesang „Sehnsucht nach dem gelobten Lande. An meinen Freund Heß" sendet er an letztern und schreibt dazu 7. Oktober 1793 in Beziehung auf dieses Gedicht:

„Wem als Ihnen, Theuerster! soll ich es widmen? Sie haben mich in die Wahrheit geführet durch Ihre Schriften; Sie haben mir den Einigen wahren Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum zu erkennen gegeben; Sie haben mich von

---

[1]) Franz Xaver Bronner, 1758—1850, 1776 Benediktinermönch in Donauwörth, 1785 dem Kloster in die Schweiz entflohen, Mitredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, 1820 zum Protestantismus übergetreten. Gescheiter Kopf, sehr vielseitig, aber zweifelhafter Charakter.

[2]) E. Götzinger, Aus den Papieren ff. S. 324 weiß noch nicht, daß diese ins Andachtsbuch Bernolds aufgenommenen Gedichte von ihm selbst verfaßt sind.

Digitized by Google

meinen mit der Muttermilch und noch mehr durch Mönchserziehung eingesogenen katholischen Vorurteilen gereiniget, so daß ich nun weiß, wem ich glaube und mich anvertraue. — — Freilich hat Gott schon früher angefangen, einen Strahl des Lichtes auf meine Seele fallen zu lassen, um mich nach und nach der Wahrheit empfänglich zu machen; aber Sie waren das Werkzeug in seiner Hand, mich vollends zu ihm zu bekehren. Denken Sie an Ihren Herzensbruder Gellert:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir! denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet; Du!
O Gott! wie muß dies Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein! —

Das sind Sie für mich und können auf zeitlichen und ewigen Dank rechnen Ihres B."

19. November 1793: „Da ich gesinnet bin, mitkommendes Nationalgedicht über die mich doppelt angehende Näfelser Schlacht dem Drucke zu übergeben, konnt' ich nicht umhin, mich zuvor an Sie zu adressieren. Lesen, überlesen, wiederlesen Sie's, ob Sie nicht etwann solche Flecken daran finden, die es der Bekanntmachung unwürdig machen; denn ein Vater ist gewöhnlich blind gegen sein Kind. Und wenn Sie's dann würdig finden, in's Publikum überzugehen, so bitt' ich Sie zugleich, mir Anleitung zu geben, wie und auf was Art und durch welche Buchdruckerei ꝛc. es am Füglichsten für mich und andere geschehen könnte. — — Schade, daß ich nun auf einmal wieder durch einen fatalen Prozeß, den ich für mein Vaterland zu führen habe, mitten aus meinem poetischen Pruritus, der mich auf's Neue zu Wilhelm Tell antreibt, herausgerissen werde. Geduld! —

„Sie haben's in Ihrem letzten Brief erraten; Ihre Predigten

Digitized by Google

über Volks- und Vaterlandsliebe Jesu sind mir ebenso sehr aus der Seele geredet, und noch mehr, als Ihnen meine Sehnsucht nach Canaan. Dank, Edler! — — So möcht' ich, daß Alle Jesum studieren und unsern Herrn Andern vorstellen, wie Sie! Unser Herr und Sie — mir wie lieb! —"

In einem gewandten lateinischen Brief, geschrieben in Zürich am 4. Dezember 1793, dankt B. für die in Hessens Hause genossene Freundschaft, bedauert, daß er Geschäfte halber ihn nicht mehr habe genießen können, und preist die „vera in Jesu Christo unio".

4. März 1794: „Sie schrieben mir letzthin, ob ich nicht auch schon darauf gedacht hätte, die getrennte und doch Eine Christuskirche zu singen? Nein! aber hier folgt ein Gelegenheitsgedicht auf den allgemeinen Bettag, das fast etwas dergleichen ist und vorstellt. In der That ist's ein herzerhebender Gedanke für mich, dies allgemeine Beten den 16. dies ohne Rücksicht der Religion ... und ist dies nicht eine Christuskirche? in meinen Augen auch noch ein Beweis, wie nahe beide Parteien schon einander gekommen; denn vor nicht langer Zeit würden die Katholiken ohne Papst oder Bischof nur vom Kanton Bern nicht dazu haben einladen lassen. Oder? — Es lebe Christus, unser Herr, der Mittelpunkt der Welt! —"

Das Bettagslied beginnt:

„Jehova, Schutzgott unirer Schweiz, sieh auf dein treues Land,
vom Thron herab! Ein neuer Reiz sei dir das neue Band,
das uns vereint ... Der Eidgenoß, von Neid unaufgebläht,
legt heut in deinen Vaterschooß sein christliches Gebet."

Die drei letzten der im ganzen acht Strophen lauten:

„Nun nimmer uns dein Unterschied Religion! mehr trennt
im Beten, sind wir Glied an Glied um Christus Leib ... schon brennt
die Liebe, bringt ihr Opfer dar, von Seufzern untermischt,
auf unserm Vaterlandsaltar, der nimmermehr erlischt.

Digitized by Google

Nein, nimmer lösch' es aus, das Licht, von Duldung angefacht,
vor Gott Jehovas Angesicht! Er, unser Hüter, wacht
und schlummert nicht, so lang auch wir auf unser Eigenthum
herab ihn flehen für und für von seinem Heiligthum.

O Schutzgott unsrer Schweiz, erhör' nun Israels Gebeth!
sieh! heute wallt zu dir ein Heer der Wünsche, seufzt und fleht,
daß du uns ferner Einigkeit verleihest, Fried' und Ruh'
und Freiheit ... diese Seligkeit (nicht wahr) verleihest du?

1. April 1794: „Bester! Liebster! Auf ein solches Geschenk darf ich wohl nimmer die Antwort aufschieben. — — Ob mir Ihre Bettagspredigt gefallen? Was das für eine Frag' ist! — — Besonders entzückte mich Ihre passende Unterscheidung der Zeiten, so daß Sie auch hierin den Vorwurf unseres Herrn nicht zu befürchten haben: Das Wetter könnt ihr unterscheiden, aber ... — Auch L**s Predigt ist mir von ungefähr in die Hände geraten; aber ganz anders verhielt es sich mit derselben — doch es ist besser, ich schweige, um Ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen. — Bei uns (das muß ich Ihnen doch noch sagen) war kein Bettag; zwar feiert ich ihn im Herzen: aber die Cantonen fanden nicht für gut, nur mittelbare Vogteien auch mitbeten zu lassen, aus Furcht, ihr Gebet möchte dadurch ... was? befleckt werden? O Gott! Und ich freute mich so darauf hin zum voraus, daß kein Winkel Helvetiens von diesem allgemeinen Gebet ausgeschlossen wäre. —

„Wirklich liegt mein Manuskript zum ersten Bändchen schon in den Händen des Censors. — Da meiner Gedichte zu viele sind, als daß ich sie auf einmal herausgeben könnte, theilt' ich sie in drei Bändchen ab; das erste enthält schweizerhistorische, das zweite über die schöne Natur, das dritte allerhand. — Ach, daß ich so angeschmiedet bin! Allemal überfällt mich deswegen Un- und Kleinmut, so oft ich an meine Telliade denke, die ungestörte Muße brauchen würde. Aber — besser, daß meine Autorschaft darunter leide, als die Anspruch auf mich haben."

Digitized by Google

15. April 1794: „Ihr letzter Brief hat so auf mich gewirkt, daß beide voranstehende Gedichtchen plötzlich zu Stande kamen; ich schickte sie Ihnen um so geschwinder, da sie vielleicht in dieser heiligen Charwoche Ihnen nicht unwillkommen sind" (das eine ist betitelt „Gethsemane", das andere „Der Sabbat des Herrn.")

In der Nachschrift eines Briefes vom 10. Juni 1794 teilt W. noch mit: „Eben kömmt ein Expresser von Glarus (Frau und Kinder waren bei dortigen Verwandten auf Besuch) mit der Nachricht, daß mein jüngeres Töchterchen todtkrank ist und alle Hoffnung des Aufkommens verschwunden ..... Gott fängt also an, meinen Glauben zu prüfen ... ich bet' ihn an und schweige — zwar ist eine väterliche Herzenszähre nicht verboten — und sie fließt auch reichlich hervor ..."

17. Juni 1794: „Ja, Freund, mein Kind lebt — aber nimmer hier, sondern dort — es lebt unter Engeln seines gleichen, die, wie unser Herr sagt, das Angesicht des himmlischen Vaters sehen. Freilich ist mein Kind glücklich, ja unendlich glücklicher als hier, wird besser erzogen als ich's mit Anstrengung aller meiner Kräfte hätte tun können — — aber, mein Lieber! es schmerzt, und dieses Kind um so mehr, da es gar sanft und das Ebenbild meiner Frau war ... und ach, daß es in Glarus sterben mußte! — — — Ihr Gedicht am Grab eines Kindes Ihres lieben Bruders hat mich sehr getröstet und tröstet mich noch. —"

7. Juli 1794: „Ja freilich bin ich getröstet — nur weinen wir noch oft der entrissenen Kleinen eine liebende Thräne nach. —

„Letzten Sonntag feierten wir en vrais catholiques romains Herz-Jesu-Bruderschafts-Fest. Die treffliche Predigt eines gioser von Pfefers, der gewiß auch meines lieben Karls

(dieser ist nun Pfarrherr zu Vättis) Jünger ist, höhnte mich mit dem übrigen Popanz aus. Wann wird man auch begreifen, daß es nur eine Bruderschaft Jesu gibt, wozu wir alle gehören und daß Alles, was außer einem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes ist, wie Kant sich ausdrückt. à propos! Wie gefällt Ihnen Kant's philosophisches Religionssystem? Es beschäftigt Orthodoxe und Heterodoxe. — —"

Eine Anzahl folgender Briefe mit poetischen Beilagen (Vater Bodmers Tod, Nathanael und Mathäus) und der Erwähnung eines im Schweizerischen Museum erschienenen Schweizerdialogs Bernolds mögen übergangen werden. Am 17. Februar 1797 gratuliert Bernold seinem Freunde zur Antisteswahl.

„Mein Herz ist vor Freude außer sich, seit ich in der Zeitung die entzückende Nachricht las, daß Sie dem würdigen Antistes Ulrich in seiner Würde nachgefolgt sind. Welch ein Glück für Zürich, einen solchen Antistes zu besitzen und für Sie, einer solchen Stadt als ihr geistliches Haupt vorzustehen! und für mich, einen solchen Freund zu haben! Nicht wahr, Sie werden ungeachtet der geänderten Würde doch Ihre Freundschaft gegen mich nicht ändern? —"

Bernold hatte immerhin die richtige Einsicht, daß dem vielbeschäftigten Antistes die Zeit zur Fortsetzung der Korrespondenz im bisherigen Maße fehle, und so wird sie nun spärlicher.

Am 20. April 1795 spricht sich Bernold über eine fatale politische Geschichte aus, die ihm viel Herzeleid verursachte:

„Auch als Antistes haben Sie sich nicht geändert, wovon Ihr erstes Briefchen Zeuge. Aber was soll ich Ihnen schreiben? Soll ich wiederholen, was Ihnen wahrscheinlich das Gerücht schon von mir erzählte, ja vielleicht nach seiner Art vergrößerte, als ob

Digitized by Google

ich ein Aufwiegler jener unglücklichen Ragazer und folglich ein Ruhestörer wäre? Nein! So denkt und handelt Bernold, der Barde von Riva, nicht . . . auch ist Ihr hoher Stand überzeugt, und durch ihn die anderen Stände, daß ich wegen einem unvorsichtigen Gespräche, wobei ich jedoch einen redlichen Rath erteilte, noch kein Rebell bin. Wirklich ist das Geschäft durch die Anleitung Ihres hohen Standes so gediehen, daß ich noch mit heiler Haut davon kommen werde; aber freilich eine harte Prüfung für mein empfindsames Herz, wofür ich jedoch meinem Gott und Herrn danke. O! er hat auch dies wohlgethan! Eben deswegen wollt' ich nun auch meinen Kummer und Trost zugleich in Ihren freundschaftlichen Busen ausschütten, überzeugt, daß Sie Freud' und Leid mit mir fühlen werden. Wer steht, sagt Paulus, sehe zu, daß er nicht falle! — Dieser Tage las ich den ersten Teil von Niemeyers Charakteristik. Wie treffend! wie schön! wie edel! Besonders gefiel mir der Charakter Paulus, auch Johannes und Petrus . . . In letzterem glaubt' ich sogar Züge meines Charakters zu finden. — Wer sollte glauben, daß bei meinem gehabten Unfalle meine Gegner auch noch meine Heterodoxie in Anschlag brächten! Und doch . . aber dem sei, wie ihm wolle — ich weiß, wem ich geglaubt und weiß, wem ich mich anvertrauet habe! Lassen Sie mich indessen Ihrem Gebet empfohlen sein und träufeln Sie Balsam auf meine Wunde, die zwar zu genesen anfängt; denn dieser Tage macht' ich wieder das erste Gedicht. — Auch eine andere Freude schenkte mir Gott in einem muntern und wohlgestalteten Knäbchen, das mir den 5. März geboren wurde."

12. Januar 1796: „— — Meine Freunde sammeln sich wieder um mich wie in den Tagen der Vorzeit; besonders ist auch unser jetziger Landvogt Hofmeister der Mann nach meinem Herzen, der Balsam auf die Wunde mir träufelt. Aber am

Digitized by Google

meisten freut's mich, bis zum Entzücken, daß Sie, ach! Sie mir wieder Worte des Trostes zuriefen. — — Der Parnaß liegt beinahe brach für mich. — Meine Epopee stockt immer im sechsten Gesange[1]). — — Ein einziges Gedicht machte ich jüngst wieder, die Schweitzerhelden, wo ich am Ende die Afterhelden mustre und mit Brun und Stüßi schließe. — —"

18. April 1796: „Wie mir Ihr lithurgisches Geschenk behagt? Und sollte es nicht, da es gegen unsern lithurgisch-lethargischen Gebeten so sehr absticht? Überhaupt bin ich mit unsern Geistlichen gar nicht zufrieden, die den Bettag ohne Predigt vorbeigehen ließen, so daß wir mit den Zeremonien der Messe vorlieb nehmen mußten . . . ist das nicht lau und schläfrig genug? —"

Ein hübsches Geschichtchen erzählt Bernold in einem Brief vom 6. September 1796:

„Vorgestern besuchte mich ein Pater Capitular aus Weingarten in Schwaben und gestern wollten wir eine unserer Alpen besteigen. Schon hatten wir mehr als halbwegs zurückgelegt, sieh! da lagerte sich ein feuchter Nebel auf den Bergen und senkte sich immer näher zu uns. — Der Pater fing an, Zahnweh zu spüren — wir entschlossen uns (unser Pfarrherr war auch bei uns), in einer nahen Hütte einzukehren, wo wir Milch genossen und dann aufs duftende Heu uns hingossen. Mich kam ein Pruritus an, auch einmal zween Pfaffen zu predigen — eben hatte der Pater Ihre Abschiedsrede beim Fraumünster und die Antrittsrede beim großen Münster, die ich ihm Tags zuvor zu lesen gab, bei sich — ich predigte vom meiner Heucatheder eine nach der andern. — Sie hätten sehen sollen, wie meine Zuhörer gerührt waren — der gute Pater weinte helle Thränen.

[1]) Bernold beendigte seine Telliade 1798 (Götzinger, Aus den Papieren ꝛc. S. 279; S. 306 gibt er 1797 an).

Digitized by Google

So hat mir kaum noch eine Szene gefallen! Ich mußte sie ihm nach Weingarten mitgeben, um sie dort im Konvente über Tisch lesen zu lassen — heute ist er wieder verreist. Auch unserm Pfarrherrn, der Sie hochschätzt, gab ich Ihre vor zwei Jahren gehaltene Bettagspredigt, die er über Morgen in seinem Vortrag benutzen wird. Nicht wahr, ich bin ein ganzer Held im Proselytieren? Wie mich das freut, hin und wieder zu erfahren, wie viel und mehr Aufklärung, als ich bisher ahndete, in katholischen Klöstern herrscht. Geduld! Das Licht wird aus der Finsterniß hervorbrechen und die Menschen erleuchten, daß sie Ihn und den er gesandt hat, erkennen. — "

Hübsch und beide Teile ehrend ist auch, was Bernold am 21. Februar 1797 über seine Aussöhnung mit dem Fürstabt von Pfefers schreibt:

„— — Sie wissen mein Mißverhältniß mit Pfefers seit jenem fatalen Handel? So wissen Sie denn auch, daß ich mich den 18. vorigen Monats mit dem Fürsten ausgesöhnt habe, den ich im Hofe zu Ragaz besuchte und herzlich um Verzeihung bat. Der Fürstabt wurde gerührt, gab mir den Friedenskuß und sprach: Dies ist ein Tag, der mein graues Alter versüßt und den ich unter die glücklichsten meiner Regierung zähle. Am Ende überreichte ich ihm noch ein Gedicht über die Versöhnung, das ganz biblisch und voll der anziehendsten Beispiele ist, z. B. vom verlorenen Sohn, von der Verläugnung Petri ꝛc. Der Fürst nahm es mit Wohlgefallen auf und lud mich auf einen Fastnachttag ins Kloster ein. Ich nahm die Einladung an. — Wie gefällt Ihnen nun dieser Schritt von mir? Ich dachte, daß ich [illegible]hrist wäre und Christen einander verzeihen sollten — und [illegible]m ich den Weg unter die Füße und das Herz in beide [illegible]um das Ärgerniß wieder gut zu machen, das ich dem [illegible]gab. — — "

Digitized by Google

Um den Ausgang der Versöhnung zu ersehen, sei dem folgenden Briefe (27. März 1771) gleich das Weitere entnommen:

„Wie der Versuch zu Pfefers selbst abgelaufen? pulere! bene! recte! Er fand den 23. vorigen Monats statt, und ich brachte den ganzen Tag dort zu. Fürstabt, Dekan und alle Herren Patres hatten ungemeine Freude und machten mir zu Lob und Ehre nach Mittag eine schöne Musik. Der Fürst war so gut, auch meinen Freund (occultus autem propter metum Judäorum; Joh. 19, 38) an die Tafel kommen zu lassen und uns die Freude des Wiedersehens neidlos zu gönnen. Dieser Freund verglich mich hernach mit Buonaparte, erstens: weil unsere Physiognomie einander ähneln solle; zweitens: weil es in den Sprüchwörtern der Heiligen Schrift irgendwo heißt, daß ein Überwinder seiner selbst besser sei als ein Eroberer der Städte; drittens endlich, weil ich mit Pfefers wie Buonaparte mit dem heiligen Vater in Rom Friede machte. Ist diese Vergleichung nicht drollig genug? — —"

Kehren wir noch einmal zum Briefe vom 21. Februar zurück! Bernold erzählt darin noch, daß er mit seiner Gattin und einem Kinde eine Reise in sein zweites Vaterland Glarus machen mußte „wegen der ersten Messe des Pfarrherrn von Bärschis, wobei meine Frau die geistliche Mutterstelle vertrat." Die dabei gemachten Beobachtungen veranlaßten ihn zu folgenden Bemerkungen: „Der Herr Ehrenprediger schämte sich nicht (aber ich, da eben ein Geistlicher Ihrer Religion neben mir saß), den Primitianten über alles Menschliche, ja Göttliche, zu erheben, seine eingebildeten Priestervorzüge posaunenmäßig zu verkünden und — o des Pharisäers! von den Pflichten des Volkslehrers gar weislich zu schweigen . . . . nempe Ithacus hoc vetit etc. Unsere hochwürdigen Herren sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht oder wollen ihn nicht sehen; denn sie sind blind und

Digitized by Google

Führer der Blinden. — — Wie viel Nützliches könnte man bei solchen Gelegenheiten dem Volke beibringen! Aber nein, — das wäre zu viel gefordert von Pharisäern. —"

Am 27. März 1797 schreibt Bernold u. a.:

„Ich meinesteils werde nie müde, die Bibel zu lesen, und las sie nun wieder seit vor'm Jahre in der Kirche vom alten bis zum neuen Testament und schritt nun zum Brief an die Römer. Jedesmal entdeck' ich neue Wahrheiten und Schönheiten darinn, die mir andere Male nicht so ins Auge fielen. — Und so les' ich jetzt Klopstocks unvergleichliche Messiade wieder, damit ich die Poeten nicht darüber vergesse und doch noch immer im biblischen Fache bleibe."

9. Mai 1797: „ — — Als ich an die Näfelser Fahrt wallfahrtete, besucht' ich unterwegs den Ihnen gewiß auch bekannten Pfarrherrn auf Kerenzen, J. R. Steinmüller, meinen Freund, einen vortrefflichen jungen Geistlichen Ihrer Kirche. — Sieh', da geriet plötzlich zu seinem Unglück J. C. L[avaters] Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten oder die Höhe und Tiefe der Menschheit oder — oder — oder [in unsere Hände]. Ist's möglich? riefen wir oft aus und mußten beständig aus vollem Halse lachen . . . ist's möglich, so etwas herauszugeben? Und dazu noch ein Mann, wie J. C. Lavater ist! Wahrlich! wenn er nur Verfasser des Pontius wär' und nicht auch der Schweizerlieder, die ich am meisten von seinen [illegible] schätze, so müßt' ich ebenfalls denken, er sei zu seinem [illegible] gekommen, wie Pontius ins Credo. — — So etwas [illegible] von Lavater nicht erwartet. Ist's möglich? Ich (gesetzt ein anderer) würde mich nicht unterstehen dürfen, dem [illegible] so etwas aufzutischen, aber einem J. C. Lavater ist [illegible] erlaubt. — —

[illegible] Sie mir noch zu fragen, was es auch für

Digitized by Google

eine Bewandtniß mit dem Übergang des P. Aloys Jauch hat, der unter den Catholiken so viel Aufsehen macht? Das Gerücht sagt von ihm, daß er schon gepredigt habe, ja daß er sich mit Lavaters Tochter verheiraten werde. Dieser Schritt soll Einsiedeln viel Verdruß machen; auch die GGHH. in Zürich selbst sahen ihn nicht gern... 's ist immer ein heikles Ding um den Schritt über den Rubikon, so sehr auch jener, der ihn wagt, im Grunde Recht haben mag; denn der Unterschied zwischen unser einem, der frei in der Welt lebt, und einem Mönche, dem zur Zeit seiner Minderjährigkeit despotische Fesseln angelegt wurden, ist groß — und warum sollte der Letzte, sobald er sich betrogen fühlt, sich die Menschenrechte nicht zueignen dürfen? Aber nicht alle verstehen dies. — Genug hievon! Es lebe der Friede! — —"

3. Juli 1797: „— — Ob meine Aussöhnung mit Pfefers aufrichtig und dauerhaft ist? Warum nicht? Sonst hätt' ich mich nicht ausgesöhnt. —

„In meinem letzten Schreiben an Sie hab' ich mich am guten, lieben Herrn Lavater wegen seinem Pontius versündiget; kurz darauf erschien Bronners dritter Teil,[1]) worin mich dieser Afterfreund, dem ich bei seinem Hiersein alle mir mögliche Freundschaft erwies, dafür fein hübsch mit seiner Rute strich. Ich lachte und lache noch und werde forthin lachen; denn wer will sich erzürnen, daß ihn die Nessel brennt — aber ich hielt ihn damals für meinen Freund und bin nun freilich enttäuscht.

„Den 23. ist unser lieber Herr Landvogt Hofmeister verreist, nicht ohne Thränen bei seinem Abschied zu vergießen: aber das war auch ein Abschied — ein kleines Detachement Soldaten formierte auf beiden Seiten zwo Linien — die Fähnen waren mit einem Trauerflor umwunden — der Hauptmann präsentirte

[1]) F. X. Bronners Leben, von ihm selbst beschrieben. Bd. III S. 391—403 handeln von seinem Aufenthalt in Wallenstadt.

Digitized by Google

ihm einen Blumenstrauß und sagte ihm kurz und gut, wie ungern man den Vater des Landes verliere — zwei Knaben bestreuten den Weg mit Rosenblättern — die Mörser wurden abgefeuert — Herr Landvogt weinte. Mir fielen Gleims Verse auf den großen Fritz ein:

„Gieb ihm die Herrschaft über dich, o Welt,
Dieweil er weinen kann!!"

— Ich hoffe, daß Ihre Vaterstadt und die Regierung derselben nun einen solchen Bürger hervorziehe und ihm an die Hand gehen wird, seine Geistes- und Herzensfähigkeiten für's Vaterland zu verwenden. — Und nun, denk' ich, sei's für einmal genug; denn daß Herrn Jauchs Übergang keine Proselytenmacherei ist, versteht sich von selbst. —"

Von besonderem Interesse ist, daß der Katholik auch zwei Gedichte zu Ehren des Reformators Zwingli verfaßte und dem Zürcher Antistes zusandte. Er schreibt dazu:

3. Oktober 1797: „Sie werden denken, ich sei in einem beständigen poetischen Paroxismus. Das eben nicht — mitkommende zwei Gedichte auf Ihren großen Reformator sind die Frucht weniger Stunden, die ich am letzten Samstag nachmittags im Andenken an ihn zubrachte. Ob sie nun des großen Mannes und Patrioten würdig sind oder nicht, muß ich seinem würdigen Nachfolger im wichtigen Amte, das Sie bekleiden, zu beurteilen überlassen. Genug für mich das Bestreben, ihn nach Möglichkeit meiner Kräfte besungen zu haben. — Von Katholiken ist Zwingli noch schwerlich je so besungen worden — und gut, daß einige Katholiken dies noch nicht von mir wissen . . . welch' ein Stoff für sie, über den Ketzer herzufallen. —"

Das erste der beiden Gedichte — Zwinglis Geist — findet sich abgedruckt bei Götzinger, Briefwechsel ff. S. 448 mit der falschen Bemerkung: „Wahrscheinlich um Neujahr 1819"; das zweite soll hier wiedergegeben werden.

Digitized by Google

30. Sept. 1797. **Zwinglis Tod.** Math. 10, 28.

So sprach der edle Martyrer, sank und starb
den Tod des Vaterlandes, ein Patriot,
wie wenige vor ihm — so litt er
selbst für die Lehre, von ihm verkündet.

Nicht anders auch sein Meister, der, ob er schon
Gott ähnlich war, doch tief sich erniedrigte,
gehorsam wurde bis zum Tode,
höret und staunt! bis zum Kreuzestode.

Doch nach dem Tode, als er entronnen war
dem Strafgerichte, sieh! da erhöht ihn Gott;
wer kann die Menge seiner Jünger
zählen? Wer kennt nicht seine Lehre?

Für seine Leiden ward ihm des Herzens Wunsch
erfüllt; d'rum gab ihm Gott auch der Leute viel:
weil er nicht achtete sein Leben,
wurden die Sünder durch ihn lebendig.

So geht der Weg durch Leiden zur Herrlichkeit;
so ging dein Weg auch, edelster Patriot!
dein Blut, das Kappels Erde düngte,
düngte den Acker des Herrn mit Segen.

Ha! Welch' ein Segen! Zähle den Sand am Meer,
des Himmels Sterne; siehe! so zählest du
sie auch, die seinem Blut entsprossten,
zahlreich, wie Tropfen des Thau's dem Morgen.

Freu' dich, o edler Kämpfer, des Weizenkorns,
das du hinsätest; freu' dich! Es wuchs empor
zur Ehre Gottes, brachte Früchte,
wurde zur Garbe, zur Saat, zur Ernte.

Weiß sind die Fluren, reif ist die Ernte schon,
herbei ihr Schnitter! schneidet die Saaten ein
für jenes Leben! Andere säten
mühsam euch vor, was ihr itzt einerntet.

Du bist der Sämann, Zwinglius! Was dein Mund
hier lehrte, Treue Gott und dem Vaterland,
nur ihm zu leben, ihm zu sterben,
siegeltest du mit dem eignen Blute.

Digitized by Google

Du haßtest Fürstengold und die Mietlinge,
die selbst ihr Blut verkauften, des Vaterlandes
unwürdig, dem sie es verdankten,
ihm es zu opfern, und nicht dem Fürsten.

Du tatest, was du lehrtest, es floß dein Blut
Gott und dem Vaterlande zum Opfer hin —
o du, von ihm geweihte Erde,
sei uns ein Denkmal des großen Mannes!

Mit einem kurzen Briefchen vom 14. November 1797 verstummt nun die Korrespondenz für lange. Die Zeiten wurden zu stürmisch, die Verbindungen zu unsicher und die Geschäfte der beiden Männer zu ernst, als daß sie mehr als gelegentliche Grüße oder Händedrücke hätten austauschen können. Der nächste Brief ist erst am 30. Dezember 1811 geschrieben und lautet vollständig (in genauer orthographischer Wiedergabe):

Hochwürdiger Herr!

„Der Gruß, den Sie mir durch unsern alten Regenten, Herrn Hoffmeister, zusenden ließen, weckte von neuem mein Herz. Haben Sie Dank für Ihr gütiges Andenken! zumal da es noch mit so edeln Gaben für unsere unglücklichen Mitbürger von Sargans[1]) begleitet war. Ach! dieses Unglück hat meinen Amtskreis schrecklich betrübt. Doch ich verzagte nicht. Ich wußte, wem ich glaubte u. traute, u. täuschte mich nicht. Auf das Unglück folgte tröstende Hilfe. Auch des alten Zürich immer treue Menschenliebe hat sich wiederum nicht verläugnet. Und den Edeln derselben, wie können wir's ihnen vergelten? Gott wird sie belohnen. Und unser alte Herr Landvogt Hoffmeister, wie väterlich hat er sich unser angenommen! Dafür hat er auch unsere beständige Liebe und Zuneigung. Der heißeste Dank flammt in unsere Herzen für ihn. Und der Edle verlangt mehr

[1]) Im Dezember 1811 brannte der größere Teil des Städtchens ab.

Digitized by Google

nicht. Sie aber, mein Unvergeßlicher! leben wohl? Oft schwebten Sie meinem Geiste vor. Ich fragte Ihnen nach, wo ich konnte. Nur stürmische Zeiten, wie wir erlebten, nur neue Verfassungen und Lagen, nur müh u. arbeitsvolle Geschäftskrise, konten unsern ehmaligen Briefwechsel unterbrechen; nicht aber die Freundschaft selbst, die, ob still, im Herzen immer loderte, und lodern wird, so lang ein Odem es belebt. Was ich seit dem letzten ausgestandenen Schicksal von 1799 sehr vermißte, sind Ihre Werke, die mit meiner übrigen Büchersammlung ein Raub der Flamme wurden. Seither schaffte ich mir nur Ihre Lieder zur Ehre des Herrn wieder an, ohne die ich fast nicht leben könnte. Das göttliche Leben Jesu muß ich noch auf beßre Zeiten sparen. Freund! ich hatte viel zu kämpfen u. muß zum Theil itzt noch kämpfen. Der Herr sey dafür gepriesen! am Ziele der Laufbahn ist Ruhe. Sie und Ihre Gattin vergesse ich nicht, so wenig als der Hüter Israels je schlummert. O nein! er schläft, er schlummert nicht, der Hüter Israels. Er wache über unser Vaterland! er wache über Sie und Ihre Kirche! er behüte uns alle im kommenden Jahre, welches Ihnen segensvoll wünscht

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Bernold."

Bald bot sich der Anlaß zu einem weiteren Brief. Am 24. Februar 1812 schreibt Bernold an Heß:

„Empfangen, empfangen hab' ich Ihr „Leben Jesu" u. den Anhang dazu. Empfangen, wie man einen langvermißten Freund wieder unter seinem Dach empfängt, u. unter einem Strom von Empfindungen umarmt. So war es mir, als ich Ihr edelfrommes Geschenk zur Hand nahm und mit unnennbarer Freude des Herzens wieder sah. O des süßen Wiedersehens nach einer 12jähr. Trennung! Gleich im ersten Augenblick erkannten und liebten wir uns ganz wieder. So wie Sie u. ich uns nach

Digitized by Google

langem Schweigen wieder ganz unverändert vertraut trafen, wie da die stürmische Zeit unsern freundschaftlichen Briefwechsel unterbrach, so ging es mir mit Ihrem Geschenke, welches mein Herz und mein Geist mit der alten freundschaftlichen Miene ansprach. Mit welcher stiller Herzensfeyer werd' ich es lesen! ich habe bereits begonnen. Und nun mein Dank? Das ist u. sey mein Dank, daß ich diesem edeln Geschenk als Ihrem würdigsten Stellvertretter wieder den alten Platz in meiner kleinen Büchersammlung u. in meinem Herzen einräume. — — Bleiben wir also einander was wir waren!

„Wohl treffend bemerken Sie, — — daß die überaus wichtigen Zeitereignisse — wiederum großen Veränderungen u. höhern Zwecken den Weg bahnen. Wer dieses läugnet, der nimmt der Welt die Sonne weg, daß es Nacht wird. Dieser Gedanke aber einer theokratischen Leitung der Weltangelegenheiten beleuchtet alles. Warum entstuhnd unter unsern Augen ein solches Reich, wie Napoleon gründete, welches seine Gränzen noch immer weiter rückt? Möchte die Vorsehung nicht einen ähnlichen Zweck dabei haben, wie da zur Zeit der Geburt Christi der römische Cäsar den Erdkreis beherrschte? u. ist nicht auch itzt ein ähnlicher Conflickt von politischen und religiösen Partheyungen, wie damals? Zwischen inne steht die innere Kirche, die, wie Sie bemerken, der Herr sich bildete. Zu allen Zeiten des alten und neuen Bundes gab es eine solche innere Kirche, ein solches Israel Gottes, ganz in dem Sinne, wie Christus bei Luk. 17, 21 sagt: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." Das sey denn auch unser Aller Bestreben, würdige Mitglieder dieser innern Kirche zu seyn. Aus solchen wird einst der wiederkommende Herr seine Gesellschaft bilden. Glücklich werde ich mich schätzen, wenn auch aus der glücklichgetroffenen Ehe meiner l. Tochter mit ihrem würdigen Gatten solche Zöglinge entstehen. Der Herr gebe es!

Digitized by Google

„Und Sie finden in Ihrem Alter und bey Ihren vielen Amtsgeschäften noch Zeit, mir Ihre Gedanken mitzutheilen? Haben Sie Dank dafür! Stets werden Sie mir willkommen seyn. Mit besonderer Vorliebe wende ich eine Stelle der Messiade auf Sie, mein Theuerster, an:

„Mit zu vielen Geschäften für Einen umgeben, und dennoch
Niemals in ihrem Netze verstrickt, that Lucius eifrig,
Was er sollte, nicht stolz darauf, nicht niedergeschlagen,
Wenn er oft die Ähre der Saat, die er streute, nicht sahe.
Sorgsam, ein weiser Käufer der Zeit, erspart er noch immer
Stunden zum Gebete, zur weltentfernten Betrachtung
Heilge Stunden. Und so entrann er in's ewige Leben."

„Leben Sie wohl, bis an's Ende der Laufbahn standhaft! ein Leuchter Ihrer Gemeinen! ein mächtiger Zeuge wie Paulus u. Kephas! Ich aber bin dies u. jenseitig unveränderlich der Ihrige

Bernold."

11. Oktober 1813: „Gestern las ich Ihre „Einheit im Mannigfaltigen" ununterbrochen in einigen Geschäftsfreien Stunden. Herzlich hat es mich gefreut, wieder etwas von Ihnen lesen zu können. So wie Sie mich kennen, wissen Sie, daß ich über diesen Punkt der innern Kirche einstimmend mit Ihnen denke! Da Sie vor einem Jahr bei der Wiederbelebung unserer Freundschaft die Güte hatten, mir das „Leben Jesu" sammt den Anhang über die „Lehre, Thaten und Schicksale Jesu" zu schenken, schaffte ich mir vor einem Monat auch noch Ihre „Apostelgeschichte" an, deren Durchlesung mir ein ungemeines Vergnügen machte. Diese ganze Geschichte zeugt ja klar, daß es den Aposteln nur um Einführung und Festsetzung der Hauptwahrheiten und Lehrsätze zu thun war, nicht aber um Einförmigkeit nach dem Sinne mancher nachherigen Christen. Oder war zwischen Judenchristen und denen aus den Heiden Einförmigkeit?

Digitized by Google

welcher Apostel forderte so etwas von ihnen? Paulus, der am Tiefsten in den Geist der Anstalt Jesu eindrang, lehrte gerade das Gegentheil, und auch Petrus wurde gleich anfangs von dem Herrn selbst darüber belehrt, u. sogar Jakob, der am meisten noch zu judaisiren schien, war in den wesentlichen Punkten gleicher Meinung mit Paulus und den Andern. Ihre „Einheit im Mannigfaltigen" kam mir daher wie ein Anhang zur Apostelgeschichte vor und enthaltet nur eine nähere Anwendung des Geistes derselben auf unsere gegenwärtige Lage. Alles, was Sie in diesen Predigten sagen und lehren, ist im strengsten Sinne wahr und muß von jedem unbefangenen Lehrer und Mitglied unserer Kirche mit Mund und Herzen zugegeben werden. Möge dieser innere Christenverein immer tiefere Wurzel fassen und gesegneten Fortgang haben! so wird im wahren Sinn des Wortes Jesu „Eine Herde und Ein Hirte" sein."

1814 übersandte Heß dem Freunde die neu herausgekommene Auflage seiner „Lieder zur Ehre unsers Herrn" mit begleitendem Briefe, worauf Bernold 10. Juni 1814 antwortet:

„— — Ich habe die Lieder mit neuem Vergnügen sofort gelesen und auch die neu hinzugekommenen ganz der ältern und Ihres Geistes würdig gefunden. Über den „innern Verein" sind wir schon lange einverstanden. Seitdem ich die heil. Schriften las, fiel es mir auf, daß jene Einheit des Hirts und der Herde wohl nicht in der Form, wie Viele so falsch auslegen, bestehen könne, auch auf diese Art stets unerhältlich sein würde, sondern einzig praktisch zu verstehen sei und auch immer verstanden, gesagt, gepredigt, behandelt wurde im alten und neuen Bunde. War es nicht dies, was die alten Propheten meinten, wenn sie vom wahren und bessern Israel sprachen? war es nicht dies, was unser Herr bei allen Anlässen einschärfte und lehrte? er drang so gar nicht auf Form, daß er diese vielmehr für ein Hinderniß

Digitized by Google

des Eingangs seiner Lehre betrachtete und sich dagegen freute, wenn er bei Ausländern, bei sog. Heiden, mehr Glauben an seine Lehre fand als selbst bei Israeliten. Die Gespräche mit Nikodem, mit der Samariterin, die Bergpredigt, alle seine Reden, Handlungen, was sagen sie anders? Nur so kann und wird „Ein Hirt und Eine Herde" sein, wenn Einheit im Mannigfaltigen, d. i. das reine Christenthum im Geist, in der Wahrheit auch unter den verschiedenen Formen sein wird. Und so sei „Friede und Barmherzigkeit über den Israel Gottes!

„Den Versuch „vom Reiche Gottes" werde ich nun mit erneuerter Aufmerksamkeit lesen und fühle schon im Voraus, wie dieses von Ihnen überschaute, durchdachte, überlegte und rein aufgefaßte Ganze mir Geist und Herz befriedigen wird.

„Für unser l. Vaterland seufze ich täglich, daß doch der wohltätige Faden der Ariadne es aus dem Labyrinth ziehe, worin unseliger Parteigeist es zu verwickeln droht. So weit ist es mit uns gekommen, daß wir zuletzt eine 2. Mediation für eine Wohltat ansehen müssen. — —"

13. Februar 1815: „Wie der Ton aus einer bessern Welt kam mir vorgestern Ihr „Bibellied", welches ich gestern in einer der Andacht geweihten Stunde mit Rührung las. Es ist ganz Ihrer würdig, mein edelster Freund! ist der beste Commentar alles dessen, was Sie schon viel und tief gedacht und empfunden, über dies heilige Thema „die Bibel" geschrieben; es ist der würdige Schlußstein Ihrer systematisch geordneten Resultate des Lieblingsstudiums der Bibel, und daß ich so sage, der „poetische Abdruck" Ihres Versuches vom Reiche Gottes. In diesem Geist ist es gedichtet, in diesem Geist las ich es auch und glaube, so Ihren Geist am Besten und Richtigsten aufgefaßt zu haben. Man sieht, Sie haben sich steif halten gelernt, als sähen Sie den, der unsichtbar ist, und Ihr vortrefflicher

Digitized by Google

Wahlspruch „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ erwahrt und bestätigt sich mehr und mehr; aber er wird Ihnen auch „Ihre verdiente Beilage bewahren bis an jenem Tag, die Krone der Gerechtigkeit“ u. s. f. — — So sind Sie jetzt schon selig im Glauben; wie viel seliger dann im Schauen! Schon jetzt Bürger jenes höhern Vaterlandes. — — Wie mir das Herz brannte, als ich Ihr herzansprechendes Gedicht durchlas und wie es in mir die heißeste Begierde auch nach der andern Hälfte entzündete, kann ich Ihnen nicht genug mit Worten ausdrücken. — — So liebe ich das Dichten, wie Sie, mein Freund, dichten: so einfach und doch dabei erhaben, so anspruchslos und doch so ansprechend, so prunklos und doch voll Salbung, Anmut und Wahrheit. Ich werde mich wohl hüten, es Ihnen nachzuthun, und begnüge mich, an Ihrem Geiste meinen Geist zu beleben und an Ihrem Herzen mein Herz zu erwärmen. Dichten Sie uns noch viel Schönes und singen Sie noch nicht so bald Ihren Schwanengesang! —“

Ähnlich tönt es im folgenden Brief vom 26. März 1815, worin Bernold für die zweite Hälfte des Bibelliedes dankt:

„Es ist der schönste Schluß Ihrer poetischen Arbeiten, ja aller Ihrer biblischen Werke. — Der Rückblick darauf, den Sie am Ende — noch thun, wie süß muß er schon hier für Sie sein und Ihr Forschen und Streben nach Wahrheit belohnen! —“

Im nächsten Brief, erst vom 10. März 1817, bezeugt B., daß nur die vielen Geschäfte die Korrespondenz unterbrechen konnten, daß er aber jeden Tag in einem „Feyeraugenblick“ des Freundes gedenke und oft sich an seinen Schriften erbaue. Zum ersten Mal unterschreibt er sich nun als Statthalter. Die Korrespondenz stockt abermals. Erst am 7. Mai 1819 schreibt B. wieder:

„Ich habe lange wieder geschwiegen, doch nur mit der Feder, nicht im Geiste und mit dem Herzen. Ich dachte so oft an

Digitized by Google

Sie, fühlte so oft für Sie und mit Ihnen, besonders nach der Jubelfeier, die Sie entzückt waren zu erleben, wie Abraham frohlockte, den Tag des Herrn zu sehen. Welch ein hehres Fest war das für Sie, den Nachfolger des großen Mannes, dem jene Gedächtnisfeier vor Allem geweiht war! Ich habe mir die merkwürdigen Schriften über diese Feier und ihre Veranlassung fast alle gesammelt; nur kam mir darunter keine von Ihnen vor. Wie hätte es mich gefreut, auch Ihre Äußerungen über diesen erhabenen Gegenstand zu lesen! wahrlich, es wäre mir vor 1000 andern wert gewesen. Nur weil ich Katholik bin und jenes Fest ausschließend für Ihre Konfessions-Bekenner galt, konnte mich hindern, auch meine Gefühle laut werden zu lassen. Sonst erinnern Sie sich vielleicht noch, daß ich einst ein Gedicht „Zwinglis Geist" Ihnen mittheilte. — — Unterdessen konnte ich nicht umhin, Ihnen die „Sehnsucht der Psyche"[1] hier abschriftlich mitzutheilen, weil dies Gedicht im philosoph. Sinne nichts Anderes ausdrückt, als jenen paulinischen Wunsch, „aufgelöst zu werden und daheim zu sein". Dies ist auch Ihr Wunsch, edler Greis! besonders jetzt, nachdem Sie, wie Simeon, den Tag des Heils für Ihre Kirche gesehen haben. — —"

Heß sandte sofort die Reden, Predigt und Gebete, die er an der Reformationsfeier gehalten, dem Freunde zu, und dieser dankte mit nochmaliger Zusendung seiner Gedichte über Zwingli, jedoch mit der Bitte, sie für sich zu behalten, damit er, der Katholik, dadurch nicht kompromittiert werde. Ein 3. Gedicht, „Der Geist Jesu", dürfte dagegen schon publiziert werden. Der Brief (23. Mai 1819) schließt: „Um unsertwillen bleiben Sie noch bei uns, da wir Sie noch bedürfen und es Abend werden will. Für diesmal muß ich enden, bin aber ohne Ende, dies und jenseits, hier und dort Ihr treu ergebenster J. F. B."

[1] Abgedruckt bei Götzinger, Aus den Papieren des B. v. R. S. 455.

Digitized by Google

Wieder verstummte die Korrespondenz. Da erschien Ende Oktober 1823 ein junger Mann im Antistitium zu Zürich, stellte sich als Sohn des Statthalters zu Wallenstadt vor und überbrachte folgenden letzten Brief desselben vom 27. Oktober 1823:

„Hochwürdiger Herr Antistes! Verehrtester Freund!

„Der Überbringer dieses ist mein ältester Sohn Joseph Franz, der nach Freiburg i. B. reist, um dort die Rechte zu studieren. Bei diesem Anlaß gebe ich ihm den väterlichen Auftrag und Rath, Sie, mein Verehrtester! mein Unvergeßlicher! mein Einziger! wenn es immer Zeit und Umstände gestatten, zu besuchen, Ihnen einen Strauß von meinen freundschaftlichen Grüßen zu bringen, und sich als mein zweites Ich Ihrem Wohlwollen ebenfalls zu empfehlen.

„Daß Sie in Ihrem hohen Alter sich noch wohlbefinden, daß Sie immer noch neue Auflagen von Ihren Schriften besorgen, daß Sie stets als treuer Hirt für Ihre Kirche besorgt sind, vernahm und beobachtete ich von Zeit zu Zeit. Der Herr stärke und erhalte Sie ferner zum Trost Ihrer Kirche und Freunde! Seien Sie auch ferner meiner eingedenk und lassen Sie mich und meinen Sohn Ihnen empfohlen sein, der sich unabänderlich mit der reinsten Hochachtung und wärmsten Freundschaft zeichnet

Ihren ergebensten

J. F. Bernold, Statth."

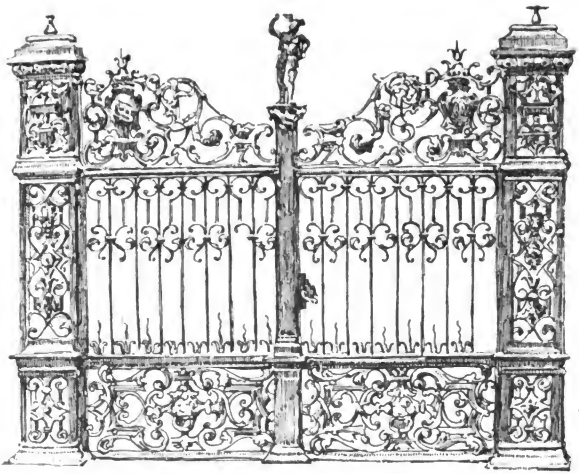
* * *

Wir sind am Schlusse und nehmen Abschied von dem sympathischen Manne, der mit der Prosa des öffentlichen und privaten Geschäftslebens die Poesie und mit seiner Zugehörigkeit zur

Digitized by Google

katholischen Kirche innige Freundschaft mit dem Haupt der reformierten Zürcher Kirche und Liebe zur Bibel so harmonisch zu vereinigen wußte. Der Wohltäter seines Volkes und im besonderen seiner Vaterstadt, der liebevolle Familienvater, der gemütvolle Mensch, der warmherzige Dichter, der treue Freund, der in Freud und Leid bewährte fromme Christ verdiente es wohl, daß seine Briefe wieder ans Tageslicht gezogen wurden und mit ihnen seine ganze gewinnende, charakterfeste Persönlichkeit. —

Digitized by Google



Gartengitter beim Hause zum „Brunnen“ 1722.

Mailänderreise einer Zürcher Dame im Jahre 1820.

Mitgeteilt von C. Escher-Heß in Zürich.

Die Dame, die hier ihre Reiseerlebnisse schildert, ist Frau Kleopha Escher geb. Goßweiler (1774—1838) im Brunnen. Das Manuskript der von ihr verfaßten Reisebeschreibung befindet sich im Besitze ihrer Nachkommen. Die Mitteilung einiger Bruchstücke dieser anmutigen, von guter Beobachtungsgabe zeugenden Schilderung dürfte einiges Interesse beanspruchen.

Sie war begleitet von ihrem Mann, Hans Kaspar Escher, ihrem Sohn, Hans Konrad Escher, und dem bekannten Arzt und Schriftsteller Dr. Joh. Gottfr. Ebel, dem Verfasser der „Anleitung

Digitized by Google

die Schweiz zu bereisen“ und des Werkes „Bau der Erde im Alpengebiete.“ Außerdem war noch die Zimmermagd Susanna der Frau Escher dabei.

Die Reise wurde im eigenen Wagen mit Postpferden gemacht. Der Weg führte über Bern, Lausanne, Simplon, Langensee, Mailand, Verona, Bozen, Meran, Malserheide, Landeck nach St. Gallen, wo Frau Escher zum Schluß noch eine Woche bei einer Freundin verweilte.

Abreise.

Dienstag, den 29. August 1820. Wohl werde ich es nie in meinem Leben vergessen, wieviel mich der Entschluß, eine Reise nach Mailand anzutreten, kostete. Ehemals freilich der Gegenstand meiner Wünsche — allein seit mehreren Jahren zählte ich diesen Wunsch unter die vielen andern, die die Phantasie sich jugendlich und blütenreich ausmalt, jetzt bei der Abnahme unserer Kräfte und so vielen körperlichen Beschwerden, bei der Angewöhnung so vieler im heimatlichen Haus so leicht zu stillenden Bedürfnisse, bei der langen Angewöhnung, still und zurückgezogen — besonders in unserem ländlichen Aufenthalt — zu leben, jetzt fiel mir die Ausführung dieses einstigen Wunsches nicht nur schwer, sondern schien gänzlich unausführbar. Allein Dank sei der Beharrlichkeit meines lieben Mannes, der jeden Einwurf von mir zu beseitigen wußte und bei welchem ein innerer Drang mit vernünftiger Überlegung so im Gleichgewicht stehend, ihm eine Sicherheit gaben, daß er sich durch alle meine Ängstlichkeiten und Besorgnisse nicht abhalten ließ. Der Tag unserer Abreise wurde festgesetzt, in wenigen Tagen die nötigen Vorbereitungen getroffen; es fügte sich, daß ein Kutscher von Bern unseren Wagen mit seinen Retourpferden so weit führen konnte, bis wir mit Postpferden weiter reisen konnten. Am Abend vorher

Digitized by Google

kamen noch alle die lieben nächsten Verwandten, um Abschied von mir zu nehmen, und unter tausend Tränen schied ich von ihnen; ängstlich war ihnen, daß uns etwas zustoßen könnte, eh' wir uns wiedersähen. — Ein schöner Morgen weckte uns früh, ich ging auf den Balkon, umfaßte zum letztenmale die liebe, stille Gegend, prägte mir das schöne Bild der lieben Berge und des heimatlichen Sees noch recht kräftig ins Gedächtnis und weinte bittere Tränen, als die gute Mutter am frühen Morgen noch hinauskam, um uns abreisen zu sehen. So sehr mich dieser Beweis ihrer Teilnahme freute, so sehr drückte es mein Herz, den schweren Abschied noch einmal zu wiederholen. Endlich schlug die Stunde; unter tausend herzlichen, gegenseitigen Anwünschungen setzten wir uns ein und fuhren auf der Straße nach Baden ab. Mein Mann und mein Sohn, Dr. Ebel und ich im Wagen, die Susanna auf dem bequemen Sitz auf dem Bock, welcher Platz ihr dann freilich nicht mehr oft zuteil wurde, indem er wechselseitig von der Gesellschaft streitig gemacht wurde, um die freie Umsicht und frische Luft ungehinderter genießen zu können. — —

Die Reise ging über Bern, Payerne, Lausanne ins Rhonetal. In Hofwyl, Bern, wurde Fellenberg, der Gründer der dortigen berühmten landwirtschaftlichen Anstalt, besucht.

In Avenches wurden die römischen Ruinen in Augenschein genommen.

Sitten, Simplon.

Auf einmal erblickt man die alten Klöster und die Stadt Sion, auf die kahlen Felsen gebaut. Die Sonne neigte sich und rötete die Felsen und mit der Dämmerung fuhren wir in Sion ein. Es war Sonntag und die Straßen sehr von Menschen gefüllt, und sehr lebhaft. — Ein unfreundliches, altes Wirtshaus nahm uns auf, in welchem wir uns aber doch bequem

Digitized by Google

zum Schlafen einrichten konnten; ich trank noch einen Tee vor dem Nachteſſen und wiederholte gerne noch im Geſpräch alles das Schöne und Merkwürdige, was uns heute von Vevey an zuteil wurde, nicht ohne den etwas ſchmerzhaften Gedanken, daß wir vielleicht heute zum letztenmal diesſeits der Alpen übernachteten. Zum Nachtiſch wurden uns hier die erſten ſchönen, reifen Trauben und Feigen aufgeſtellt. Letztere wachſen hier ſchon im Freien und wir ſehen Feigenbäume in der Gegend, wie bei uns Kirſchen- oder Apfelbäume; die Reben werden ſchon weniger beſchnitten und an Pfählen rankend gezogen, welches der ſonſt kahlen, felſigen Gegend ein weit hübſcheres Anſehen gibt. Es war ein ſchöner Abend, der uns mit Hoffnungen auch auf morgen erfüllte.

Den 4. September. O! wenn es öfter geſchähe, daß die Hoffnungen, die uns des Abends in ſanften Schlummer wiegen, beim Aufwachen am frühen Morgen ſo ſchön in Erfüllung gingen, wie mir heute diejenigen von geſtern Abend, wie freudig würde die Gegenwart benützt, wie wenige Augenblicke gingen in zweifelnder Angſt und Bangigkeit verloren und wie ermutigt würde manches Hindernis beſiegt, oder mit unerſchöpften Kräften getragen; je ſeltener es aber in den menſchlichen Erfahrungen liegt, deſto heller und eindringender glänzen dann aber die einzelnen Fälle und erfüllen das Gemüt mit unausſprechlichem Dankgefühl. So ging es mir heute! Wie regte ſich alles in meiner Seele zur Freude, als ich die höchſten Spitzen der Gebirge im rötlichen Morgenlicht erblickte; kaum konnte ichs erwarten; hinaus in die ſchöne Natur, die hehren Bilder innig zu erfaſſen, die mir heute ſollten in dieſem Himmelsglanz dargeboten werden; und der Gedanke, heute noch den Simplon zu beſteigen, machte mich unbeſchreiblich glücklich.

Unter dieſen Empfindungen und geſpannter Erwartung reiſte ich von Sion ab; gleich anfangs zieht ſich die Straße ein

Digitized by Google

wenig bergan und so konnte ich die sonderbaren Klöster Majoria, Valeria und Tourbillon noch recht betrachten, welche wirklich, besonders die beiden letztern, höher gelegenen, einen eigenen Anblick gewähren auf ihren nackten Felsen. Auffallend sind die kleinen, einzeln stehenden Hügelchen, die man von hier aus im Rhonetal antrifft, um die sich die Rhone schlängelt. Daß die Hitze in dieser Gegend sehr hoch steigt, zeigten mir die herrlichen, fast überall reifen Trauben, bei denen wir vorüber fuhren und derer sich unser Zwillingspaar nach Gelüsten und ohne Bedenken bediente. Wir wurden nämlich vom Posthalter in Sion aufgefordert, zwei statt einen Postillon zu nehmen, indem die beiden Zwillingsbrüder fast nicht ein paar Stunden ohne einander leben könnten und der eine immer weit lieber gegen ein ganz kleines Trinkgeld, oder allenfalls auch umsonst den Weg mitmache, als ohne den andern zurückzubleiben. Durch St. Leonhard kamen wir nach Siders. Während dem Pferdewechsel ging ich auf den ganz offenen, freistehenden Kirchhof, und freute mich da der schönen Aussicht und vieler, einzelner, sehr malerischen Partien. Die Gegend um Siders hatte für mich etwas sehr Ansprechendes und Freundliches. Bald nachher führt eine Brücke über die Rhone, an deren linkem Ufer man dann fortwährend fährt, bis nach Brig. Nach einiger Zeit hat man den Flecken Leuk gerade sich gegenüber, jenseits der Rhone; man sieht den Anfang des Weges, der von da hinüber nach dem Leukerbad führt und sich dann aber dem Auge in die Felsenkluft entzieht. Hoch oben in reiner Himmelsluft glänzten die Hörner der wohlbekannten Gemmi und der Lämmergletscher. Vor uns trat das Furkelenhorn mit seinem Nachbar hervor; letzterer behielt in Ermanglung seines wahren Namens die Bezeichnung „Der Nachbar mit der Halskrause", indem ein wulstiger Kranz von Schnee auf einer gewissen Höhe denselben umgibt, aus welchem er sein kahles Haupt erhebt. Diesem schönen Gebirgsfelsen

Digitized by Google

immer näher rückend, kamen wir nach Tourtemagne. So schnell wie möglich eilten wir, den eine starke Viertelstunde vom Ort gelegenen Wasserfall zu genießen, währenddem die Pferde gewechselt wurden. Die Freude des Tages, der ungemein blaue Himmel, die frischen Lüfte, die die Sonnenhitze wohltätig kühlten, gaben mir eine lange ungekannte Leichtigkeit zum Gehen, auch ward ich reichlich für diesen Gang belohnt durch die Ansicht des schönen Falles. Zwar etwas ganz anderes als die Pissevache, der Bach stürzt in einem Strom über den senkrechten Felsen ohne Widerstand in die Tiefe, und ein gewaltiges, donnerähnliches Brausen hallt in der kalten Felsenkluft, in die kein Sonnenstrahl dringt. Ich möchte jenes mehr ein poetisches, dieses hingegen ein tiefes, ernstes Bild nennen, aber in seiner Art nicht weniger interessant. Gerne hätte ich mich noch länger der Betrachtung dieses ernsten Bildes und seiner gewaltigen Sprache überlassen, allein die Zeit erlaubte es nicht; schnellen Schrittes gingen wir nach Tourtemagne zurück, wo mein Mann uns erwartete; wir fuhren schnell nach Visp, wo wir wieder Pferde wechselten. Ein starker Strom tritt hier aus dem Vispertal heraus, dann nach Gembsen, bei der Öffnung des Nanzertales und noch einigen Örtchen vorbei, über die Saltinabrücke nach Brig. Dieser Ort gewährt in einer bedeutenden Entfernung einen sehr hübschen Anblick. Das Rhonetal wird weiter und der Ort mit seinen glänzenden Türmen liegt in schönem Grün, von Gebirgen umkränzt, ausgenommen die Seite gegen das Rhonetal hinunter ist offen, so daß wir bald von Visp aus Brig im Gesicht hatten. Hier wurden Pferde gewechselt und Vorspann genommen. Ein fürchterlich böses Weib, in der Person der Posthalterin, die jeden Durchreisenden mit eigentlicher Gier in ihre scharfen Krallen faßt, daß er sie nicht so leicht vergessen kann, trachtete auch unser habhaft zu werden, alle Künste wurden angewandt, um uns zu verspäten; sie zögerte

Digitized by Google

mit den Pferden, zankte über die Anzahl derselben, über Post- und Vorspannbezahlung, ließ den Radschuh für unnütz erklären, sprach von gefährlicher Fahrt während der Dämmerung auf der Simplonstraße u. s. w. Allein das bloße Anschauen dieses leidenschaftlichen, zornmütigen Gesichtsausdruckes hätten einem schon alle Lust benommen, eine Nacht unter ihrem Dache zuzubringen, noch vielmehr hätten wir's bereuen müssen, den prächtigen Nachmittag nicht benutzen zu können.

Kaum daß wir's durchsetzen konnten, endlich nach 2 Uhr mit 6 Pferden und 3 Postillonen fortzukommen. O! wie wenig paßte dieser Auftritt in den schönen blauen Himmel über uns, und in die erwartungsvolle Stimmung, in der ich mich dem merkwürdigen Alpenpaß näherte, und wie erleichtert fühlte ich mich, als wir endlich von Brig abfuhren.

Nicht weit, so kommt man über die Saltinabrücke, wo es anfängt, allmälig aufwärtszugehen; hier zeigte man uns auf der obersten Höhe des Passes das Zollhaus, wo das Weggeld abgenommen wird, mit dem Zusatz, daß das die gänzliche Höhe sei und von dort es schon jenseits sich neige; ich konnte nicht begreifen, daß wir 3 Stunden dorthin zu fahren haben sollten, indem es mir gar nicht so ferne schien; nachher wurde ich dessen durch die unbegreiflichen Krümmungen des Weges besser belehrt. Anfangs geht es durch leichten Lärchenwald und wie wenig ahnt man hier noch von den entsetzlichen Zerklüftungen des Gebirges, denen man entgegengeht; durch eine ganz kurze Gallerie und weiter über eine schöne Brücke, in schönen Windungen, gelangt man nach Berisal, wo die Pferde gewechselt werden. Während dem Anhalten kauften wir hier Simplon-Granaten, als Andenken des heutigen Tages. Wir trafen hier die Diligence, von der Südseite kommend, was einem sehr wunderlich vorkommt, in einem Gebirge wie dieses auf regelmäßig eingerichtete Landkutschen zu treffen. Von hier an wird die Gegend immer

Digitized by Google

ernster; links — wie aber auch früher schon — steigen die zerbröckelnden Felsen unmittelbar von der Straße in die Höhe und rechts davon wird der ungeheure Abgrund immer schrecklicher, mit jedem Schritt wird es grauenhafter hinunterzusehen und dunkle Nacht herrschte schon lange in der gewaltigen Tiefe. Desto auffallender war das wunderschöne Schauspiel der hohen Schneegebirge, die wir rückwärts immer herrlicher im Auge hatten, je höher wir kamen, und die sich immer feuriger von der Abendsonne färbten, je dunkler es im Tal unten ward. Ich rief mir meine Empfindungen zurück, die mir auf der Höhe des Niedernstichs von Bern weg, dunkel und verworren aufstiegen, beim Gedanken, daß ich diese Berner Hochalpen von der Südseite zu sehen bekommen werde. Und also wirklich, jetzt sehe ich sie in ihrer unendlichen Schönheit mit ihren glühenden Häuptern in das Dunkelblau des wolkenlosen Himmels aufstrebend, die Jungfrau, Eiger, Aletschgletscher und manche andere in dieser Gegend; aber über alle erhaben und prachtvoll zeigte sich das Fletschhorn als herrliche Pyramide. Während ich in stummer, aber unbeschreiblicher Verwunderung immer rückwärts die glänzende Gebirgskette betrachtete, trat auf einmal, als wir um eine der vielen Wendungen herumkamen, das Fletschhorn in duftender Abendbeleuchtung unsern Blicken entgegen, es war unaussprechlich überraschend und schön. Mittlerweile sind wir über mehrere Brücken und wie ich glaube, durch eine zweite der kleineren Gallerien gefahren, die ich nicht bemerkte, weil ich unverwandt auf das allmälige Erlöschen der himmlischen Lichter in den Gebirgen achtete. Eine Spitze nach der andern ging in ein wunderschönes Dunkelblau über — bloß das Bietschhorn leuchtete noch immer lebhafter und das Fletschhorn war im zartesten Rosenschimmer; aber bald verschwand auch dieser, währenddem auf jenem die schon lange untergegangene Sonne immer noch ihre Strahlen warf. Ich konnte das Auge nicht

Digitized by Google

abwenden, bis auch das letzte glühende Pünktchen der kalten Nacht wich. Da sah ich wieder zum erstenmal in den schwarzen Abgrund mir zur Seite, und ein gewaltiges Rauschen von vier Wasserfällen, die vom herüberhängenden Kaltwassergletscher herab unter der Straße durch mit fürchterlicher Wut in den Abgrund sich stürzen. Ein plötzliches Peitschenknallen der drei Postillone, wegen der sich nähernden größeren Gallerie — alles zusammen schreckte mich gewaltig auf aus meinen stillen Betrachtungen, eine wunderbare Furcht ergriff mich, eine Art Schwindel, so daß ich auf der Stelle meinen Platz auf die vom Abgrund entgegengesetzte Seite umtauschen mußte. Es war schon ziemlich finster, als wir in die Gallerie einfuhren und bald nachher hielt der Wagen vor dem von unten herauf gesehenen Zollhaus. Von hier bis Dorf Simplen geht es schon etwas bergab. Die Sterne glänzten groß und im klarsten Licht, Jupiter ging gerade auf über den gezackten Felsen und leuchtete uns so heimlich als wohlbekannter Freund. — Ich dachte mir, wie er jetzt auch zu Hause im glatten See seine Feuersäule abspiegelte, und noch manche wehmütige Erinnerung rief sein milder Schein in meiner Seele hervor — von welchen ich mich mußte losreißen, um mich der schönen Gegenwart nicht zu entziehen. Rechts sahen wir ein einsames Licht in dem alten Spittel und links das unausgebaute neue, ganz nahe bei der Straße. Es war nicht kalt, aber eine ganz besondere Frischheit in der Luft erinnerte mich bei jedem Atemzug, daß Alpenluft hier wehe; deswegen freute ich mich auch sehr, diese Nacht noch auf der Scheide zwischen Norden und Süden zuzubringen. — O! Es war eine herrliche Fahrt, selbst bei Nacht, oben unter diesem Sternenglanz diese Alpenreviere zu durchziehen und gerne hätte ich Simplon noch weiter gewünscht. Es war 9 Uhr, als wir ankamen, unerwartet auf dieser einsamen Höhe. Wir fanden uns im Wirtshaus sehr gut eingerichtet, obschon mehrere Fremde vor uns ihr Nachtquartier

Digitized by Google

eingenommen hatten. Die Luft ward kälter und der scharfe Wind hinderte mich, den Sternenhimmel in dieser unbekannten Bergwelt noch so lange aus meinem Fenster zu betrachten, wie ich gewünscht hätte. Ich konnte keinen Augenblick schlafen, immer noch sah ich das herrliche Bild der Gebirge von der scheidenden Sonne gerötet vor mir, und Morgen! so dachte ich, ach! Es ist des Schönen, Wunderbaren und Großen zuviel auf einmal, eine einzige Stunde solchen Naturgenusses würde manchen kalten Wintertag erwärmen, ließe sich's haushälterisch verteilen. Doch — das soll und wird die Erinnerung tun, und eben deswegen muß ich mich hüten, mit meinen Gedanken und Phantasieen nicht aus der Gegenwart herauszutreten, damit sich die Erinnerung einst nicht verwirre. — —

Am folgenden Morgen, 5. September, wurde die Reise fortgesetzt über Domodossola und den Langensee, wo die borromäischen Inseln eingehend besichtigt wurden.

Am 6. September Nachtquartier in Sesto Calende.

Ankunft in Mailand. Erste Eindrücke.

Den 7. September. Also heute der letzte Tag unserer Hinreise! Heute noch soll das Ziel unserer Reise erreicht werden!

O! rief ich beim frühen Erwachen und eilte an mein Fenster, noch glänzten einige Sterne, kaum bemerkte man einige Morgendämmerung, aber auf dem Tessinfluß ging das fröhliche Leben und Treiben schon wieder an. Die kleinen Schiffchen teilten sich wieder da- und dorthin und das große Überfahrtsschiff wurde ebenfalls in Bewegung gesetzt. Ich konnte mich nicht ankleiden, denn immer schöner ging die Landschaft hervor, je näher die Sonne herauf an den Horizont stieg. Ich sah den Fluß hinauf gegen die Alpen, auf einmal rötete sich die höchste Spitze des Monte Rosa; immer tiefer zog der schöne Morgen herunter und prachtvoll

Digitized by Google

stand das schöne Gebirge bald im vollsten Glanze, als Schluß des allerliebsten Bildes, das sich mir immer mehr auftat vor meinen Augen. Gegenüber erhellte die Sonne nun auch das schöne Grün malerischer Gruppen; Akazien und Pappeln spiegelten sich im Wasser und über dem der schöne blaue Himmel. Es war ein herrlicher Morgen! Doch wir mußten uns zur Abreise rüsten, aber ungern verließ ich das liebliche Sesto mit dem wohlgelegenen Balkon in unseren Zimmern. Nun kamen wir durch die große Ebene der Lombardei. Abgeblätterte, verdorrte Pflanzen von Welschkorn gaben der einförmigen Gegend keinen Reiz, obgleich dieselben von einer unsäglichen Menge von Maulbeerbäumen in langen Alleen bedeckt sind und die gezogenen, rankenden Reben sehr hübsch voll Früchte hingen, sowie die vielen Pfirsich- und Feigenbäume, so bleibt sie doch ohne alle Abwechslung und man sehnt sich nach etwas anderem. Deswegen fesselte uns der Rückblick in die Alpen, deren man eine sehr lange Kette ununterbrochen von da aus sieht, mehr als die näheren Gegenstände. Die Gebirge waren so hell und glänzend, wie man sie bei uns nur bei Föhnwetter sieht. Königlich erhob sich der Monte Rosa mitten aus der langen Reihe, wir begrüßten wieder das Furkelenhorn mit seinem Nachbar mit der schneeigen Halskrause, deren Anblick mich auf der Stelle wieder zurück ins Wallis versetzte. Nahe dabei glänzte der Griesgletscher in der warmen Sonne. Links vom Monte Rosa erheben sich eine Menge Spitzen nach Savoyen hinein, unter denen sich der Monte Viso auszeichnete. In Somma hielten wir bei der an der Straße gelegenen Cypresse an, ein prächtiger, außerordentlich großer Baum — 16 Fuß im Umfang — ganz gerade bis auf eine gewisse Höhe, dann teilt er sich sehr schön in viele Hauptstämme, die dann breitbuschig sich in gewaltige Höhe strecken. Es ist ein ganz herrlicher Anblick; man weiß das Alter dieser Cypresse nicht, aber es soll eine der größten in Europa sein. In Gallarate

Digitized by Google

wurden die Pferde gewechselt. Mädchen brachten Körbe mit Trauben und Pfirsichen zum Verkauf, welche uns willkommen waren, denn es war eine Hitze, die uns ganz austrocknete. Weiter führte eine Brücke über die Olona und Castellanza San Vittore nach Rho. Hier stiegen wir bei der schönen Kirche aus, deren Fassade in schönem griechischem Stil einladend genug für uns war, auch das Innere derselben zu betrachten. Wie überraschten mich die Säulen von rotem Granit, die an der Fassade so schön angebracht und auch die Zierde des Innern ausmachen, welch' edle Einfachheit, im höchsten Grade anziehend und ausdrucksvoll. Auch der einfache Altar, hinter welchem eine natürliche Draperie geschmackvoll sich auf beide Seiten breitet, alles edel, schön und ohne Spielereien — vier schöne Gemälde, die vier Evangelisten — von großer Wahrheit, von denen mir zwei besonders gefielen, mit aufgeschlagenem Buch, die Feder in der Hand, mit nach oben gewandtem Blick, so ausdrucksvoll, wie wenn sie die Sprache der Gottheit vernähmen. Dies war der erste Tempel, dessen Bauart mich wunderbar ergriff; es schien mir eine wahrhafte Aufforderung zur heiligsten Andacht darin zu liegen, auch ich fühlte mich gedrungen zur stillen Unterhaltung mit Gott und ein unaussprechliches Gefühl, eine selige Rührung beglückten mich. O! wären diese Tränen nur nicht so bald wieder vertrocknet, durch den kalten aber leider nur zu wahren Gedanken, welchen Mißbrauch von jeher und bis auf die gegenwärtigen Zeiten die Menschen von dieser weichen Seelenstimmung gemacht, wie weit sie von der reinen Wahrheit abführen, auf die uns die edle Kunst leitet und unseren tieferen Empfindungen den Weg bahnen sollte.

In diese Betrachtungen vertieft, fuhren wir bei der Post vor und wechselten zum letztenmal die Pferde. Immer näher kamen wir der großen Stadt und mit jedem Schritt ward es

Digitized by Google

mir wunderlicher zu Mute, als es auf einmal erscholl, man sehe die Domspitze!

Auf einmal wendete sich die lange, gerade laufende Straße, welche auf den Triumphbogen zuführt; statt aber durch denselben hineinzufahren, versperrten viele bretterne Hütten, welche die unvollendete Arbeit decken, den Weg und man fährt um die lange Mauer des Waffenplatzes herum zu der kleinen Portella Vercellina durch die schöne Platanen- und Akazienallee beim Kastell vorbei in das Gewühl und Gedränge der Stadt.

Wir fuhren durch viele Straßen hin und her zu Reichmann's -- wo wir aber keinen Platz fanden — wieder durch ein Gewirr von Menschen und Straßen nach dem Albergo imperiale — ein schönes Gebäude mit einem geräumigen Hofraum — in welchem sich aber ein ganzes Corps de garde österreichischer Soldaten lagerte. Auch hier fanden wir keinen Platz. Wir fuhren wieder ab und kamen endlich vor dem Albergo della grande Britannia an. Wir wunderten uns in einigen der letztdurchfahrenen Straßen über die wunderbare Düsterheit bei dem glänzend blauen Himmel. Wir konnten es uns nicht recht erklären, umsoweniger, da es uns beim Eintritt in die Stadt in den meist breitern Straßen gar nicht auffiel. Hier vor dem Gasthof drängte sich eine Menge Volk auf dem kleinen Vorplatz, und alle hoben ihre Blicke in einer und derselben Richtung gen Himmel. Wir erkundigten uns, was ihre Aufmerksamkeit so reizte und vernahmen — was wir ganz vergessen hatten — daß die berühmte Sonnenfinsternis ihre höchste Höhe erreicht habe, und aus diesem Grunde entstand also diese düstere Beleuchtung. Ehe wir beim Absteigen nach etwas anderem unsere Aufmerksamkeit richteten, nahmen auch wir ein geschwärztes Glas und betrachteten die zur Hälfte verfinsterte Sonnenscheibe

einem Fenster des Gasthofes. „O, könnte ich die wenigen

te, daß wir glücklich hier angelangt, auf dieses schwarze

Digitized by Google

Halbrund prägen", dachte ich, damit unsere Lieben in Zürich es sogleich vernähmen; denn das konnte ich mir wohl vorstellen, daß sie alle auf denselben Gegenstand gerichtet, wie wir, wären.

Nun nahmen wir unsere Zimmer ein, fanden sie bequem und freuten uns, daß die Fenster und ein Balkon auf eine der begangensten und befahrendsten Straßen Mailands gingen. Währenddem man das Mittagessen bereitete, stellten wir uns auf diesen Balkon; vier Straßen teilten sich vor demselben, eine davon zieht sich in weite Ferne und führt nach dem Domplatz. Lange sahen wir in dieser das Wogen der Menschen, das von weitem her immer Näherrücken der Wagen, eh' wir das Geräusch davon vernehmen konnten, denn in der Nähe rasselte und lärmte es aus einer Straße in die andere hinein. Eine Menge Ausrufer, Taschenspieler, Musikanten treiben ihr Wesen ungehindert fort, wie wenn jeder nur für sich da wäre. Mir schwindelte beinahe, ich wußte nicht auf was ich schaute, noch auf was ich horchte, denn ehe mein Blick einen Gegenstand recht erfaßte, schob sich schon wieder ein ganz anderer vor! Ehe ich mich recht überzeugte, daß es die Guitarre mit Gesang war, die ich vernahm, überschrie der Taschenspieler mit gewaltiger Stimme alles andere, um das Volk einzuladen, Teil an seinen Kunststücken zu nehmen. Wir fanden kaum Zeit, etwas zu Mittag zu nehmen, dann packte ich aus und richtete mich recht angenehm und bequem ein. Während diesem ist Konrad zu Appiani geeilt und bald darauf kamen die zwei älteren Brüder mit ihm zurück. Welche Gutmütigkeit! Welch' ein kindliches Ungestüm im lebhaften Charakter der Italiener, ihre Gastfreundschaft auszuüben! Es tat mir eigentlich weh, die guten Leute dadurch zu betrüben, ihre herzlichen Einladungen, bei ihnen zu wohnen, nicht annehmen zu können, denn an dieser Aufrichtigkeit hätte wohl das zurückgeschreckteste Gemüt nicht zweifeln können.

Digitized by Google

Die Lebhaftigkeit auf der Straße ließ uns — obgleich es dunkel geworden — auch nicht ruhig und wir beschlossen, auch noch einen Gang zu machen. Wir wanderten mit der großen Menschenmenge durch die erleuchtete, lange Straße nach dem Domplatz. Welche Überraschung! Der große, viereckige Raum, auf drei Seiten mit sorgfältig erleuchteten, glänzenden Boutiques umgeben! Und die vierte Seite — unserem Standpunkt gegenüber, von dem weißen, marmorenen Dom geschlossen. Er war etwas Geisterähnliches in dieser magischen Beleuchtung und wunderbar zeigte sich die unendliche Menge seiner weißen Spitzen, zum dunkelblauen Äther hinaufstrebend. Es kam mir vor, wie wenn ich aus einem Feenmärchen träumte, ich konnte kaum an die Wirklichkeit glauben. Ich freute mich auch nachher oft, daß ich den nie genug zu beschauenden Dom zum erstenmal bei Nacht erblickte; der Eindruck ist unauslöschlich und so ganz eigen, so etwas Zauberhaftes, daß es eben auch mit nichts — wenigstens in meiner Erfahrung — zu vergleichen wäre. Wir gingen durch immer gleich erleuchtete Straßen dem großen Theater zu. Ich war ziemlich müde; wir traten in das elegante Café dem großen Theatergebäude gegenüber, ließen uns Sorbet zur Kühlung in dieser warmen Luft bringen und ich ruhte halb wachend, halb träumend aus. Andere Sitten, unbekanne Sprache, und vor allem die Lebendigkeit der ausdrucksvollen Gesichter und jede Bewegung dieser vielen Menschen betäubten mich beinahe; ich hätte nicht entscheiden können, ob mich das alles angenehm oder unangenehm berührte. Durch neue Straßen und fortgehendes Gewirre kamen wir wieder in den Gasthof zurück; ich legte mich gerne zu Bette und vernahm dann noch bis spät in die Nacht harmonische Töne einzelner Guitarren.

Freitag, den 8. September. Ich konnte nicht schlafen, denn das Fahren und Lärmen in den Straßen war zu heftig; ich stund frühe auf, ging ans Fenster und es schienen mir noch

Digitized by Google

weit mehr Menschen, Wagen ꝛc. als gestern! Der gewaltige Lärm der Ausrufer: Milch, Gemüse, Obst, Wasser usw. wechselte mit denen, die Anschlagzettel aller Art anschlugen, mit lauter Stimme dieselben dem Volke vorlesend, oder ganze, lange Gedichte rezitierend. Der Taschenspieler ordnete schon wieder seinen Kreis; Orgeln, Gesang, Violine und aller Arten Instrumente traten schon herbei. Nichts blieb unbeachtet, denn dieses lebhafte Volk liebt alles, was zu sehen oder zu hören sich darbietet und scheint ihm erst recht wohl zu sein, wenn es, recht im Gedränge, nicht weiß, wo es zuerst seine Aufmerksamkeit hinrichten soll.

Meinem Fenster gerade gegenüber öffnete eine Schusterfamilie ihre Balkontüre und ich unterhielt mich ganz ungestört damit, der Morgeneinrichtung dieser Bürgerhaushaltung zuzusehen. Ich fand große Verschiedenheit gegen eine häusliche Einrichtung bei uns. Die Morgengeschäfte waren schnell abgetan, denn das Reinemachen hält nicht lange auf, der Hausrat schien aus einem Tisch und ein paar alten, zerbrochenen Stühlen zu bestehen; was auf diesem nicht Platz fand, hing an den Wänden herum oder lag auf dem großen, wohlgepolsterten Bett, auch wohl in einem Winkel des Zimmers. Das Frühstück schien von dem Wunsch des Augenblicks bestimmt zu werden, denn ich sah das eine Kaffee trinken, das andere kaufte sich unter der Haustüre Milch oder Trauben. Gewöhnlich ward das — stehend eingenommen — schnell abgetan, und dann sich zur Arbeit gesetzt. In der Folge fand ich die heutige Betrachtung dieser Haushaltung durch das tägliche Schauen immer mehr berichtigt, nämlich einen weit größeren Mangel an Reinlichkeit und Ordnungsliebe wie bei uns. Durchaus nicht das Eingerichtete, Geregelte, Bestimmte, was nach unseren Begriffen zur wahren häuslichen Ordnung gehört. Eine sehr ärmliche Einrichtung! Bei uns würde man sich unglücklich fühlen, bei diesem gänzlichen

Digitized by Google

Mangel an Geschirr und Hausgerät und in diesen vier kahlen, gemauerten Wänden und zerbrochenem Plattenboden, nichts zur Verzierung, nichts zur Bequemlichkeit, im strengsten Sinn nichts als das Allernotwendigste. Dessenungeachtet eine freudige Genügsamkeit, Lebendigkeit, eine eigentliche Lebenslust, wie man bei uns sie oft vermißt. Übrigens widerlegte auch diese Haushaltung, wie noch manche andere Beobachtung während unserem Aufenthalt in Italien das so allgemein gehegte Vorurteil, als seien die Italiener träge und müßig. Denn hier arbeitete der Meister mit seinen Gesellen in dessen schöner, offenen Werkstatt unten im Haus vom Morgen bis zum Abend, während die Frauen im Zimmer ebenso fleißig nähten, strickten und spannen. Ich konnte mich nicht leicht losmachen, denn immer neue Gegenstände reizten meine Aufmerksamkeit.

Korso, Dom.

Es war 2 Uhr; auf diese Zeit hatten wir das Mittagessen festgesetzt, wir kehrten in den Gasthof zurück, wo wir bis 5 Uhr blieben, denn die Hitze war schrecklich drückend. Dann fuhren wir nach der Porta Romana, außerhalb des Walls, in der Platanen-Allee, bis zur Porta orientale, eine Viertelstunde noch San Loretto, wo eine Menge prächtiger Equipagen — hin- und herfahrend — sich zum Korso versammelten. Innerhalb dem Tor, auf dem Wall, strömten immer mehr Wagen zu, und man meinte, es dürften wohl 12—1600 Wagen gewesen sein, die in vier Reihen einen großen, ovalen Raum umkreisten; auf beiden Seiten in den Alleen drängten sich die zu Fuß gehenden, oder saßen auf Strohsesseln an langen Reihen. Dieses Herumkreisen und sich Beschauen ist ein wunderliches, aber unterhaltendes Schauspiel und hier ist's auch, wo sich der Luxus der reichen Mailänder am vornehmlichsten ausspricht. Kleidung der Damen, Equipagen, Pferde, Dienerschaft, ist alles aufs Gewählteste und

Digitized by Google

verschafft in dieser Beziehung gewiß einen höchst glänzenden Anblick. Mit einbrechender Nacht strömte die ganze Menge von Menschen und Wagen in die Stadt zurück. Ein beständiges Rufen der Kutscher, Oe, Oe, warnte die gedrängten Fußgänger, den schnellen Wagen auszuweichen und wirklich ist's nicht zu begreifen, daß nicht täglich ein Unglück begegnet. Vor allen Kaffeehäusern hielten einzelne Wagen still, die Damen ließen sich Sorbet in den Wagen bringen, oder stiegen auch wohl aus, um es dort selbst einzunehmen. Dieses Korsofahren geschieht alle Tage, doch Sonn- und Feiertags — auch Donnerstags — ist es am brillantesten und zahlreichsten. Wir fuhren vor das Café unter unserem Gasthof, wo alles so besetzt war, daß wir kaum mehr Platz fanden; mir schwindelte fast von dem Drängen der immer neuen Gegenstände; die starken Stimmen der lauten, lebendigen Italiener verwirrten mich, ich kannte mich kaum in diesem geräuschvollen und schnell wechselnden Leben.

Donnerstag, den 14. September. Ein herrlicher Morgen erregte den Wunsch, heute den Dom zu besteigen. Ich nahm mir's zwar etwas schwer vor, allein es war noch früh und so hoffte ich mit aller Muße zu steigen, konnte es doch möglich werden, daß mir dies unruhige Verlangen erfüllt würde. Wir machten uns freudig auf den Weg, denn der Gedanke, wieder einmal einige hundert Fuß höher zu stehen und freie Aussicht zu genießen, gab mir Mut und Kräfte. Es ging denn auch recht gut; hie und da auf den kleinen Ruheplätzchen rastete ich ein wenig und begann dann bald wieder dem Ziel meiner Sehnsucht näher zu rücken. So kam ich ganz wohl auf das wunderbare Marmordach, von unzähligen spitzen Türmchen und Statuen umgeben. Durch ein Labyrinth von Gallerien, kleinen Treppen auf und nieder, gelangten wir in den Turm, dessen Wendeltreppe luftig und durchsichtig durch das gotische Schnitzwerk auf die oberste Gallerie führte — 512 Stufen bis hieher — aber umso höher

Digitized by Google

ich kam, desto leichter fühlte ich mich und oben atmete ich wieder einmal frei und ungehemmt und übersah mit unendlichem Gefühl die gewaltige Fläche. Ist's Alpenluft, die gerade, ohne durch einen Gegenstand unterbrochen zu werden, zu mir hinüberweht und mich mit diesem belebenden, erfrischenden Gefühl durchbebt? O, mir war so leicht, so wohl und doch so wehmütig, ich streckte die Arme aus nach den geliebten Alpen, in unaussprechlicher Sehnsucht, allein sie zeigten sich nicht so klar, wie ich gewünscht hätte; warme Dünste, die aus der großen Fläche aufstiegen, umschleierten sie und nur hie und da wurde es etwas lichter; lange weilte mein Blick dahin gekehrt, ehe ich nur etwas anderes sehen konnte. Ich erschrak beinahe über die furchtbar große Stadt zu meinen Füßen, welch ungeheure Menschenmasse dicht beisammen! Welche Menge von Häusern, Palästen und Kirchen! Beinahe ängstlich wurde es mir beim Gedanken, wieder in dieses Gedränge hinunterzusteigen, doch jetzt war auch nicht Zeit dazu, denn ich wandte mich auf die Südseite der Gallerie und o, welch ein neuer Anblick für mich! Die Apenninen standen klar vor mir und in unendlicher Ferne zeigten sich einzelne Turmspitzen am äußersten Horizont. Auf welchen unzähligen Gegenständen ruhte das Auge, ich folgte dem Silberstreifen des Tessinkanals nach Süden hin, träumte mich nach den Küsten des Meeres, jenseits der Apenninen, dachte ich, müßte es noch schöner, noch genußreicher sein und ich fühlte mich von Sehnsucht dorthin getrieben, wie schon so oft in der Heimat nach dem Jenseits der Alpen. Nun bin da und dennoch wieder Anziehung nach fernerem Jenseits! Ist nicht mein ganzes Leben Sehnsucht nach Jenseits? Auf dieser Erde werden nie keine Grenzen das Verlangen stillen, jenseits dieses Erdenlebens hört wahrscheinlich dieses nie zu stillende Sehnen auf und hoffentlich habe ich dort meine eigentliche Heimat gefunden. Bis dorthin sei mir die von Natur bestimmte irdische Heimat die liebste, kein Süden, sei er auch noch

Digitized by Google

so bezaubernd schön, ersetzte mir das ruhige Stilleben am freundlichen See. Jetzt will ich aber die Aussicht im einzelnen genießen. Wie hell und klar zeigen sich die Monti di Brianza und die Gebirge in der Gegend von Bergamo und ein schöner durchsichtiger Duft lag auf der unendlichen Ebene. Immer klarer wurde das Äußerste des Gesichtskreises und mit Kellers Panorama konnten wir uns mit den entferntesten und nächsten Gegenständen bekannt machen, was mich besonders in dieser, für mich so neuen, unbekannten Welt unendlich befriedigte. So verflossen mehrere Stunden unaussprechlichen Genusses. Ein kühlender Wind hemmte das Drückende der Mittagssonne, ich saß auf dem innern Geländer im Anschauen und Bewundern verloren, allein jetzt mahnte die Uhr zum Aufbruch. Es hielt schwer sich zu trennen und der gewaltige Koloß von Stadt, tief unter dieser lebenden Höhe, reizte mich nicht. Ich ging noch einmal um die Gallerie herum, denn — so dachte ich mir — von allen diesen zahllosen Gegenständen, die das Auge hier aufnimmt, werde ich keinen — weder nahe noch ferne — mehr sehen und prägte das Bild tief, tief in meine Seele, damit ich es als Nachgenuß in flächerer, öderer Gegenwart zur Beherzigung aufrollen und dankbar mich der Vergangenheit erinnern möge. Noch einen Blick nach Süden, noch einen nach Norden, und gerührt aber voll Dank für die schönen Stunden, stiegen wir wieder die Marmorstufen hinunter. — —

Unsere Reisenden besuchten in Mailand und Umgebung während des Aufenthaltes von 33 Tagen die verschiedenen Sehenswürdigkeiten: Die Scala und andere Theater, die Brera und andere Kunstsammlungen. Außer dem Dom u. a. die Kirchen S. Eufemia, Santa Maria della passione und Santa Maria delle grazie, die Villen Cusani in Desio, eine Villa in Sesto und das königliche Schloß samt Park in Monza.

Digitized by Google

Heimreise über Bergamo und Brescia.

Mittwoch, den 11. Oktober. Ich habe nicht viel geschlafen, die freudige Erwartung war zu lebhaft, denn auch die Rückreise durchs Tirol hatte unaussprechlichen Reiz für mich und ich trat unsern Weg mit hohem, freudigem Gefühle an. Wir hatten noch mit unserem Gepäck zu tun, welches von der Douane mußte versiegelt werden. Herzlich war der Abschied von den Leuten im Gasthof, und ebenso von uns zu ihnen, denn sie haben sich in allem und bis ans Ende immer gleich gefällig erwiesen. Der alte, treue Johann, unser Platzbedienter, weinte herzliche, wohlwollende Tränen, und der brave Francesco Appiani wich auch nicht von uns, bis der Wagen fortrollte und drückte die aufrichtigste Freundschaft und Herzensgüte in jedem Gesichtszug aus.

Nun fuhren wir den so wohl bekannt gewordenen Weg über den Domplatz, dem Korso, zur Porta orientale. Auf ersterem bog ich mich noch soweit ich konnte zum Kutschenschlag hinaus, um den oft betrachteten Dom noch einmal — zum letztenmal — zu erfassen; noch einen Blick zu der obersten Gallerie, wo mir so schöne Stunden entschwunden und — weg war er nun aus meinen Augen. Auf dem Korso und beim Hinausfahren durch die bekannte Pforte, sah ich noch einmal zurück, Freude und Wehmut wechselten — ich war wunderbar gestimmt.

Gardasee, Verona.

Donnerstag, den 12. Oktober. Um 6 Uhr, bei einbrechender Nacht, langten wir im herrlichen Desenzano an, welches eine unaussprechliche Lage unmittelbar am Ufer des Lago di Garda hat. Die Lage des Gasthofes ist nicht zu beschreiben, dicht am See. Ein Balkon der o[illegible] Seeseite des Gebäudes entlang gewährt die Aussicht über

Digitized by Google

denselben und die Gebirge, die ihn umschließen. Es ward Nacht, die Sterne funkelten und spiegelten sich im glatten See. Welche Ruhe über dieser schönen Fläche! Welch lang entbehrte und nun mit aller Macht auf mich einstürmende Empfindungen! Ich war unaussprechlich glücklich und mußte weinen vor Freude; ich konnte nicht weg von diesem herrlichen Balkon, es war zu schön und tat mir zu wohl. Nie in meinem Leben werde ich diese Stunde vergessen, wie machmal werde ich mich dieser erinnern, wie leicht gäbe ich alle Merkwürdigkeiten einer großen Stadt gegen einen Aufenthalt an diesem wunderschönen See! Man rief mich zum Nachtessen, ich trennte mich ungerne von meiner schönen Stelle, aber es war mir so leicht und wohl, ich wäre zu allem aufgelegt gewesen — auch zur Fröhlichkeit — denn es war mir, als wenn ich einer schweren Last entladen wäre. Zum Nachtisch setzte man uns einen außerordentlich süßen Wein vor, welcher in Salò — 3 Stunden von hier — gezogen wird. Dort ist es auch, wo die Pomeranzen- und Zitronenwäldchen angehen, die sich dann 3—4 Stunden dem See nach hinaufziehen. Nach dem Essen ging ich wieder hinaus und feierte den Schluß dieses schönen Tages in einer Stimmung, die, würde ich sie festhalten können, die Glückseligkeit meines Lebens ausmachen würde. In solcher Stimmung ist man besser zufriedener, milder und weil man das ist, so fühlt man sich auch so glücklich. Diese Rückwirkung habe ich schon oft in meinem Leben — aber noch nie so wie in dieser Zaubergegend — erfahren. Lange horchte ich noch dem leisen Anschlagen der Wellen am schönen Ufer und freute mich in der Seele auf den folgenden Morgen, der mir beim Tageslicht die himmlische Landschaft enthüllen würde.

Freitag, den 13. Oktober. Ich konnte nicht schlafen, das schöne Bild von gestern Abend — und die Erwartung — war zu gewaltig. Gleich nach 5 Uhr eilte ich wieder hinaus, die Sterne funkelten noch und die glänzende Venus im Osten

Digitized by Google

warf ihren Silberstreifen durch die ganze Breite des Sees. Ich harrte in stiller Erwartung der Morgendämmerung; nach und nach wurde es lichter und ein milder Glanz bezeichnete schon die Stelle, wo die Sonne aufsteigen würde. Die Sterne verschwanden, auch die Venus verlor ihren Glanz, immer deutlicher trat die sehr lange Erdzunge — mir gerade gegenüber — hervor, und bald erleuchtete sich von den ersten Sonnenstrahlen das buschige Olivenwäldchen, der Ort Sermione mit seinen alten Türmen. An demselben Ort werden jene Felsen noch Grotte di Catullo genannt, weil dieser alte Dichter diesen Ort zu seinem Lebensaufenthalt gewählt haben soll; wohl der Wahl eines Dichters würdig. Noch lagen herbstliche Nebel hie und da auf den Gebirgen, über welchen sich die schönen Umrisse des Monte Garda zeigten, aber bald sich wieder verdeckten. Aber links von Desenzano glänzte das prächtige Vorgebirge mit seinem rötlichen Kalkstein im goldenen Morgenlicht, auf welchem sich das Kastell Monega und die Kirche Monerba schimmernd erhoben. Über dieses Vorgebirge, welches Salò verdeckt, sieht man den Monte Garda; die Nebel stiegen und bis an die obersten Spitzen stund er nun in einem violetten Morgenduft. Weiter rechts sieht man die Trennung der Gebirge, wo der See, nach seinem Anfang weiter nach Riva sich hinein, immer schmaler in die Gebirge zieht. Gegenüber erhebt sich der Monte Baldo, welcher sich in schöner Linie nach dem Ausfluß des Sees herabsenkt. Ein frischer Nordwind erhob sich und zerstreute in kurzer Zeit alle Nebel, die Gebirge standen ganz klar und die Umrisse, scharf gezeichnet, in reiner Morgenluft. Mehrere Orte und Kirchen an beiden Ufern wurden nun auch erleuchtet, größere und kleinere Fahrzeuge von wunderbaren Gestalten ruderten hinaus auf den See, oder kamen zurück und wilde Enten tauchten in fröhlichem Spiel auf und unter und durchschnitten die klaren, frischen Wellen. Hier — denke ich — mag wohl der mich am tiefsten ergreifende

Digitized by Google

Punkt unserer Reise gefunden sein, denn wenn ich den Lago Maggiore mit seinen lachenden Ufern, seinen Zauberinseln, die mich so unbeschreiblich entzückten, mit diesem wunderbaren Lago di Garda vergleiche, so finde ich in letzterem einen Ausdruck, der meine Seele auf eine ganz eigene Art ergreift; einen gewissen Ernst, etwas sanft Malerisches, etwas Höheres, Weihevolleres, möchte ich sagen. Noch lange genossen wir die herrliche Ansicht, denn die Straße zieht sich unten um die große Breite des Sees — meistens in dessen Nähe — bis Peschiera, wo er sich in den schönen Mincio ergießt. — Zwischen Desenzano und Rivoltella trafen wir sehr hohe, buschige Olivenbäume mit gewaltigen Stämmen; wie hätte ich vorübergehen können, ohne mir einige Zweige zum Andenken zu brechen. Von hier erblickten wir auch hochaufstrebende Schneegebirge und Gletscher, links über dem Monte Garda, von denen einer wohl der Orteler im Tirol sein dürfte. Nun kamen wir durch die ungeheuern Festungswerke von Peschiera, über die Brücke des schönen, blauen Mincio. Jenseits hatten wir noch einige außerordentlich schöne Durchblicke beim Monte Baldo vorbei auf den See, aber dann führte uns die Straße weiter und er verschwand aus dem Gesicht, aber nie aus meinem Herzen. Nach Cavalcaselle, immer durch Maulbeerbäume und hochgezogene Weinranken, unter denen aller Arten Getreide wuchsen, nach Castel Nuovo — Post. — Ungeheure Hügel von Gerölle — auf denen zwar auch noch Reben rankten — gingen längs der Straße, aber dann folgte eine Gegend ohne alle Vegetation, nichts war zu sehen als zu hohen Hügeln übereinander gehäufte Rollsteine. Auf einem wuchs ziemlich dichtes Laubholz, was uns nun wieder ein ganz neuer und eigenartiger Anblick war. Dieses ungeheure Gerölle geht über die ganze Ebene fort, scheint aber von jeher mit Sorgfalt aus den Äckern geworfen worden zu sein, was die ungeheuren Haufen Rollsteine beweisen, die der Straße nach zu beiden Seiten fortlaufen, hinter denselben er-

Digitized by Google

scheinen in den Äckern Weinreben und Maulbeerbäume, die in höchster Pracht sind. Diese Gegend liegt gerade dem Ausgang des Etschtales gegenüber, von woher dieses Gerölle zugeschwemmt und diese gewaltigen Schutthügel angelegt wurden. In Casa di Capri glaubten wir einige sehr hohe Pinien zu sehen und auf jeder Höhe, bei jeder Kirche, oder Landhaus, bezeichnen nahe und ferne vier bis fünf Zypressen einen schönen Punkt. An manchen Orten stehen sie wohl auch in großer Anzahl und umgeben dicht und ernst eine Villa und zieren die Gegend ungemein.

Es war 12 Uhr, wie wir in Verona anlangten, die Straße, die uns zum Gasthof due torri führte, ging der Etsch nach, dann unter zwei alten Bogen durch — wahrscheinlich Überreste eines römischen Triumphbogens — die Stadt schien uns sehr groß und manche Gebäude von alter Bauart. Ich sah schon im Durchfahren und später im Gasthof viel Hausgeräte, Gefässe usw., was mir auffiel und mich glauben ließ, daß hier mehr Verschiedenheit der Einrichtungen und Lebensweise zu uns herrsche, als in Mailand, es kam mir alles weit fremder vor. Auch im Gasthof führte man uns in ungeheuer hohe, luftige, weit mehr im eigentlichen Italienerstil gebaute Zimmer, wo alles darauf berechnet war, die Sonnenstrahlen, ja sogar das Tageslicht abzuwehren; es kam mir unheimlich vor. Nach dem Mittagessen fuhren wir mit Herrn M. in die Arena, diesem so höchst interessanten, unvergleichlichen Denkmal alter Zeit. Wie oft beschäftigte sich meine Einbildungskraft mit diesem Gegenstand der Kunst, wenn ich dieses bekannte Amphitheater in Zeichnungen betrachtete oder Beschreibungen davon las und doch wie überrascht wurde ich beim Eintritt in dieses den Zeiten trotzende Meisterwerk. Welch ein gewaltiges Rund mit marmorenen Stufen, von unten bis hinauf noch vollständig erhalten, wo 27—28,000 Menschen Raum finden; welch ein Anblick muß das gewähren, wenn es besetzt ist! Wir gingen zuerst unten durch

Digitized by Google

die gewaltigen Gewölbe, die die Last der hohen Mauern tragen und zugleich die Bestimmung hatten, die wilden Tiere einzuschließen, die bei diesen hier gefeierten Festen gebraucht wurden. Dann stiegen wir die Stufen hinauf in die mit einem marmorenen Geländer eingefaßte Loge, wo die Übersicht des Ganzen sich ganz vortrefflich macht. Höher hinauf bis zur obersten Höhe, wo noch ein Teil dessen steht, was früher das ganze Amphitheater umfaßte, — ein breiter Gang mit Platten belegt, so daß Wagen darauf fahren konnten, die äußere Seite mit hohen Bogen umgaben. Von dieser Höhe hinunterzuschauen, gibt einen ganz eigenen Anblick, die Phantasie schwingt sich in jene schon ganz entschwundenen Zeiten, unter diejenigen Menschen, die dieses ewige Werk erbauten und man verliert sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Eine gewisse Feierlichkeit, etwas Ehrfurchtgebietendes bemächtigte sich meiner und ich hätte gewünscht, das bretterne Theatergebäude, das im inneren Raum aufgestellt ist und auf welchem alle Tage unter freiem Himmel gespielt wird, wäre nicht da, indem es unangenehm in diese Empfindung durch den gewalligen Kontrast eingriff. Von da fuhren wir ins Theater, in die Redoutensäle und das daranstoßende Lapidarium. Dieses ist ein offenes Viereck, ringsum von einer Halle umgeben, unter welcher die vielen ausgegrabenen Altertümer aufgestellt oder eingemauert gesammelt sind, Reliefs, Büsten, Statuen, Inschriften. Ich war noch zu erfüllt von dem großen Denkmal und der kräftigen Sprache der herrlichen Arena, und so betrachtete ich diese Sachen mit mehr Gleichgültigkeit, als es vielleicht zu einer andern Zeit geschehen wäre. Von da fuhren wir über eine lange Brücke nach der kleinern Stadt Veronetta. Beim Palast des Grafen Giusti stiegen wir aus und gingen durch den terrassierten, reich mit hohen Zypressen und Pomeranzenbäumen besetzten Garten. Erstere erwecken sonderbare, wehmütige Empfindungen, wenn sie in solcher Menge zusammenstehen; ich wollte mich anfangs erst

Digitized by Google

damit etwas bekannt machen, allein Herr M. eilte, die Höhe und das dort stehende Gartenhaus noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, ich war fast außer Atem, als ich in diesem ankam und dann noch eine bedeutende Wendeltreppe hinaufsteigen mußte. Aber wie danke ich es ihm, als ich hier oben mich unter ein Fenster stellte und die unaussprechliche Aussicht sich vor mir ausbreitete. Die Sonne neigte sich ihrem fernen Untergange und der ganze Abendhimmel schwamm in flackerndem Gold. Nie habe ich einen solchen Abendglanz gesehen, er war wunderschön. In weiter Ferne erblickten wir noch den lieben Gardasee und seine schönen Gebirge, und auf einer andern Seite, über die ungeheure Fläche am äußersten Horizont die Türme von Mantua. Zu unsern Füßen die Stadt Verona, die schöne, wasserreiche Etsch, die sich durch dieselbe schlängelt, die vier großen Brücken, die beide Abteilungen derselben verbinden und von hier aus konnten wir die Größe dieser Stadt erst recht übersehen. Die Sonne war schon lange niedergesunken und der Himmel wurde immer röter und feuriger, ich war ganz hingerissen von diesem einzigen Schauspiel. Allmählich ließ das Flackern nach, aber eine warme, gemilderte Röte dauerte fort, als der Mond von der entgegengesetzten Seite hinter dem Hügel, an den dieser Garten sich anlehnt, hinaufzog und hervortrat. Welch' wunderbare, melancholische Wirkung das Mondlicht auf diesen schwarzen Zypressen hervorbrachte, kann ich nicht aussprechen, sondern wanderte stumm durch diese langen Schatten und hindurchfallenden, grellen Lichter, kaum mir bewußt, daß meist alles bloß ein Spiel der Phantasie sei. — —

Süd-Tirol. Bozen, Meran.

Samstag, den 14. Oktober. Ossenigo. Der letzte Ort im lombardisch-venetianischen Königreich. Borghetto, die Grenze zwischen diesem und Tirol. Hier wurden uns die Pässe abgefordert.

Digitized by Google

Die Douane ließ uns ohne Anstand weiterziehen, da unsere Koffer in Mailand versiegelt wurden. Dann nach Ala, die erste Stadt im Tirol, zum Übernachten. Beim Eintritt in die Zimmer wurde uns eine große Freude zuteil, hier fanden wir wieder die ersten hölzernen Fußböden, die wir seit dem Dorfe Simplen nie mehr trafen. Jetzt bei dieser vorgerückten Jahreszeit waren sie uns doppelt willkommen. Die Abende waren kühl, aber nach diesem angenehmen Gefühl an den Füßen setzten wir uns um ein helles Kaminfeuer zum Nachtessen und fühlten uns weit behaglicher und geschützter als am Tage vorher in dem wärmeren Verona. Wir waren — gegen unsere Erwartung — recht wohl bedient, Betten, Zimmer, alles reinlich.

Sonntag, den 15. Oktober. Um 7 Uhr machten wir uns auf den Weg, es war ein schöner Morgen, die Etsch im schnellen Lauf, uns immer links zur Seite. Da in Ala heute Markt war, so trafen wir auf viele Landleute, auch mehrere Wagen mit schönen Frauenzimmern aus Roveredo, die uns entgegenkamen; alles grüßte mit auffallender Freundlichkeit. Ziemlich höher am Berg sahen wir — am Eingang einer Schlucht oder eines Seitentales — eine Kirche, San Valentino, von einem artigen Fichtenwäldchen umgeben. Dieser neue Anblick des vaterländischen Pflanzenwuchses freute mich unbeschreiblich und mahnte mich, daß wir doch den lieben Alpen näher rückten. Nach S. Margaretta, Serravalle und San Marco. Hier nimmt die Gegend eine fürchterliche Gestalt an, schreckliche Felsenstürze, von den nackten Wänden, die man rechts hat, zerstörten hier das Land, alles liegt in Trümmern, nicht nur in Schutt und zerbröckelten Felsen, sondern aufgetürmt zu kleineren und größeren Bergen. Die Straße geht zwischen diesen entsetzlichen Zerstörungen durch. Schauerlich drohen immer neue, losgerissene Felsblöcke herabzustürzen und man ist herzlich froh, nach einer starken halben Stunde, während der man in dieser gräßlichen Verwüstung

Digitized by Google

fährt, plötzlich sich wieder unter die schönsten Weinranken, Maulbeer, Feigen- und Pfirsichbäume versetzt zu sehen. Es war 1/2 10 Uhr, als wir in Roveredo ankamen. Schöne, herrlich gelegene Landhäuser sehen freundlich aus der Höhe, hinter dieser hübschen Stadt aus vielem Buschwerk und Weinreben hervor. Beim Einfahren kommt man über eine Brücke des Leno, welcher da aus aus einem Seitentale gleichen Namens der Etsch zueilt. Wir hielten uns in Roveredo nicht lange auf, obgleich mir diese Stadt einen sehr angenehmen Eindruck machte; hübsche, freundliche Leute, alles im Sonntagsputz, hübsche Häuser und Straßen, ebenso eine heitere, angenehme, frohmütige Lage. Post.

Dann nach St. Ilario, Volano, Caliano, Aqua via, Trento — Post. — Es fing an, ein wenig zu regnen, doch gingen wir unter den zwar düsteren Arkaden bis zu der Kirche, in welcher im 16. Jahrhundert die Kirchenversammlung ihre Sitzungen hielt; Im Chor zeigte man uns ein Gemälde, dieselbe vorstellend, man behauptet, es sollen zum Teil Portraits sein. Die Erklärung desselben war sehr weit ausgeholt und dauerte uns zu lange, wir gingen noch in die Jesuitenkirche und dann in den Dom, in schwerem, gotischem Stil gebaut, die Säulen auf gleiche Weise wie im Dom zu Mailand. Mich berührte diese Kirche weder feierlich noch ernst, nur drückend, die schweren Verzierungen in- und auswendig hatten für mich etwas höchst Beängstigendes. Das Wetter hellte sich wieder etwas auf. Nach einem sehr wohlgeordneten Mittagessen reisten wir wieder fröhlich ab aus dieser etwas düsteren Stadt.

Nach Lavis. — Post. — Gleich ehe man in den Ort kommt, öffnet sich das enge Fiemetal, in dessen Hintergrund sich zwei große Gletscher befinden. Der Bach Aviso tritt grün und lebendig hier hervor, in schnellem Lauf der Etsch zu, eine Brücke führt hinüber. Herzliche Freude hatte ich über den Anblick dieses ersten Gletscherwassers. Das Tal, der Bach, das Brausen des-

Digitized by Google

selben, sowie die Farbe versetzten mich völlig in unsere Schweizerberge, nur der Pflanzenwuchs erinnerte, daß wir immer noch auf der Südseite der Alpen uns befanden. Währenddem die Pferde in Lavis gewechselt wurden, sammelte sich eine Menge Menschen um den Wagen, alle reinlich, den Sonntag feiernd gekleidet; sie zeichneten sich durch Freundlichkeit und angenehme Gesichtsbildungen aus. Bis hierher war die Weinlese größtenteils vorbei, aber hier sahen wir mehrere Scheunen, in denen man mit Pressen beschäftigt war und große Fässer der herrlichsten Trauben standen dazu bereit. Unsere getreue Begleiterin — die Etsch — immer zur linken Seite, bot uns ein recht malerisches Bild. Das Tal öffnet sich etwas weiter, man sieht den Fluß in schönem Lauf entgegenströmen; ein großes Überfahrtsschiff war gerade mit Pferden und Wagen mitten im Fluß. Weiterhin, jenseits der Etsch, öffnet sich das Val di Non, welches sich dann wieder in bedeutende Nebentäler, von denen eines Val Roß heißt, verbreitet. Ein gewaltig hoher, senkrechter Felsen steht am Eingang dieses Val di Non, auf welchem man schon von weitem eine Ruine erblickt, ein Wartturm, aus welchem man gewiß tief in die Seitentäler hineinsieht.

In San Michele wurde es Nacht, der Himmel trübte sich, kein Schein des Mondes erhellte unsern Weg, wie in voriger Nacht, wo er doch abwechselnd durch das leichte Gewölk drang; wir sahen nur, daß rechts von der Straße sich ungeheure Berge auftürmten, hinuntergestürzte Felsen lagen zerbröckelt zur Seite derselben und links, unmittelbar die Etsch, so kamen wir in schwarzer, trüber Nacht nach Salurn zum Übernachten.

Ganz etwas Ungewöhnliches war es für uns, als eine Frau hier den Kutschenschlag öffnete, denn seit wir die Schweiz verlassen, haben wir in keinem Wirtshaus mehr eine Frau mit der Wirtschaft oder den Gästen sich beschäftigen gesehen, noch überraschter waren wir, als sie uns in deutscher Sprache

Digitized by Google

begrüßte, ja sogar das Italienische nicht verstand; wir konnten diesen plötzlichen Wechsel der Sprache fast nicht begreifen, da kein Berg, kein Fluß die Dörfer scheidet und doch während in Lavis kein Mensch noch Deutsch verstand, war diese Sprache in Salurn die einzige. Auf dem heutigen Weg, wo den Felsentrümmern und kahlen Bergen nur etwas Erde abzugewinnen war, sind Maulbeer- und Weinranken gepflanzt, oft dann auch in fruchtbarem Grunde, wo sie herrlich und buschig gedeihen, — und dazwischen Getreide gepflanzt wird — immer noch Zypressen, Feigen usw.

Montag den 16. Oktober. Das Wirtshaus, in dem wir übernachteten, war ein großes, altes, ziemlich unheimliches Gebäude, mit seinen langen, gewölbten Gängen, und alles sehr alt; allein der gute Wille der Frau ersetzte vieles, obgleich sie etwas ängstlich sorgte, da ihre Leute alle mit der Weinlese beschäftigt waren. Um 8 Uhr reisten wir ab, bei trübem Himmel und oft mehr oder weniger Regen auf dem Weg, bis Bozen. Der erste Pferdewechsel war in dem artigen, mit hellen Arkaden versehenen Städtchen Neumarkt; nahe dabei zeigen sich auf gewaltigen Bergen zwei Ruinen, von denen eine Castel Feder genannt wird. Nicht weit davon gehen die prächtigen Porphyrfelsen an; der erste Vorhügel „Galgenkofel“ genannt, nahe bei dem Auerbach, über den eine Brücke — nicht weit vom Dorfe Auer — führt. Man zeigte uns dieselben in schöner, braunroter Farbe; wir säumten uns hier und nahmen einzelne kleine Bruchstücke mit, sowie Samen von den aus den Ritzen sprießenden Blümchen, dann nach Bronzola. Post.

Es regnete stark. Unter einer Halle waren vom Tage vorher — der Kirchweihe — mehrere Buden aufgerichtet. Die freundlichen Tirolerinnen zogen mich an; während dem Umspannen der Pferde stieg ich aus und kaufte mir einige Kleinigkeiten von ihren Tirolerwaren. Nebst vielen Strecken sehr frucht-

Digitized by Google

baren Landes kamen wir auf unserem heutigen Weg doch auch durch lange Ebenen, wo es sehr unfruchtbar ist und nichts als Streue aus dem sumpfigen Boden gezogen werden kann. Von Bronzola weiter sahen wir hoch oben auf Porphyrfelsen das alte Schloß Eiba. Je näher man Bozen kommt, desto schöner wird die Gegend; ein Kranz von Gebirgen umgibt die Stadt, die am Fuße derselben liegt und flach sich öffnet gegen die Seite, woher wir kamen. Zwei Täler offnen sich dicht bei der Stadt, aus dem einen strömt die Eisach, aus dem andern der Talserbach, in lebendigem Lauf und mit reichem Wasser der Etsch zu, die sich seitwärts aus einem dritten Tal herausschlängelt. Die Gegend ist fruchtbar und reich bepflanzt. Die Weinreben werden nicht mehr wie in Italien und im Anfang des Tirols an Bäumen auf- und von einem zum andern gezogen, unter und zwischen welchen Getreide wächst, sondern hier sind es fortlaufende Lauben, von hölzernen Latten dachartig gebaut und der Weinstock hinübergezogen; eine Laube neben der andern deckt das Land. Die reifen, großen Trauben hangen meistens einwärts und die Winzer befanden sich unter diesen Lauben, ihre Ernte einzusammeln, so daß wir deren nur so am Eingang bemerkten. Auch diese Art, die Reben zu ziehen, ziert das Land sehr und obgleich sie schon mehr geschnitten werden müssen als in Italien, so ranken sie doch noch frei und malerisch über diese Lattendächer. Eine schöne lange Brücke über die Eisack führt der Stadt zu. Es regnete immer ein wenig, wir stiegen vor einem großen, wohlaussehenden Gasthof ab. Eine sonderbare Bauart der Häuser fiel uns schon von weitem auf. Von außen schienen es eine Art Windenhäuser, deren vordere Seite ganz offen war, alle nach Süden gerichtet, was von weitem ein genz eigenes Aussehen darbietet. Hier im Gasthof war es ebenso. Diese großen Öffnungen, die im Sommer frei, im Winter aber mit Fenstern zugemacht werden, sind ganz oben unter dem Dach, wo kein Boden ist und haben den Zweck,

Digitized by Google

Helle in den innern Hofraum und auf die in der Mitte laufenden Treppen zu werfen. Wirklich sieht man, wie man in diesen Hof tritt, hoch bis unter das Dach und zu diesen gewaltigen Fensteröffnungen hinauf und empfängt genügsam Licht von oben hinunter. — Hübsche Zimmer, Betten, gute Bedienung, reinlich und bequem, alles lud ein, heute, diesen halben Tag auszuruhen und die Gegend — wenn es das Wetter, wie es den Anschein hatte erlaubte — etwas näher kennen zu lernen. Allein, kaum setzten wir uns zum Mittagessen, so wurden wir genötigt, unsere Meinung wieder aufzugeben, indem der Posthalter uns die Anzeige machte, daß er soeben den Befehl erhalte, für Morgen und vielleicht mehrere Tage, alle seine Pferde für hohe Reisende in Bereitschaft zu halten und er uns deswegen keine versprechen könnte, wenn wir heute nicht abreisten. Ungerne gaben wir unseren Entschluß auf, umso viel weniger, da es spät geworden, ja daß wir Meran schon nicht mehr am Tag erreichen konnten. Allein die Jahreszeit war zu vorgerückt, als daß wir verschieben durften, den Paß über die Alpen noch später zu machen. Den gebietenden Umständen, die so oft im Leben sich nicht zu bekümmern scheinen, ob gerne oder ungerne, brachen wir auf, so schnell als möglich. Um ½ 4 Uhr reisten wir ab, der Regen hörte auf und das Gewölk schien sich zu verteilen. Mit Bozen verließen wir die eigentliche Poststraße, welche der Eisack nach über den Brenner führt, unser Weg ging über die Brücke des Talferbaches durch außerordentlich fruchtbare Gegend dem Etschtale zu, auf dessen Höhen alte, gewaltige Schlösser den Eingang zieren.

Nach Vilbion, Burgstall, Maaß über die Sinnichbachbrücke, Maaßbachbrücke und ganz nahe beim Städtchen Meran über die Brücke des Passeyerbaches, welches Tal sich hier öffnet. Alle diese Bäche kommen aus den Gebirgen auf rechter Seite und strömen der Etsch — die immer zu unserer Linken — zu.

Digitized by Google

Die letzten zwei Stunden mußten wir wieder bei Nacht zurücklegen, der Mond ließ uns nur selten und spärlich etwas von der Gegend erblicken, es ging schon mithin etwas bergan. Mir war nicht wohl. — Die gefälligen, artigen Wirtsleute waren voll freundlichen Willens, sogleich Thee zu besorgen, die Betten zurecht zu machen und wir fanden uns recht ordentlich eingerichet, was uns auf dieser Nebenstraße unerwartet war.

Dienstag, den 17. Oktober. Meran. Ich stand frühe auf; es war ein schöner Herbstmorgen, mir war wieder wohl und ich freute mich der Unterhaltung mit den guten Leuten, deren Sprache etwas außerordentlich Freundliches, Wohlwollendes und Zutrauenerweckendes ausdrückt. Die Unterhaltung war bald angeknüpft; Mutter und ihre Tochter Roseli mit den ausgezeichnet schönen Augen, deren ich — wie ich meine — selbst in Italien keine gesehen, waren zwar sehr beschäftigt, desto willkommener kam ich einer sehr gesprächigen Passeyerfrau, die hier die Nacht zubrachte, um nach Bozen zu gehen. Mit kindlicher Natürlichkeit erzählte sie mir von ihrem Leben, häuslichen Einrichtungen und Gebräuchen im Passeyertale, wo sie wohnte. Die Freudigkeit, die sich dabei in ihrem offenen Gesichtsausdruck, die freundliche Sprache, die Einfachheit ihrer Erzählungen, alles zusammen hielt mich lange in der gespanntesten Aufmerksamkeit und machte mir recht viel Freude. Wir schieden dann endlich wie alte Bekannte unter den herzlichsten Anwünschungen alles Guten. Es war fast 9 Uhr, als wir mit Pferden vom Wirt, die nun aber nur stationsweise eine Posteinrichtung führten, abreisten. Von Meran geht es sogleich aufwärts, so wie überhaupt die ganze heutige Tagreise uns immer höher brachte. Die Lage dieses Städtchens, das wir verließen und die Gegend in die wir kamen, ist sehr schön und bietet manigfaltige, malerische Standpunkte dar, wozu die vielen, als Lauben gezogenen Reben, deren solche oft ganze Strecken über die Straße fortgehen, so daß man unter denselben

Digitized by Google

fährt, viel beitragen. Ich wünschte sehr, diese Gegend auch so ganz frei und ungehindert zu genießen und bat mir für heute auch einmal den allbeliebten Platz auf dem Kutscherbock aus. Es war gerade Weinlese, wir trafen viele, recht artige, fröhliche Tiroler und Tirolerinnen, die uns immer mit lauter Stimme grüßten. Die Trauben waren von ungewöhnlicher Größe, wohlschmeckend und in ungeheurer Menge. — —

Nach Überschreitung der Malserheide erreichte man das Inntal und passierte die schwierige Strecke der Innschlucht bei Finstermünz.

Finstermünz.

Bis Nauders geht es von Teschen aus schon immer stark hinunter, meistens durch grüne Weiden von einer Menge kleiner Bäche, von den beiden Seiten steil ansteigenden Bergen herunterrauschend durchströmt. Unsere Hoffnungen, der Himmel möchte sich bis zu der Zeit, wo wir in die Kluft zur Finstermünz gelangen würden, aufhellen, waren verschwunden, das fürchterliche Gießen dauerte immer fort. In Nauders wurden wieder vier Pferde vorgespannt — zwei Postillone mit einem zweiten Radschuh mitgegeben — und mehrere Vorsichtsmaßregeln zu der steilen Abwärtsfahrt vorgenommen, die wir, sowie die Beschreibungen der bevorstehenden Fahrt, doch fast für übertrieben hielten. Allein, mit beiden Rädern gespannt, fuhren wir ab und überzeugten uns bald von der Wahrheit dieser fürchterlichen Erzählungen sowohl als von der Notwendigkeit, zwei tüchtige Leute und starke Deichselpferde bei sich zu haben.

Kaum konnten wir's begreifen, daß es möglich sein sollte, in diese schreckliche, enge Kluft mit unserem Wagen hinunterzukommen. Die Straße zieht sich ungeheuer steil neben senkrechten Felsen, welche zerbröckelt, und in kleineren oder größeren Massen drohen, augenblicklich herunterzustürzen. Zur Linken

Digitized by Google

einem entsetzlich schauerlichen Abgrund nach, unmittelbar von der Straße geht es senkrecht hinunter, und tief unter sich erblickt man die grünen, schäumenden Wellen des Inn, welcher sich gepreßt durch diese schreckbare Felsenkluft durchwindet, denn jenseits steigen die gewaltigen, senkrechten Felsenwände ebenso unmittelbar wieder in die Höhe. An einer der wegen dem Herunterstürzen der Steine gefährlichen Stelle, ist eine aufgemauerte, mit Brettern bedeckte Gallerie angebracht, unter der man nicht ohne Grauen durchfährt, denn man sieht das hölzerne Dach schon so mit Steinen überschüttet, daß man es doch nur als ein schwaches Bewahrungsmittel gegen die drohenden, losgerissenen Felsen betrachten kann. Eine halbe Stunde — immer gleich steil — fuhren wir in diese wunderbare Kluft hinunter. Endlich gelangten wir zu einem schloßartigen, alten Gebäude, welches nebst der Brücke den Paß gänzlich schließt. Wir fuhren durch ein Tor, das über die Straße geht, hinein — einige Schritte unter diesem Gebäude durch — und kamen unmittelbar auf die Innbrücke. Hier hielten wir an, um das furchtbare Bild noch recht zu betrachten. Wenn es mich, von oben herab gesehen, unbegreiflich dünkte, wie ein Wagen mit vier Pferden diesen Ort — Finstermünz — erreichen konnte, so war es mir beim Hinaufblicken fast noch unbegreiflicher. Die Kluft ist so erstaunend enge, in ungeheurer Tiefe vom Fluß durchschnitten, die Felsen auf beiden Seiten so plötzlich aufsteigend, daß man nicht begreift, wo eine Straße hinunterführen kann. Dieser Weg von Nauders nach Finstermünz ist so furchtbar wild und ernst, aber in dieser Art so unbeschreiblich interessant, daß ich glaube, er werde sich immer in meinen Erinnerungen festhalten, umso viel mehr, da er so viel ganz Eigentümliches enthält, daß ich ihn nicht leicht mit ähnlichen, hohen, ernsten Naturbildern vergleichen kann.

Man machte uns aufmerksam, auch am linken Ufer des

Digitized by Google

Inn nicht zu lange zu verweilen, weil auch da, nahe an der Brücke, besonders bei Regenwetter, fast immer Felsenstücke hinunterstürzen. Von hier geht ein Fußweg zur Martinsbrücke nach Bündten hinein. — —

Die Reise ging dann das Inntal hinunter nach Landeck.

Landeck, Arlberg, Bludenz.

Donnerstag, den 19. Oktober. Frühmorgens stand ich auf, die Sorge, was für Wetter wir heute über den Adlerberg bekämen, ließ mir nicht viel Ruhe, denn gestern soll es dort auf der Höhe schon geschneit haben. Es schien zwar wirklich, als sollte es ein heller Tag werden, aber die Nebel hingen doch schwer und trübe in den Gebirgen.

Landeck hat eine recht schöne Lage, vom Inn umflossen, fruchtbar, buschig und freundlich. Da die große Straße hier wieder zusammentrifft, so geht auch die eigentliche Posteinrichtung hier wieder an.

Es war beinahe 9 Uhr, als wir von Landeck abreisten, wir verließen hier den Inn, welcher sich nach Innsbruck zuwendet. Unser Weg führte uns über den Bach Rosana, welcher aus dem Stanzertal hinunter dem Inn zuströmt; bis weit hinauf behielten wir denselben zur linken Seite. Immer steil aufwärts steigend, zeigte sich tief unter uns ein äußerst malerisches Bild. Auf einem Felsenvorsprung auf der andern Seite liegt ein Schloß; sehr romantisch, aus einem Seitental oder Schlund, tritt ein Gletscherbach und vereinigt sich dort mit der Rosana; eine Brücke tief unter uns führt über diese beiden Bäche nach dem Schloß, viel Buschwerk ziert das liebliche, sehr einsame, aber freundliche Bild.

Dann kommen wir nach Flirsch, mit Post. Immer steigend nach Schnan und Pettneu, wo wir prächtige Gebirge erblickten. Bis hierher hatten wir helles Wetter, aber nun auf einmal

Digitized by Google

sahen wir starkes Schneegestöber auf den hohen Bergen, welches immer tiefer fiel und es dauerte auch gar nicht lange, so hatten wir's auch. Immer dichter fielen die Flocken, ein kalter Schneewind schlug ganze Stöße in den Wagen, wir waren gezwungen, alles zuzuschließen. Betrübt meinten wir, die Aussicht in die Gebirge auf unserem heutigen Wege aufgeben zu müssen, allein es dauerte nicht lange, so hörte das Schneien wieder auf; allmählich entwickelten sich immer höhere und bedeutendere Berggruppen und die durch schnell getriebene Wolken fallenden Sonnenstrahlen warfen schöne Lichter auf den frischgefallenen Schnee, mit dem sie überdeckt waren.

Ununterbrochen ansteigend kamen wir nach St. Jakob und Nasserein. — Post. — Eine starke halbe Stunde mußten wir hier auf die Pferde warten, die erst, in der zwar nahen Alp, mußten geholt werden; ein heftiger Wind trieb alles in die Stube, in welcher ich es aber vor glühender Hitze nicht lange aushalten konnte. Wir aßen etwas Kaltes zu Mittag und freuten uns, als endlich die gewünschten Pferde ankamen, denn es war hohe Zeit, um noch bei Tag den Paß über den Adlerberg zurückzulegen, und die Leute waren alle der Meinung, daß wir keine Zeit zu verlieren hätten, indem er bei wenigen Tagen könne eingeschneit und für unseren großen Wagen unbrauchbar werden. Schrecken und Entsetzen ergriff mich bei diesem Gedanken und auch mein Mann tat alles mögliche, um die langweiligen Vorbereitungen der Fuhrknechte mit dem Vorspann zu beschleunigen. Endlich fuhren wir ab nach dem sehr nahe bei Nasserein gelegenen Dörfchen St. Antonj oder Adlerberg, dem letzten Ort des uns so liebgewordenen Tirol. Die Pässe wurden uns hier abgefordert und nun geht das Vorarlbergische an.

Immer steiler kommen wir nach einer Stunde in die Linie, wo es schon seit mehreren Tagen schneite, doch lag noch wenig Schnee auf der Straße, die sich immer schlangenförmig den Berg

Digitized by Google

hinanzieht. Die Ansicht der Gebirge war noch frei und bei jeder Wendung der Straße sahen wir wieder neue Bergspitzen in den Seitentälern sich erheben, vorzüglich schön zeigte sich ein Gletscher zur linken Seite, mit seinen blaugrünen Brüchen. Der Abgrund der Rosana ward immer tiefer und wilder, erst hoch oben trennt sich die Straße von derselben und zieht sich rechts, währenddem diese noch weit in wilde Gegend sich zurückzieht, doch soll in jenem Seitental, woher sie kommt, noch ein Dörfchen stehen, was einem von hier aus, nach dieser wilden Felsengegend gesehen, unbegreiflich erscheint. Auch hier auf dieser wilden Höhe trafen wir — ganz nahe an der Straße — noch ein Hüttchen, was mich mit innigstem Mitleid gegen seine hilflosen und mit unendlichen Bedürfnissen kämpfenden Bewohner erfüllte. Jetzt wurde der Schnee häufiger und nach zwei starken Stunden von St. Antonj erreichten wir die Höhe des Passes. Eine Kirche, Pfarrhaus und ein Wirtshaus auf dieser felsigen, unfruchtbaren Höhe, rings von hohen, zerstörten Felsen umschlossen. Der Schnee lag hier einen starken halben Schuh tief und die Bäche flossen schon unter dünnen Eisschichten an ihren Ufern. Man erzählte uns, wie Fremde schon viele Tage hier eingeschneit wurden; mir graute dabei und ich war unaussprechlich froh, ohne nur anzuhalten, weiterzukommen. Der Himmel trübte sich, graue, kalte Nebel senkten sich in die gewaltigen Felsenhöhen; jetzt fiel dichter Schnee und es hörte auch nicht mehr auf, bis wir am Fuß des Passes — in Stuben — anlangten. Von der Höhe geht es immer steil hinunter, man hat gar keine Aussicht in die Gebirge, denn die Straße geht gerade durch eine Felsenschlucht, deren Felsen sich zur rechten Seite, an denen sich die Straße unmittelbar hinzieht, sehr zerbröckelt und übereinandergestürzt, ein höchst trübes, trauriges Bild gaben. Der anhaltende Schneefall, einschneidender kalter Nordwind, die schreckliche Zerstörung dieser Nordseite des Passes, alles trug dazu bei, mich erleichtert zu fühlen, als wir

Digitized by Google

endlich bei einbrechender Nacht das Dörfchen Ranz und bald das Dorf Stuben erreichten. Von St. Antonj bis hierher hatten wir 3¼ Stunden. In Stuben wurden die Pferde gewechselt, es war völlig Nacht, so daß wir von der Gegend fast nichts mehr sehen konnten. Wir hatten nun denjenigen Teil der Ill neben uns zur linken Seite, der sich aus den Gewässern bildet, die an der Nordseite des Adlerberges herunterströmen und kamen durchs Klostertal nach Klosters. Es ging von Stuben hierher immer abwärts, eben oft so steil, daß wir einen eigenen Mann mitnehmen mußten, um die Räder zu hemmen, denn oft mußten beide Hinterräder gehemmt werden, dann nach Dalaas. Hier sollten wieder neue Pferde genommen werden, allein der Posthalter verweigerte selbe unter allerhand Ausflüchten, um uns zu zwingen, die Nacht hier zuzubringen, und so erhob sich ein Streit, der uns lange genug aufhielt. Als er sah, daß nichts zu erzwingen war, bekamen wir plötzlich die erwünschten Pferde. Wir fuhren endlich ab; auch heute brach der Mond etwas durch und warf doch einen Schein auf die Straße, was wir nicht hätten hoffen dürfen.

Um halb 11 Uhr langten wir in Bludenz an, wo das ganze Städtchen schon im tiefen Schlaf lag, so auch im Wirtshaus. Dies hinderte indessen nicht, daß wir sogleich recht hübsche Zimmer und ein sehr artiges Nachtessen erhielten.

Daß die Zeit zum Reisen vorüber sei, das haben wir heute nicht bloß im Schnee auf dem Berge erfahren, sondern auch hier war es sehr kühl und herbstlich. Nahe bei Bludenz tritt der andere Teil der Ill aus dem Montafuntal und vereinigt sich mit ersterem.

Freitag, den 20. Oktober. Erst um 9 Uhr fuhren wir von Bludenz ab, es war wieder hell und die Gebirge blendend weiß im Morgenlicht. Nach Nüziders, dann über eine Brücke der Ill. Bei den Ruinen von Schloß Schattenberg und Jagd-

Digitized by Google

berg vorbei nach Lehnfingen, über die Bäche Samina und Galina nach Fraſtenz. Bald gelangten wir nach Feldkirch. Dieſer Weg von Bludenz, durch das Ill-, auch Montafuntal genannt, iſt ſehr reich an ſchönen Bildern und höchſt merkwürdig. Die ganze Gegend trägt unverkennbar die Spuren eines ehemaligen Seekeſſels, mit einem Kranz von grünen Bergen umgeben, hinter denen ſich hohe Schneegebirge erheben. Von da ſieht man noch lange den Eingang des von mir — um dieſe Jahreszeit wohl nicht ohne Grund gefürchteten Adlerberges, der ganz mit Schnee bedeckt, mir ſchauerlich entgegenglänzte. Dann die hohen Gebirge aus dem Montafun, gewaltige Felſenzacken der Rhätikonkette und die gezackten, ausgeſägten Klippen der „Drei Schweſtern", doch über alle ſtolz erhaben, die Seeſaplana mit mit ihrem herrlichen Gletſcher, aus dem Prättigau aufſteigend. Vor uns zog die ganze Kette der Appenzellergebirge wie eine gewaltige Mauer und erinnerten mich lebhaft, von dieſer Seite geſehen, an jenen ſchönen Tag, wo ich ſie vom Calanda aus, vor 19 Jahren ebenſo betrachtete, wie heute. Ebenſo erfreute mich die Rückſeite der Rhätikonkette und dachte ich mich wieder in dieſelbe Zeit zurück, wo ich ſo manchen, ſchönen himmliſchen Abend, ſie von der entgegengeſetzten Seite — in glühendem Abendlicht — ſo unausſprechlich genußreich betrachtete. — —

In Rorſchach wurde Nachtquartier bezogen.

Der Reiſewagen, der ſich vortrefflich bewährt hatte, zeigte nun aber doch einen Schaden, der aber in kurzem ausgebeſſert werden konnte.

Ankunft in der Schweiz.

Samſtag, den 21. Oktober. Ich konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Freudige Erwartung des Wiederſehens, das mir heute noch bevorſtand und Rückblicke auf die letzten —

Digitized by Google

faſt acht — Wochen wechſelten, ſich mir in den allerlebhafteſten Farben darzuſtellen, ich lebte nicht in der Gegenwart, wie hätte ich Ruhe finden können in dieſem aufgeregten Zuſtand! Ich bedurfte auch keiner die Sehnſucht nach der nahen Freundin drängte, und mehrte ſich mit jedem Augenblick.

Brunnen beim Hauſe zum „Brunnen".

Nun kam der ausgebeſſerte Wagen, freudig ſetzten wir uns ein, das Wetter war wieder ziemlich gut, aber kalt und grau lag das Gewölk auf dem großen See, ſo daß wir ſeine gegenüberſtehenden Ufer nur ſelten erblickten. Die freudigen Bilder erhielten ſich in meinem Herzen, bis wir die Hälfte des Weges nach St. Gallen zurückgelegt, aber da trat auf einmal ein neidiſches Geſpenſt in meine Empfindungen. Daß wir der guten Freundin ſo unerwartet kämen, fiel mir erſt jetzt recht auf. Konnte ſie ſelbſt, oder jemand der ihrigen nicht krank oder abweſend ſein? An dieſe erſten betrübenden Gedanken reihten

Digitized by Google

sich auf der Stelle eine Menge ähnlicher düsterer Art; es überfiel mich eine unaussprechliche Bangigkeit. Aber, o welche Freude! Kaum bei St. Fiden vorbei, erblickte ich die winkenden Schnupftücher auf dem lieben Harfenberg. Alle Angst und schwarzen Gedanken verschwanden gänzlich, ich erwiderte den Willkommengruß mit überwallendem Herzen. Dann verschwand er uns, Bäume und Häuser versteckten denselben, aber auf einmal erblickte ich die freudig entgegenkommende Freundin und — — ich lag in ihren Armen.

Digitized by Google

Aus der Geschichte der Constafel.[1])

(Aus einem Vortrag, gehalten im Jahre 1905 vor der Constafel und in der Antiquarischen Gesellschaft, von Oberst Steinbuch, gew. Vizepräsidenten der Constafel.)

Allgemeines.

Die Verfassung von 1336, das Werk des Ritters R. Brun, teilte die Burgerschaft Zürichs ein: In die Constafel und die Zünfte, von welch letzteren es anfänglich 13, später, nach Vereinigung der Leine- und Wollenweber zu einer Zunft, noch 12 gab.

Der Name Constafel ist aus Straßburg zu uns gekommen, wie auch die ganze Verfassung Bruns, der erste geschworene Brief, sich an den „Schwörbrief" von Straßburg anlehnt.

Zur Constafel gehörten:

a) Das alte Patriziat von vor 1336, die Ritter, Edelleute, Geschlechter.

b) Der sogenannte höhere Bürgerstand, Rentner, Großkaufleute, Tuchhändler, Goldschmiede, Geldwechsler, Salzleute.

---

[1]) Quellen: Urkunden und Aktenstücke aus dem Archiv der Constafel. Dr. Zeller-Werdmüller: Zur Geschichte der Verfassungsänderung 1336, im Zürcher Taschenbuch 1898. Prof. Dr. M. Huber: Das Staatsrecht der Republik Zürich vor 1798. S. Voegelin: Das alte Zürich. W. Tobler-Meyer: Mitteilungen über die Constafel.

Digitized by Google

Zu administrativen und wohl auch militärischen Zwecken (Steuern, Reisen 2c.) wurden der Constafel noch die politisch rechtlosen Hintersäßen zugeteilt.

Bis zum Jahre 1393 entsandten in den engern Rat:

Die Constafel: 13 Ratsherren.

Die 13 Zünfte ihre Zunftmeister: 13.

An der Spitze dieses so gebildeten, aus 26 Mitgliedern bestehenden engern Rates stand der ebenfalls der Constafel entnommene Bürgermeister. Von 1336—1393 waren es deren 5 [1]), die sämtliche dem alten Patriziat entstammten.

Der große Rat bestand aus 78 Vertretern der einen Constafel und aus 78 der 13 Zünfte zusammen. Es war demnach in dieser Zeit das aristokratische Element durchaus nicht unterdrückt.

Durch den dritten geschworenen Brief von 1393 (der zweite von 1373 schränkte mehr nur die Kompetenzen des Bürgermeisters ein) wurden die Befugnisse der Constafel insofern beschränkt, als die Mitglieder des kleinen oder engern Rates, die nicht Zunftmeister waren, nun auch aus den andern Zünften, nicht bloß aus der Constafel genommen werden konnten. Sehr wahrscheinlich hat auch eine Reduktion der Zahl der von der Constafel zu stellenden Mitglieder des großen Rates um diese Zeit stattgefunden. Immerhin war der Einfluß der Constafel auch nach dem dritten geschworenen Brief bis zum Tode Waldmanns groß. Von 16 Burgermeistern im Zeitraum von 1393 bis auf Waldmann gehörten 10 [2]) der Constafel an.

Der vierte geschworene Brief, 1489/1498, änderte die Dinge zu Ungunsten der Constafel. Sie hatte von nun an in den

[1]) Brun, Manesse, Fink, Schwend, Schön.

[2]) Manesse, Heinrich Meiß, Meyer von Knonau, Ynkenberg, Manesse, Rud. Meiß, Joh. Schwend, Hrch. Schwend, Röuist, Hrch. Göldlin.

Digitized by Google

großen Rat noch 18 (Achtzehner vom Rüden) und in den kleinen Rat noch 6 Mitglieder (Constafelherren, wovon 4 direkt und 2 vom großen Rat gewählt wurden) zu stellen.

Die übrigen Zünfte stellten in den großen Rat je 12 Mitglieder (die Zwölfer von jeder Zunft) und in den kleinen Rat 2, die Zunftmeister.

Die Constafel war demnach von jetzt an nur noch eine privilegierte Gesellschaft. Von den 48 Bürgermeistern, welche von Waldmann bis 1798 im Amte standen, waren bis 1560 noch 5 [1]), von 1560—1798 nur noch einer [2]) von der Constafel.

Der fünfte geschworene Brief von 1713 änderte an dem Wahlrecht der Constafel nichts. Es blieb bei den „Achtzehnern" und den „Constafelherren".

Innere Verhältnisse.

Maßgebend für die innern Verhältnisse auf der Constafel, dieselben beeinflussend und schließlich zur reinlichen Scheidung zwischen engerer und weiterer Constafel, adelicher Gesellschaft und burgerlicher Constafel, führend, sind hauptsächlich zwei Urkunden:

1. Der Donationsbrief für das Haus zum Rüden vom Jahre 1349, dreizehn Jahre nach dem ersten geschworenen Briefe.

Auf Bitte der Edelleute wird den Gesellen „so vor uf des von Lunkhofen Esterich trunken" zu einer Trinkstube übergeben das „Müntzhus" mit der Bedingung, daß sie mit des Stadtbaumeisters Rat „unden an muhren föllend eines Gadens hoch".

Des von Lunkhofen Estrich war in einem der drei Wettingerhäuser. Der Name „Rüden" statt „Müntzhus" steht seit 1358

---

[1]) Krd. Schwend, Rud. Escher, Marx Röuist, Diethelm Röuist, Bernhard von Cham.

[2]) Orelli.

Digitized by Google

fest. Die Edelleute, die Gesellen, hatten ihre Vereinigung auf des v. L. Estrich schon vor 1336. Die Schenkung des Münzhauses galt, nach dem Wortlaute der Urkunde, den Edelleuten und nicht der Gesamtconstafel.

2. Der Ratsbeschluß von 1490 (Constafelbrief), am Samstag nach St. Niklaus des heiligen Bischofstages, nach welchem:

„Ritter, Edelleute, Burger und Hindersäß, in unserer Stadt Zürich wohnend und seßhaft, so keine Zunft haben, fürbaßhin Constafel heißen und sein sollen u. s. w. „es syen die Lüt im Kratz oder andere." Der Ratsbeschluß enthält dann noch die Weisung, daß die Steuern nur mit Wissen des Rates, nicht willkürlich von Constafel und Zünften bestimmt werden sollen. Auch dürfen sich Constafel und Zünfte nicht gegenseitig Leute streitig machen.

Durch die Bestimmung „es syen die Lüt im Kratz oder andere" wurden der Constafel, neben den Beamten der Fraumünsterabtei, die im Kratz wohnten, auch das damals dort ansässige Gesindel, Bettler usw., nicht zu vergessen auch der „Nachrichter", zugeführt, ein Zuwachs, über den man sich in der Constafel wenig gefreut haben mag. Der „Nachrichter", d. h. Scharfrichter von Zürich, gehörte von diesem Jahre an zur Constafel und ist bei ihr geblieben bis nach der Freisprechung von seinem als „unehrlich" geltenden Berufe.

Der Passus „so kein Zunft habend" mag dazu geführt haben, daß von der Reformation an auch die Geistlichen und „Predikanten" der Constafel zugeteilt wurden oder sich zuteilen ließen. Andererseits konnten sich wohl von jetzt an auch Angehörige von ursprünglich constafelgenössigen Geschlechtern für die Zünfte entscheiden, wenn schon sie nicht das der Zunft entsprechende Handwerk trieben.

Die folgenden drei Urkunden des XVI. Jahrhunderts illu-

Digitized by Google

strieren in gewisser Beziehung die Konsequenzen des Constafelbriefes von 1490.

Anno 1539, am 3. Januar, kommen vor den Rat Joh. Edlibach und Ammann Ludwig Dietschi „die frommen, vesten, wysen, unsere getrüwen, liben Miträte" im Namen und als Pfleger gemeiner Herren und Gesellen der Constafel zum Rüden, am einen, und zwei Brüder, Claus und Hans die Trumeter und Jörg Wolf der Armbruster, am andern Teil. Von den Vertretern der Constafel wird verlangt, daß diese drei, weil sie keine Zunft haben (siehe Brief v. 1490), mit Leib und Gut zur Constafel gehören sollen. Die drei wollen aber nicht zur Constafel, wahrscheinlich, weil sie doch als minderwertig angesehen und es zu nichts bringen würden, und berufen sich darauf, sie seien „fryg". Der Rat erkennt zu Gunsten der Constafel: Sie hätten, da sie keine andere Zunft haben, zur Constafel zu gehören.

Anno 1546 kommen vor den Rat zu Recht die Abgesandten der Wacht der heiligen drei Könige (heutige Gemeinde Enge) am einen — und der „Constafel hier in unserer Statt zum Rüden" am andern Teil.

Die von der Wacht beklagen sich, daß, obwohl sie anno 1494 ein Urteil erlangt hätten, wonach die Constafel sie der Hindersässen wegen, so an der Sihl gesessen und in der Stadt nicht zünftig seien, unangefochten lassen müsse und diese Hindersässen zu ihrer Wacht mit allem dienen sollen, sich die Constafel jetzt doch unterstehe dieser Leute wegen in ihre Wacht einzugreifen, um dieselben zu sich zu ziehen. Ihre Mannschaft werde dadurch gemindert. Von altersher hätten zu ihrer Wacht gehört die Leute, die zwischen den beiden Sihlbrücken (die innere über die zahme, die äußere über die wilde Sihl sind gemeint) „uf und nider" gesessen seien, sowie diejenigen, welche von dieser Gegend bis an der Stadt Ringmauer, den Graben auf (gemeint

Digitized by Google

ist der „Fröschengraben“, die jetzige Bahnhofstraße) bis an den Spitz (beim heutigen Tiefenhof) und längs der beiden Wege bis ins Selnau und die „Bleiki“ (Bleicherweg) wohnten.

Die Constafel gibt an, daß sie nicht mit Gewalt sich unterstanden habe, diese Leute zu sich zu ziehen, sondern nur wer gern und guten Willens bei und unter ihr sein wollte, den wolle sie freundlich auf- und annehmen.

Der Rat erkennt, da der Constafelbrief von 1490 bestimme, daß nur diejenigen Leute, die in unserer Stadt sitzen und keine Zunft haben, zur Constafel gehören sollen, so hätten die von den heiligen drei Königen alle die Personen zu ihrer Wacht und Gemeinde zu nehmen, die außerhalb der Stadt an den bezeichneten Orten und Enden wohnen. Die aber, die in der Stadt zünftig sind oder es fernerhin werden, desgleichen diejenigen, welche „des Rüdens und der Constafel ordentlich Gesellschaft und Ursprung tragend“ soll die Wacht nicht belangen dürfen.

Es wohnten wohl in dem genannten Rayon Stadtburger, aber auch sonst Leute, von denen sich die Constafel mehr versprach als von den „Lüten im Kratz“.

Am 13. Juli 1573 verbietet der Rat, daß diejenigen, welche zur Constafel gehören, aber nicht Burger von Zürich sind (gemeint sind wahrscheinlich die sogenannten Landsassen und vielleicht auch die sonst politisch rechtlosen Hintersassen), bei den Abstimmungen und Wahlen auf der Constafel mitmachen, wie es öfters vorgekommen sei. In der gleichen Urkunde verbietet der Rat im fernern, daß diejenigen, welche das „Almosen nehmen oder Frau und Kind darnach schicken“, auch wenn sie Burger seien, bei den Wahlen und Abstimmungen mitmachen. Es soll ihnen dieser „Stillstand“ an der „Glimpf und Ehren“ aber nicht schaden und das „Fronvastengäld“ müssen sie der Constafel doch geben.

Digitized by Google

Es steht nicht fest, wer diesem Verbot des Rates gerufen. Kam die Klage über die Übelstände, die zu diesem Verbote führten, dem Rate von anderer Seite zu Ohren oder kam sie etwa aus der Constafel selbst? Ausgeschlossen ist letzteres nicht, denn innerhalb der Constafel bestanden schon längere Zeit scharfe Gegensätze.

Es hatte sich eine besondere Vereinigung gebildet, ursprünglich wohl bestehend aus den Familien des vorbrunischen Patriziates, der Ritter, Edelleute und Geschlechter, die sich in Gegensatz stellten zu den übrigen Mitgliedern. Möglicherweise ist diese Vereinigung schon entstanden aus derjenigen der Edelleute und Gesellen „so vor uf des von Lunkhofen Estrich trunken", jedenfalls aber wurden unter dem Einfluß des Briefes von 1490 die Gegensätze noch verschärft. Der Unterschied zwischen „Rüden" und „Constafel", „Herren" und „Gesellen" oder „Personen" trat auf; es bildete sich eine engere und weitere Constafel.

Man nannte diese Vereinigung das „Stübli", die „adeliche Stube zum Rüden", „die Gesellschaft", später „die Herren von der Constafel zum Rüden", „den Verein der Geschlechter zum Rüden", die „adeliche Gesellschaft zum Rüden".

In den im Constafelarchiv vorhandenen Dokumenten werden die Unterschiede folgendermaßen gemacht:

Reisrodel von 1512: Diß sind Herren und Gesellen so von minen Herrn zum Rüden und der Constafel usgnommen wurden in den Zug zu dem Bapst und den Venedigern 1512 ... (Namen).

Reisrodel von 1528: Es sind usgnommen zum Panner mit Herrn Burgermeister Diethelm Roysten ...

„von dem Stüblin zum Panner usgnommen ... (Namen).

„Dis sind Burger von der Constafel zum Panner.

Digitized by Google

Ein anderer, undatierter Reisrodel, nach Schrift und Namen aus derselben Zeit:

Dis sind die usgnommen zu dem Banner:

Und sind dis us dem Stübli ...
Von der Constafel ...

Reisrodel 1552: Sind usgnommen zum Panner:

Us der Gesellschaft ...
Geistlich ... Landsassen ...
Burger ... Hindersassen ...

Die Beispiele ließen sich vermehren. Der auf den Auszug nach Kappel sich beziehende Rodel von 1531 macht keinen Unterschied. Am Schlusse desselben findet sich folgender Nachtrag, zu dem es weiter keinen Kommentar braucht: „Anno Domini 1531 Jar uff Burkardi waß Hoptman zur banner Hanns Rudolf Lavater und zugend min Herrn und iri Hoptlüt gan Capel Jörg Göldly obgenannt zu Hilf, und gieng leider ubel und luff jeder man vor und nach der Schlacht, damit nieman daheim blib, und ist disser Reyßrodel us und wen man mehr kriegin wil, so mus man gar uff ein nüws usnemmen anvan darvor uns Gott lang behütt."

Zur „Gesellschaft" oder zum „Stübli" gehörten nach diesen Rodeln und sonstigen Verzeichnissen des XVI. Jahrhunderts nachfolgende, teils ausgestorbene, teils noch blühende Geschlechter:

Blaarer (von Wartensee), v. Cham, Edlibach, Effinger, Engelhard, Escher vom Luchs, Göldlin, Grebel, Krieg (von Bellikon), Meiß[1]), Meyer von Knonau, Nordorf, Röuist, Eber-

[1]) Darunter Ritter Jakob, der 1515 bei Marignano gefallene Pannerherr von Zürich.

Digitized by Google

hard[1]) und Uly von Ryschach, Schmid, Schönau, Schwend, Stapfer, Wellenberg, Wirz.

Der Grund für diese Scheidung in engere und weitere Constafel, für die Gründung des „Stübli", mag zum Teil darin gelegen haben, daß sich die Mitglieder der Familien, welche zum frühern Patriziat gehörten oder durch Verwandtschaft und soziale Stellung in gleiche Verhältnisse mit jenen gekommen waren, von denen der Constafel als Ganzes zugewiesenen neuen Elementen absondern wollten, diese als nicht gleichberechtigt anerkannten, zum Teil aber auch in den Verhältnissen, die durch den Donationsbrief mit Bezug auf den Besitz des Gesellschaftshauses zum „Rüden" bedingt waren.

Das „Stübli" entschied nach eigenem Dafürhalten über die Aufnahme neuer Geschlechter. Es kam auch vor, daß einzelne Familien, die ihm schon im XVI. Jahrhundert angehörten, wieder austraten und zu den Zünften gingen, z. B. die Nordorf, Wirz, Stapfer.

Im Jahre 1638 wurden noch zwei bürgerliche der weitern Constafel angehörende Familien, die Schneeberger, ursprünglich Apotheker, und die Reinhard, ursprünglich Wirte, ins Stübli aufgenommen und kurz nachher kam noch ein Zweig der Salis, als Besitzer der Herrschaft Elgg, dazu. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts aber wurde die Türe des „Stübli" ganz zugemacht und niemand mehr aufgenommen, während es gerade um

---

[1]) Der Parteigänger Herzog Ulrichs von Würtemberg. Er fiel an der Seite Zwinglis 1531 bei Kappel. Seine Witwe, Katharina von Zimmern, die letzte Äbtissin vom Fraumünster, wird noch 1547 in einem „Stürrodel" erwähnt, nach welchem die Hinterbliebenen der bei Kappel Gefallenen, der Constafel Angehörenden, von der Gesellschaft eine Unterstützung (Pension) bezogen. Die beiden Reischach stammten aus dem bekannten, heute noch blühenden, süddeutschen Adelsgeschlecht, dessen einem im Hegau ansässigen Zweige, der „Hohenkrähen" gehört.

Digitized by Google

jene Zeit in der weitern Constafel Familien oder Vertreter von Familien gab, die, was Ansehen und soziale Stellung anbetrifft, wohl auch ins Stübli gepaßt hätten, wie z. B. die Steiner, als Gerichtsherren von Uitikon, der General Werdmüller u. a. m. Auch die als adelich anerkannten Keller von Steinbock, Wyß, Muralt und Orelli gehörten nie zum „Stübli" und nur in einzelnen Gliedern zur weitern Constafel. Den offiziellen Titel Junker führten neben den Mitgliedern des „Stübli" nur die Steiner von Uitikon, die Wyß (vom Angel) und die Schwerzenbach. [1])

Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts spitzte sich der Konflikt zwischen engerer und weiterer Constafel derart zu, daß man vom Rat Entscheidung verlangte.

Über die Zusammensetzung der Gesamtconstafel in jener Zeit geben die „Stürrodel" (Mitgliederverzeichnisse für die innerhalb der Constafel zu bezahlenden Beträge) genauen Aufschluß.

Diese Rodel führen auf:

1. Die Mitglieder der Räte (Constafelherren, Achtzehner und allfällige Standeshäupter).
2. Die Herren, die Mitglieder vom Stübli.
3. Die Landsassen.
4. Personen } Diese bildeten die weitere bur-
5. Geistliche und Predikanten } gerliche Constafel.
6. Die Wittfrouwen und Jungkfrouwen (vom Stübli). Die Wittwyber und Töchter (von der burgerlichen Constafel). Die Vogtkinder (hier wurde nicht unterschieden, ob vom Stübli oder der burgerlichen Constafel stammend).
7. Die Hindersässen.

[1]) Prof. Dr. M. Huber: Das Staatsrecht der Republik Zürich r 1798.

Digitized by Google

Zu den Landsassen gehörten alle diejenigen, welche im Besitze von Herrschaften waren, die unter Zürichs Oberhoheit standen. Es waren darunter Bürger der Stadt Zürich, ferner Angehörige des Landadels (die Landenberg, die Freiherrn v. Sax zu Ufter), auswärtiger Adel (die v. Pappenheim auf Altikon, die v. Bodeck auf Elgg, die Huldrych auf Wyden, die von Ulm auf Hüttlingen usw.), oder auch Bauern[1]), die in den Besitz adelicher Herrschaften oder dazu gehöriger Güter gelangt waren. ferner die Stadt Winterthur für die Mörsburg und das Schloß Pfungen, Bürger von Schaffhausen (die v. Waldkirch für Rohr und Schollenberg, die Peyer für Marthalen und Wespersbühl usw.) und von Winterthur (z. B. Steiner für Schwandegg, Sulzer für Elgg).

Diese Landsassen blieben der Constafel zugeteilt, solange sie im Besitze der betr. Herrschaft waren, es sei denn, daß sie sowieso als Stadtbürger zum Stübli (wie die Meiß auf Teufen und Wülflingen, die Schmid auf Goldenberg u. a. m.), oder zur bürgerlichen Constafel (wie z. B. die Steiner auf Uitikon) gehörten. Aus den Rodeln des XVII. Jahrhunderts läßt sich ein häufiger Wechsel im Besitze verschiedener Herrschaften nachweisen.

Die „Stürrodel" aus der Zeit des größten Streites zwischen „Stübli" und „burgerlicher Constafel" lassen den Bestand der beiden Parteien genau erkennen.

---

[1]) Zu diesen gehörten schon im XV. Jahrhundert und figurieren noch auf einem Rodel von 1503 die Boßhard von Hürnen und Wagenburg (vergl. Zürcher Taschenbuch von 1906, Staatsarchivar Dr. Nabholz, Aus Zürichs Geschichte im XV. Jahrhundert); im XVII. Jahrhundert finden sich die Namen: Staub (für Dübelstein), Kopp und Weilenmann (für Langenhard), Peter (für Liebenberg) u. a. Auch die jeweiligen Besitzer des Meyerhofes zu Regensdorf und des Hofes zu Katzenrüti sind unter den Landsassen aufgeführt.

Digitized by Google

Die Rodel von 1641, ein paar Jahre vor dem ersten, und von 1673, ein paar Jahre vor dem letzten entscheidenden Ratserkenntnis, ergeben folgende Zahlen:

1641. Zum Stübli gehörten 48, davon saßen in den Räten 21,
zu den Personen (der burgerl. Constafel) gehörten 33, „ „ „ „ „ 3,
Geistliche u. Predikanten 17, davon 2 in der Stadt,
adeliche Landsassen 17.
übrige „ 19,
Hindersassen 155.

1673. Zum Stübli gehörten 52, davon 18 in den Räten,
zu den Personen „ 39, „ 6 „ „ „
Geistliche u. Predikanten 19, „ 4 in der Stadt,
adel. Landsassen 21,
übrige „ 14,
Hindersassen 150.

Im Jahre 1641 waren folgende Familien vertreten: Im Stübli: Blaarer v. Wartensee, Edlibach, Escher vom Luchs, Göldlin, Grebel, von Breiten-Landenberg, Meiß, Meyer von Knonau, Reinhard, Schmid, Schneeberger, von Schönau, Stapfer, von Waldkirch, von Wellenberg, Wirz, Zoller.

In der burgerlichen Constafel: Dietschy, Düring, Dürsteler, Eberhard, Freudwyler, Großmann, Gyger, Haab, Heuberger, Huber, Kruth, Lauffer, Linsi, Lochmann, Meyer, Ochsner, Paruel (später, weil von Stein stammend, Steiner genannt), Rahn, Rüttiner, Schiegg, Steiner (v. Uitikon), Stockar, Studer, Volmar, Wegmann, Werdmüller.

Unter den Geistlichen und Predikanten: Bodmer, Bryfacher, Erny, Gyger, Hegi, Holder, Irminger, Peter, Rellstab, Schärer, Schiegg, Tanner, Wiesendanger, Werdmüller.

Digitized by Google

Anno 1643 entschloß man sich nun, den Streit vor den Rat zu bringen. Es erschienen am 30. XI. dieses Jahres vor Burgermeister [1]), Rät und Burger:

Doktor Gyger, Amtmann Stocker, Vogt Lochmann und Amtmann Haab, namens der bei der Constafel „Ynverlibten", sodann die Junkern Seckelmeister Wirz, Landvogt Schneeberger, Stadthauptmann Escher von L., Bergherr Schmid, Vogt von Schönau, und Stallherr Escher v. L., letztere alle 7 des Rates, im Namen der löbl. Gesellschaft bei der Constafel.

Die ersteren wollten den Unterschied zwischen der adelichen Stube und der burgerlichen Constafel nicht anerkennen und bestritten das alleinige Besitzrecht des Stübli am Haus zum Rüden. Die letztern verharrten auf rechtmäßigem Herkommen.

Der Rat beschloß:

1. Die löbl. Gesellschaft (das „Stübli") bei der Constafel soll bei ihrem Herkommen unverändert weiter bestehen.

2. Der „Rüden" gehört gemäß Donationsbrief der Gesellschaft bei der Constafel. Die Gesellschaft soll ihn in Stand halten. Er habe für die übrigen der Constafel „ynverlibten Personen" frei und offen zu sein.

Über weitere 6 Punkte administrativer und finanzieller Natur sollen sich die Parteien selber verständigen. Die Urkunde schließt mit der Empfehlung, man solle sich nicht wie bisher, gegenseitig „ufhetzen".

Es scheint die gewünschte Verständigung nicht möglich gewesen zu sein, denn am 21. Dezember gleichen Jahres, drei Wochen später, entscheiden Burgermeister und Rät:

1. Es habe bei jüngst deshalb ergangenem Urteil „einfältig" zu verbleiben.

---

[1]) Salomon Hirzel.

Digitized by Google

2. Die noch unerörterten 6 Punkte sollen vor die Herren Verordneten gelangen.

Am 11. April 1644 kam dann das Ratserkenntnis, das diese 6 Punkte zu erledigen suchte.

Im abermaligen Span zwischen denjenigen, so der Constafel „ynverlibet" und der löbl. Gesellschaft zum Rüden bei der Constafel, wird nach langer und weitläufiger Anhörung des Für und Wider und nach Ablesung schriftlicher Gewahrsamen zu Recht erkannt:

1. Es bleibt bei der „Sönderung" auf der Constafel. Das Regiment wird wie bisher von der Gesamtconstafel besetzt.

2. Betreffend den Besitz des Rüdens bleibt es beim Urteil von 1643.

3. Der Zins der Läden und des Tenns soll „dem gemeinen Constafelseckel dienen" (also der Gesamtconstafel).

4. Silbergeschirr, das von Prälaten und andern Personen, die nicht zur adelichen Gesellschaft gehören, verehrt wurde und werde, solle der Gesamtconstafel gehören.

5. Jeder, der zur Constafel gehört, und ein Amt oder eine Gesandtschaft erhält, habe der Constafel eine Verehrung in Geld oder Silbergeschirr zu machen, wie bei den Zünften. (Die von der Gesellschaft schenkten es dieser, die übrigen der burgerlichen Constafel).

6. Die Wahl des Stubenmeisters (Verwalter) der Gesellschaft sei, wie die Wahl des Stubenmeisters der burgerlichen Constafel, von den Achtzehnern und Constafelherren vorzunehmen.

7. Der Stubenknecht sei von der Gesellschaft, der Constafelknecht von der gesamten Constafel zu wählen.

8. Die Stubenhitzen (freiwillige Geldgaben zu Neujahr für Heizung) sollen der gesamten Constafel gehören.

Digitized by Google

9. Die „Taffeln“ (im Saal aufgehängte Mitgliederverzeichnisse) sollen beginnen mit:

a) Constafelherren und Achtzehnern,

b) Herren von der Gesellschaft,

c) übrige Personen.

10. Die Gesellschaft darf keinen mehr zu sich aufnehmen aus der weitern Constafel, der schon im Rate, sei es im großen oder kleinen, ist. Andere aufzunehmen, stehe in ihrem freien Belieben.[1])

11. Aufnahmen in die gesamte Constafel haben vor versammelten Constafelherren und Achtzehnern zu erfolgen.

Die Urkunde schließt mit einer Ermahnung zum Frieden und zum Weglassen der bis anhin „verloffenen Schmachreden und Scheltungen“.

Der Friede war nicht von Dauer. Schon am 15. Januar 1646 muß ein neues Urteil gefällt werden. Die Urkunde beginnt:

Wir Burgermeister und Rät der Stadt Zürich urkunden hiemit: „Nachdem vor etwas abgeloffener Zit Mißhellung entstanden zwischent unsern getrewen lieben Miträten und Burgern, erstlich denen so by der burgerlichen Constafel ynverlibet am einen, sodann der adelichen Gesellschaft by der Constafel am andern Teil“ usw.

Das Ganze ist eine Bestätigung des Urteils von 1644, mit Ausnahme eines Punktes, der zu Ungunsten der burgerlichen Constafel entschieden wurde. Der Zins der Kaufläden im Rüden gehöre nicht der Gesamtconstafel, sondern einzig und allein der Gesellschaft. Alle übrigen Punkte sind gleich ent-

[1]) Die Aufnahme der Schneeberger und Reinhard, die der weitern Constafel angehört hatten, ins Stübli war im Jahre 1638 erfolgt. Von „andern“ wurden nur noch die Salis aufgenommen.

Digitized by Google

schieden wie im Urteil von 1644. Zum Schluß erfolgt wieder eine Ermahnung: Die „verdrüßlichen Reden" sollten endlich aufhören.

Trotzdem dauerten „Span und Mißhellung" weiter. Wohl war das Finanzielle und Formelle nach außen und innen durch die Ratserkenntnisse geregelt. Jetzt mußte aber auch noch das „Regiment", die Vertretung in den Räten, geregelt werden. Dieser Streit dauerte lange. Erst am 23. Januar 1679 wurde ein „Hochobrigkeitlich confirmierter Verglych bitreffend die Wahlen der Constafelherren und Achtzehner" getroffen. Die Urkunde beginnt: Wir Statthalter klein und groß Rät der Stadt Zürich, urkunden hiemit: Nach dem die Zyt und Jahr her nit geringe Mißhellung geschwebt, entzwüschent unsern getrewen, lieben Miträten und verburgerten einer löbl. Burgerconstafel an einem, sodann der adelichen Gesellschaft am andern Teil usw.

Es wird bestimmt:

1. Von 4 Constafelherren (kl. Rat) sind 2 aus der Gesellschaft, 2 aus der burgerlichen Constafel zu wählen. (Der 5. und 6. wurden vom großen Rat gewählt[1]). Bei Abgang ist der Ersatz aus denen zu nehmen, zu welchen der Abgegangene gehört hat. Die Wahl geschieht vor der gesamten Constafel.

2. Von den Achtzehnern (gr. Rat) sind zwei Drittel = 12 aus der Gesellschaft, ein Drittel = 6 aus der burgerlichen Constafel zu wählen. Ersatz und Wahl wie bei den Constafelherren.

Im übrigen habe es bei den geschworenen Briefen und bei den übrigen Erkenntnissen und Urteilen zu verbleiben.

Durch diesen Vergleich war der Streit endgültig entschieden, und zwar zugunsten des „Stübli", der adelichen Gesellschaft. Ihr

[1]) Aus den Achtzehnern.

Digitized by Google

einzig und allein gehörte der „Rüden“ und der Zins, den die Kaufläden in demselben abwarfen; von 18 Mitgliedern des großen Rates hatte sie 12, die burgerliche Constafel nur 6 zu stellen, obgleich letztere mit der Zeit an Zahl zunahm, während die Zahl der Mitglieder der adelichen Gesellschaft sich verminderte.

Einmal noch muß der Rat in einer innern Angelegenheit der Constafel einen Entscheid fällen.

Dienstag, den 31. Januar 1709 entschieden Burgermeister, klein und große Rät, so man nennt die 200 der Stadt Zürich, daß der befreite Jakob Volmar, med. Dr., gleich seinen Vorfahren, als ein Burger zu lobl. Constafel zünftig heißen soll, so daß, wenn er oder jemand der Seinigen sterben würde, solche von lobl. Constafel zur Kirche getragen werden. Der getragene Dienst, von dem er befreit, soll weder ihm noch seinen Kindern, weder schmählich noch aufheblich sein, auch sein Sohn Hans Konrad soll des getragenen Dienstes befreit heißen und bleiben.

Es handelt sich um den 1698 „befreiten“ Scharfrichter von Zürich, aus dem Geschlecht Volmar, von welchem Geschlechte dieses Amt mehrere Generationen hindurch versehen wurde. Es ist begreiflich, daß er wünschte, als ehrlicher Burger bei der Constafel zu sein, nachdem er vom Henkeramt befreit war. [1])

Bis zur Revolution blieb es im übrigen bei den Entscheiden des Rates. Das letzte Mitgliederverzeichnis von 1798 führt die Mitglieder der Constafel nach dem Alphabet auf und nicht mehr getrennt nach adelicher Gesellschaft und burgerlicher Constafel. Das „Stübli“ zählte in diesem Jahre noch 59, die burgerliche Constafel 90 Mitglieder.

---

[1]) Die mündliche Tradition auf der Constafel erzählt, daß bei den gemeinsamen Mahlzeiten und Festlichkeiten der Scharfrichter an einem besondern kleinen Tische sitzen mußte und sein Essen extra serviert bekam.

Digitized by Google

Mit der Einführung der helvetischen Verfassung hörten die Sonderrechte der Constafel und der adelichen Gesellschaft auf. Vermögen und Silbergeschirr der letztern konnten jedoch zum größten Teil gerettet werden, während das Silbergeschirr der burgerlichen Constafel zur Zeit der Invasion eingeschmolzen werden mußte.

Als Korporation blieb die adeliche Gesellschaft neben und mit der 1803 wieder erstandenen Constafel bestehen bis 1879, in welchem Jahre sie sich freiwillig auflöste[1]). Den ihr gehörenden Rüden hat sie 1867 der Stadt Zürich um 152,000 Fr. verkauft. Die meisten ihrer Mitglieder blieben bei der Constafel, an welche auch das Archiv des „Stübli" übergegangen ist.

---

[1]) Im Mannesstamme waren bei der Auflösung noch folgende Familien vertreten: Escher v. Luchs, Breiten-Landenberg, Meiß, Meyer von Knonau, Salis-Marschlins und Schmid. Von diesen sind seither erloschen die Salis-Marschlins. Die Breiten-Landenberg und die Schmid blühen fern der alten Heimat, erstere in Deutschland, letztere in Holland.

Digitized by Google

Jakob Heinrich Meister.

Madame de Vandeul an Leonhard und an Heinrich Meister.

1786 und 1818.

Mitgeteilt von Prof. Paul Usteri.

Marie-Angélique Diderot[1]), die einzige Tochter des berühmten Philosophen, hatte im Jahre 1772 Herrn von Vandeul[2]) geheiratet. Sie machte bei ihrem Vater die Bekanntschaft des

[1]) Geb. 2. September 1753, gest. 3. Dezember 1824.

[2]) Caroilhon de Vandeul, écuyer, trésorier de France, starb vor 1816. Ein Enkel desselben, gest. im Oktober 1904, wurde 90 Jahre alt (s. Journal des Débats, 4 octobre 1904). Sein in Paris lebender Sohn, Graf Albert de Vandeul, besitzt auf seinem Gute (s. S. 183, Anm. 1) ein gelungenes Bild seiner Urgroßmutter, das leider hier nicht verwendet werden konnte.

Digitized by Google

Zürchers Heinrich Meister[1]), der in Paris seinen schriftstellerischen Beschäftigungen oblag, und sie blieb mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen. Oft erzählte er ihr ohne Zweifel vom lieblichen Zürichsee, an dessen Ufern er seine Jugend verlebt hatte. Zur selben Zeit war es allmählig Mode geworden, die schöne Schweiz zu bereisen. Im Jahre 1786 kamen Herr und Frau von Vandeul nach Zürich und wurden hier von Leonhard Meister[2]), dem Vetter Heinrichs, empfangen und herumgeführt. Diesen kurzen Besuch behielt Madame de Vandeul in angenehmer Erinnerung, wie wir aus zwei Briefen ersehen, die hier zum erstenmal im Druck erscheinen. Sie sind ein schmeichelhaftes Zeugnis für das damalige Zürich, umsomehr, als sie von einer bedeutenden und geistreichen Pariserin herrühren.

Andere Briefe von ihr befinden sich in Heinrich Meisters Voyage en Angleterre (1792), in den Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister, Paris, Hachette, 1903 und in der Revue Bleue vom 24. September 1904. Weitere Veröffentlichungen werden wohl nicht ausbleiben.

---

[1]) 1744—1826. S. Breitinger, Studien und Wandertage und Revue des deux mondes, 1er novembre 1902.

[2]) 1741—1811. Professor der Geschichte an der Kunstschule von 1773—1791. Verfasser zahlreicher Schriften literarischen und historischen Inhalts. Einige derselben beweisen, sagt sein Biograph, daß auch klassischen Wert zu erreichen, ihrem Verfasser nicht zu schwer gewesen wäre, wenn er die ihm allzu lästige horazische Regel („Neun Jahre behalte das Geschriebene in Händen", Ars poetica, 386—390) dem leichtern Schnellschreiben vorgezogen hätte. Er wurde 1791 zum Rücktritt von seiner Lehrstelle veranlaßt, wohl eher wegen der freisinnigen Ideen, die er im Unterrichte durchblicken ließ, als, wie seine Gegner behaupteten, wegen der Lehrmethode. Hatte er doch 1788 einen verlockenden Ruf nach Bern erhalten, aber abgelehnt. Bis zu seinem Tode besorgte er dann Landpfarreien, die ihn der ökonomischen Sorgen enthoben und Muße zu literarischen Arbeiten ließen. 1799 und 1800 finden wir ihn vorübergehend in Luzern und Bern als helvetischen Regierungssekretär. Suard nennt ihn scherzweise «le Jacobin».

Sein von Oeri gemaltes lebensgroßes Bild befindet sich auf der Stadt[illegible]thek.

Digitized by Google

I.

Madame de Vandeul an Leonhard Meister in Zürich.

Langres en Champagne[1], le 19 octobre 1786.

Je croirais, Monsieur, manquer à la reconnaissance très essentiellement si j'attendais mon retour à Paris pour vous témoigner celle de M. de Vandeul et la mienne. Je ne puis que très faiblement vous exprimer combien nous sommes touchés l'un et l'autre des bontés sans nombre dont vous nous avez comblés. Nous sentons, Monsieur, tout le prix du temps que vous nous avez sacrifié. Il fallait un bien grand fond de patience et de complaisance pour n'être pas excédé de traîner par un temps aussi épouvantable des étrangers aussi indiscrets. Pardonnez-nous d'en avoir ainsi abusé; il nous serait bien doux d'avoir notre revanche, et je vous assure qu'après le plaisir d'avoir fait votre connaissance, le plus vif que nous puissions éprouver, serait celui de vous recevoir et de jouir encore de votre aimable société.

Après vous avoir dû tout le bonheur dont nous avons joui à Zurich, il faut encore que vous ayez la bonté de vous charger d'exprimer notre reconnaissance à M. Gessner[2]; la lecture de ses charmants ouvrages m'avait inspiré le plus violent désir de voir sa personne, et je ne puis vous dire combien j'ai eu de plaisir à lui trouver la bonté, la douceur et la sensibilité qu'il peint avec tant de délicatesse et de vérité. Je vous supplie, Monsieur, de lui présenter mon respect. Je

---

[1]) In Langres, der Geburtsstadt ihres Vaters Diderot, der 1784 starb, hatte Mme de Vandeul vielleicht noch Verwandte, auch besaß ihr Gatte vielleicht damals schon seine Hüttenwerke in der Nähe von Langres, in Auberive, wo 30 Jahre später Mme de Vandeul die Sommermonate zu verbringen pflegte und wo sich jetzt noch das Familiengut befindet.

[2]) Der bekannte Idyllendichter Salomon Geßner, 1730—[illegible]

Digitized by Google

n'ai osé le supplier de me faire connaître sa famille, j'ai craint de l'importuner, mais si j'avais demeuré un jour de plus à Zurich, je crois que je vous aurais tourmenté pour me faire voir encore une fois ce célèbre peintre des vertus et de la nature. [1])

Je ne puis m'empêcher de vous supplier de nous rappeler au souvenir de M. le conseiller Hirzel[2]); je n'oublierai jamais sa conversation intéressante et son aimable gaîté.

Je ne sais pas trop si je me suis conduite au Conseil avec toute la gravité due à cette auguste assemblée; mais pour être étourdie, je n'en suis pas moins reconnaissante et je me recommande à son indulgence.

Vous croyez, Monsieur, être débarrassé de moi, point du tout! mes billets ressemblent à mes courses, je ne m'arrête que lorsque je suis lasse, ainsi il faut encore que vous m'acquittiez avec M. de Lizerain[3]), et lui témoigniez combien nous sommes sensibles aux marques d'amitié qu'il a données à mon père dans ses enfants.

J'ai eu bien du regret de ne pouvoir me faire entendre

---

[1]) Auch Diderot war ein Verehrer Geßners. Als er hörte, daß letzterer neue Idyllen veröffentlichen wolle (1772), ließ er ihn durch Heinrich Meister bitten, sich mit zwei moralischen Erzählungen beteiligen zu dürfen, worein unser Dichter natürlich gern willigte. Sie finden sich in den „Neuen Idyllen" am Anfang der französischen und am Schluß der deutschen Ausgabe: „Diderot vous supplie, Monsieur," schreibt Heinrich Meister an Geßner, „d'être bien persuadé qu'il n'y a peut-être pas un seul homme en Europe qui vous admire aussi profondément que lui."

[2]) Hans Caspar Hirzel, mit dem Beinamen der „Philanthrop", (1725—1803), Verfasser des Philosophischen Bauers (Kleinjogg). Seinem Freunde Heinrich Meister widmete er die Schrift: Über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden, Zürich 1800.

[3]) In einem Briefe an Heinrich Meister in Paris, datiert vom 23. März 1776, schreibt Geßner: „Empfehlen Sie mich unserm Lizerain." Näheres über ihn ist uns nicht bekannt.

Digitized by Google

de Madame Meister, son intéressante physionomie annonce tout ce que nous avons perdu en ne pouvant causer avec elle.[1]) Voulez-vous bien être notre interprète et lui présenter le respect de M. de Vandeul et mes tendres compliments.

Adieu, Monsieur, permettez que je vous renouvelle les remerciements de mon mari et les miens. Rien n'effacera de notre âme le souvenir de vos excellents procédés pour nous et pour notre enfant; dans un âge plus avancé, nous le chargerons d'aller vous renouveler tous les sentiments de l'estime distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très humble servante

Diderot de Vandeul.[2])

---

[1]) Leonhard Meisters Gattin war eine geborene Maria Steffan von Zürich. Zur Zeit ihrer Verlobung erwähnt sie ihr künftiger Onkel, Pfarrer Meister in Küsnacht, in einem Briefe an Bodmer (20. Mai 1779): „Autant que j'en puis juger tant par les lettres de notre jeune Zurichoise que par les conversations que nous avons eues ensemble durant un couple de jours qu'elle a passés chez nous, elle est plus capable de comprendre, de goûter les leçons de son amant qu'Agnès celles du seigneur Arnolphe." S. Molière, l'Ecole des femmes. Und in Leonhard Meisters Tagebuch lesen wir: „Es war im Sommer 1779, daß ich mich mit meiner ewig geliebten treuen Lebensgefährtin verheiratete, der liebenswürdigen Tochter sehr achtungswürdiger Eltern. Für sie schrieb ich die Sittenlehre der Liebe und Ehe, wovon bald nachher eine zweite vermehrte Ausgabe (bei Steiner in Winterthur) herauskam..."

[2]) Nach französischem Brauch steht der Name des Vaters vor dem des Gatten. —

In seinen Erinnerungen (S. Schweizerisches Museum, 1816, p. 553) sagt Leonhard Meister, er habe kleine schweizerische Lustreisen mit interessanten Ausländern..., zuweilen auch mit liebenswürdigen Damen, von Reizenstein, von Bauer, La Roche, Vandeul-Diderot gemacht, wonach sich vermuten ließe, Frau von Vandeul habe ihren Besuch in der Schweiz wiederholt. Ein von der französischen Revolution handelnder Brief an diese Dame ist abgedruckt in L. Meisters Bändchen: Briefe an Freundinnen, Wien 1794.

Digitized by Google

J'espère n'être pas trop impolie en joignant à cette lettre un billet pour Mme Burkli. [1])

II.

Madame de Vandeul an Heinrich Meister in Zürich.

Zweiunddreißig Jahre später (1818) verdankt Madame de Vandeul ihrem alten Pariser Freunde Heinrich Meister die Zusendung seines Bändchens Voyage de Zurich à Zurich und dieser zweite Brief interessiert uns Zürcher umsomehr, als wir daraus ersehen, daß die Einzelheiten dieses längst vergangenen Besuches aus ihrem Gedächtnis nicht entschwunden waren.

3 novembre 1818.

..... Sachez que votre petit Voyage[2]) m'a fait un extrême plaisir, que je crois qu'il serait à désirer que ceux qui

---

[1]) Gattin des Zunftmeisters und Literaten Johannes Bürkli, eine geb. Ursula Schultheß aus dem Rechberg. Sie heiratete nach dem Tode (1804) ihres Mannes ihren Jugendfreund Heinrich Meister. Letzterer idealisiert sie in seiner Novelle Adèle ou la Nouvelle Aline, s. Cinq nouvelles helvétiennes, 1805. Die deutsche Übersetzung von Chorherr Heinrich Hirzel hat statt Nouvelle Aline den Namen Adelheit gewählt.

Nach einem 1811 in Paris gemalten, in Bern aufbewahrten Aquarell muß diese Dame auch in spätern Jahren eine liebliche Erscheinung gewesen sein. Im Jahre 1798 schreibt Suard, der oben genannte Redaktor des Publiciste, an H. Meister: „Je ne puis vous dire combien je trouve Madame Burkli digne de votre amitié, jamais la bonté d'une âme tendre ne s'est peinte en caractères plus lisibles sur une physionomie."

[2]) Voyage de Zurich à Zurich, par un vieil habitant de cette ville. Zurich, Orell Füssli, 1818. Die Zürcher Wochenchronik von 1903, No. 27—31, giebt Auszüge aus diesem selten gewordenen Büchlein, von dem 1826 eine zweite, der Gräfin von Sainte Aulaire gewidmete, vermehrte Auflage erschienen war. Nach dem Tode des Verfassers folgte eine deutsche Übersetzung: Reise eines älteren Zürchers durch Zürich. Mit Anmerkungen begleitet von einem jungen

Digitized by Google

peuvent avoir votre talent et vos connaissances, en fissent autant pour chaque ville de la Suisse, et que ces précis fussent ajoutés à l'histoire étendue de votre patrie, soit que vous ayez une histoire bien faite, ou qu'elle soit à faire. Mais ce petit volume contient tant de recherches que je ne saurais dire si beaucoup d'hommes en sont capables ... En vain j'y ai cherché chose qui pût déplaire [1]). Ce ne sont pas ceux qui peuvent être fiers de l'origine de votre patrie qui peuvent être mécontents. Ce ne sont pas ceux qui aiment la poésie qui n'ont pas été charmés de vos morceaux descriptifs, ce ne sont pas les savants et les littérateurs que vous avez tous distingués et loués, ce ne sont pas ceux qui sentent le prix des établissements publics, de la gloire qu'ils répandent dans leur pays, de l'utilité dont ils sont au bonheur de leurs semblables, qui, ce me semble, ont quelque chose à dire.... Les notes sont fort intéressantes. L'ouvrage est trop court pour moi [2]). J'ai en partie pu refaire ce voyage en pensée. Je logeais dans

---

Nicht-Zürcher. Zürich, Orell Füßli, 1828. — Schon 1816 erschienen in der Leipziger Zeitung für die elegante Welt (22.—31. Okt.) mehrere „Ansichten von Zürich" betitelte, der Beschreibung unserer Stadt gewidmete Artikel. Sie stammen aus der französischen Handschrift Heinrich Meisters und wurden, wie uns Herr Dr. Paul Hirzel mitteilt, von seinem schon erwähnten Großvater, Chorherrn Heinrich Hirzel, für diese Zeitung ins Deutsche übersetzt.

[1]) Den Zürcherinnen mißfielen nämlich gewisse Bemerkungen Meisters, z. B. über unsern rauhen, den Mund verunzierenden Dialekt und, horribile dictu! über die geringe Zahl hübscher Frauen in Zürich.

[2]) Dem Büchlein ist eine hübsche historische Erzählung (Hadeloub) angehängt, die den Leser in die poetischen Zeiten des Rittertums und der Troubadours versetzt: «Elle est charmante, schreibt Mme de Vandeul, pleine de délicatesse et de grâce, mais son dénoûment est pénible ...» Es scheint, daß Gottfried Keller, als er seinen Hadlaub schrieb, dieselbe nicht kannte. Abgesehen davon, daß seine Novelle sich in größerm Rahmen ausdehnt, ist sie ganz verschiedenen Inhalts. Nur das Anheften der Liebesbotschaft an das Kleid der Schönen ist gemeinsam.

Digitized by Google

une maison appelée, je crois, l'Epée. Il me semble que je voyais le lac de ma fenêtre. Je vois d'ici le cabinet d'histoire naturelle d'un vieillard très aimable qu'on appelait le chanoine Gessner[1]). Je ne puis me rappeler s'il s'appelait ou non Conrad. Je me rappelle l'église[2]), où j'ai été entendre prêcher Lavater, la bibliothèque[3]) où l'on me montra le manuscrit de Jeanne Grey et les lettres de Henri IV. Je me rappelle d'avoir été emportée d'étonnement de l'immensité de livres de théologie que ce genre de dispute de secte avait enfantés. Je suis entrée dans la maison des orphelins[4]) qui me parut un noble monument d'humanité, car donner du pain à l'indigence est peu de chose, mais former des hommes, est un bienfait réel et durable. Je

---

[1]) Chorherr Johannes Geßner, 1709—1800, Stifter der naturforschenden Gesellschaft. Sein Vorfahr, der berühmte Gelehrte Conrad von Geßner (der „deutsche Plinius"), gehört dem 16. Jahrhundert an (1516—1565). Unsern Botanischen Garten ziert das Bronzebrustbild des letztern.

[2]) Die St. Peterskirche, wo Lavater von 1778 bis zu seinem Tode (1801) als Diakon wirkte.

[3]) Die Stadtbibliothek.

[4]) Von diesem Gebäude, das bald bauliche Veränderungen erfahren und zu einem andern Zwecke verwendet werden soll, sagt Heinrich Meister am selben Orte: „La maison des orphelins est encore un assez beau bâtiment, et d'autant plus remarquable qu'il est dépourvu de tout ornement étranger aux convenances de sa destination. Cette maison philanthropique a été fondée en 1765, d'après la proposition et les plans de M. le Statthalter Henri Escher; elle est dans une situation très salubre sur un des coteaux qui bordent la Limmat à l'extrémité septentrionale de la ville. Cent enfants y sont entretenus gratuitement et reçoivent tous les soins d'une éducation propre à les préparer à l'état auquel ils paraissent destinés par le développement de leurs dispositions et de leur talent." Seitdem hat sich die Zahl der Zöglinge etwas vermindert, doch sorgt der Waisenvater auch für 20—30 ausgetretene Konfirmierte beiderlei Geschlechts. Übrigens bestand laut S. 66 der Übersetzung von jeher ein freundliches Band zwischen den Ausgetretenen und der Vorsteherschaft.

Digitized by Google

ne sais si l'Eloge de la vieillesse[1]) porte sur [a pour auteur] M. Hirzel, qui était très gai et avec lequel je dînai chez Mme Meister, alors Bürkli. Ce dont je me souviens le mieux, est de sa maison[2]), de sa bonne réception, des habitudes aimables de ce logis. L'aimable enfant nous attendait avec des roses. Je suis encore assise sur un canapé vert chez votre chère sœur[3]) qui me combla ainsi que sa bonne cousine, et le cousin Léonard, d'une gaîté[4]) et d'une complaisance infinie, car il prit la peine de trimer avec nous pour satisfaire notre curiosité. Vous croyez bien que les figures des individus restent à jamais dans la pensée, et je me suis souvent félicitée d'avoir fait ce voyage à l'époque où j'ai pu voir Lavater et Gessner. ...

---

[1]) Salomon Hirzel (1727—1818), Bruder des „Philanthropen" Hans Caſpar, ſchrieb das Lob des Alters, das ſich auf unſerer Stadtbibliothek nur in H. Meiſters Überſetzung erhalten hat. (Eloge de la vieillesse par un ancien magistrat. Traduit de l'allemand par un de ses concitoyens. 1818). Meiſter erwähnt darin, daß Hirzel, nachdem er ſich lange Jahre in den höchſten Stellen dem Staatsdienſte gewidmet hatte, hiſtoriſche Studien ſowie die Abfaſſung der Zürcheriſchen Jahrbücher und die Herausgabe der Neujahrsblätter der Stadtbibliothek bis zu ſeinem Ende fortſetzte. Er erreichte als älteſter Bürger der Stadt das Alter von 92 Jahren.

[2]) Oberer Hirſchengraben 20. Das Haus trug früher wegen ſeiner langjährigen Beſitzer den Namen „Bürklihaus". Obſchon vielleicht 200 Jahre alt und im einfachſten Stile gebaut, hat es infolge der ſtattlichen Dimenſionen und hohen Manſarde immer noch ein vornehmes Anſehen.

[3]) Wilhelmine Meiſter wohnte nach dem Tode ihres Vaters, Dekans in Küsnacht, bei ihrem Vetter Leonhard. Sie ſtarb im Jahre 1810.

[4]) Der Abbé Bertòla rühmt in ſeinem Elogio di Gessner die „pronti e saporiti motti del sig. Meister."

Digitized by Google

Häuser an der Torgasse.

Schicksale des Leonhard Hofmann, Pfarrers zu Kerenzen, von ihm selbst erzählt.

Eine geschichtliche Episode aus dem Jahr 1616.

Mitgeteilt von Pfr. J. Wälli.

Der Anfang des 17. Jahrhunderts war eine von den konfessionellen Gegensätzen tief zerrissene Zeit. In Deutschland standen die protestantische Union und die katholische Liga einander gegenüber, und ein an sich geringfügiger Anlaß in Böhmen genügte, um anno 1618 den dreißigjährigen Krieg zu entzünden. Habsburg-Spanien und Frankreich rangen gegenseitig um die Vorherrschaft, das erstere ausschließlich katholisch in Anschauung und Bestrebungen, während Frankreich auch bei den Reformierten sich um Hülfe bemühte. So ward auch die Schweiz in diese mit politischen Gesichtspunkten verquickten konfessionellen Händel hineingezogen. Vorderhand überwog der französische Einfluß. [illegible] Jahr 1602 erneuerten 12 Stände das anno 1582 mit dem- [illegible]eschlossene Bündnis auf zehn Jahre. In dasselbe Jahr, [illegible] 21. Dezember 1602, fällt der Anschlag des mit Spanien [illegible]eten Savoyen auf Genf, die sogenannte Escalade.

Digitized by Google

Das Verhältnis der eidgenössischen Stände zu Frankreich änderte sich mit dem Tode Heinrichs IV. im Jahr 1610, der dem Mordstahl des Fanatikers Ravaillac zum Opfer fiel. Von da an neigten sich die katholischen Kantone auf die Seite von Habsburg-Spanien.

Graubündten mit seinen 3 Bünden war in dieser Zeit eine eigene Republik, seine Pässe waren für die sich bekämpfenden Mächte Habsburg-Spanien und Frankreich von der größten Wichtigkeit und eine jede war bemüht, sich den größern Einfluß zu sichern. Im Jahr 1603 gelang es dem venetianischen Gesandten Padavicino, ein zehnjähriges Bündnis der 3 Bünde mit Venedig zustande zu bringen, das Habsburg feindlich gegenüberstand, und damit die Alpenpässe des Landes für den Zuzug von Söldnern offen zu halten. Nach Verfluß der zehn Jahre vermochten die Katholiken die Erneuerung des Bündnisses zu hindern, unter Pompejus Planta erreichten sie eine Zeit lang die Übermacht, aber nur auf kurze Frist. Unter Georg Jenatsch wurde der französische und venetianische Einfluß der entscheidende und die Planta mit der katholischen Partei blutig verfolgt.

Gegenüber der steigenden Verhetzung der katholischen Kantone suchten Zürich und Bern sich zu sichern durch Bündnisse nach außen. Im Jahr 1612 schloßen sie ein solches mit dem Markgrafen von Baden, einem Mitgliede der protestantischen Union Deutschlands, das in Zürich in solenner Weise gefeiert wurde. Mit der Union selbst ein solches einzugehen, hatten sie sich glücklicherweise geweigert. Es wäre das beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges von verhängnisvollen Folgen gewesen. Im März 1615 sodann gingen sie ein Bündnis ein mit der Republik Venedig, wodurch diese sich den Zuzug von Söldnern durch ihr Gebiet sicherte.

Zur Erläuterung der Sachlage fügen wir hinzu, daß in jener Zeit das venetianische Gebiet bis an das Veltlin herauf-

Digitized by Google

reichte. Damit war dem Zuzug schweizerischer Söldner, nachdem sie die bündtnerischen Päße überschritten, nach Venedig der Weg geöffnet. Andererseits aber war dadurch die Verbindung zwischen Österreich und Mailand, das in spanischen Händen sich befand, unterbrochen, sie war nicht anders möglich als durchs Veltlin und über die graubündtnerischen Alpenpäße. Der Besitz derselben war für Österreich-Spanien von der größten Wichtigkeit. Darum lange Dezennien hindurch die erbitterten Kämpfe ums Veltlin und die Alpenpäße, in die auf eine Zeit auch Frankreich durch den Herzog Rohan mit zahlreichen Kriegerschaaren eingriff. Spanien erbaute zum Schutz des Zugangs am obern Ende des Comersees in jenen Tagen die gewaltige Veste Fuentas, die in ihren heutigen Trümmern noch von der Bedeutung Zeugnis gibt, welche es der Verbindung und dem Besitz des Veltlins beilegte. Aus seinen Intentionen ist auch der „Veltlinermord" herausgewachsen, der alles evangelische Leben des Tales vernichtete.

In diese Zeit fällt die hier erzählte Geschichte mit Leonhard Hofmann, damals Pfarrers zu Kerenzen im Kanton Glarus, der nachher Diakon in Stein und dann Pfarrer zu Goßau und Dekan des Wetzikoner Kapitels geworden ist. Hofmann hat sie selbst geschrieben und seine Nachkommen sie kopiert, Simler hat diese Kopie seiner Mscr. Sammlung, Bd. 166, Nr. 40, einverleibt. Hofmann berichtet:

„Dieweil der Herrschaft Venedig anno 1616 von den Eidgenossen über unwegsame Oerter und hohe Gebirg ziemlich viel Volks zukommen, so hat ihr Freyer Erzherzog Ferdinandus, nachmaliger Kaiser, so viel bei dem König in Spanien, und dieser König mit seinem rothen Gold so viel bei denen von Schwyz vermögen, daß sie zu Buttikon[1]) im Dorf und voraußen an der

[1]) 1/4 Stunde unterhalb Reichenburg.

Digitized by Google

Lindtmatt zwo Stund ob Lachen, den Soldaten, so auf Venedig zureisen wollen, den Paß verleit und mit Musquetiren wohl verwahrt, wider alle eidgenössische Verträg, bräuchlich Recht, welche Wächter an denen fürbeiwandelnden Personen großen Frevel und Muthwillen begangen und getrieben, welches auch mir von ihnen widerfahren.

Dann als ich um Martini 1616 meinen Geschäften nach, sonderlichen aber, daß ich mit etwas Weines und Kernen, sammt andern Nothwendigkeiten meine Haushaltung versehen konnte, nach Zürich mich verfügt und was ich eingekauft, dem Hrn. Schiffmeister übergeben, verlohnet und sie gebeten, aufs Ehefte und Förderlichste auf Wesen zu liefern, hat es sich begeben, daß meine Röhrli und Fäßli drei ganzer Wochen auf der Straß geblieben, in welcher Zeit mir zwaren etwas zukommen, aber darvon ein Röhrli zu Tuggen ausgeworfen worden, weilen die Lindtmatt sehr klein, daß sie mit aller Ladi nit fortkommen können. Wie ich nun das hinderstellig Röhrli weder von den Schiffmeistern noch Knechten, weder mit Bitt noch Verheißung erlangen können, derowegen oft mit Verlust der Zeit und auch mit Unkosten nach Wesen fahren müssen. Also bin ich verursachet und genöthiget worden, selbst hinab gen Tuggen zu reisen und zu verschaffen, daß es eingeladen werde, welches dann auch beschehen den 5. Decembris.

Als ich nun von Stund an heimzureisen Willens war, da hab ich angetroffen vier Schiffsknecht ab dem Zürichsee, nemlich Heinrich Knüpfel von Thalwil, Caspar und Hans Galli von Wädenswil, und einen jungen Knaben von Horgen, die sagten zu mir, sie wollend nach uffen an die Ziegelbruck gehen. Denen gab ich einen Mitgefährten und ging in Gottes Namen mit ihnen.

Wie wir nun zu der Wacht bei Buttikon kamen, habend wir einander ermahnet zu dem Bescheid der Wacht zu geben. Sobald uns die Wacht ersehen und gehört, haben sie ihre Zü

Digitized by Google

ſtrick und Feuer angezündet, die brennenden Lunten aufgeſchraubt, und uns aufzuhalten gerüſtet, demnach uns angeſchrauwen, wer wir ſeyend. Meine Geſpanen antworteten, Schiffsknecht ſind wir. Als auch ich beſſer zu ihnen genahet, denn es war Abends um vier Uhren, redeten ſie mich an, ich ſei kein Schiffsknecht, wer ich denn ſeye. Ich antwortete: Liebe und gute Freund! Wir bittend euch, ihr wollend uns laſſen fort paſſiren, denn wir ſind nit von denjenigen, um deretwillen die Wachten geſtellt worden. Was aber meine Perſon belangt, ſo geht meine Reis nit auf Venedig, ſondern auf Heimen zu. Ich bin Burger von Zürich und Prädikant auf Kerentzen im Land Glarus. Darauf ſprach einer von ihnen, Namens Heinrich Zuger von Lachen: Biſt du der Prädikant ab Kerentzen, ſo habend wir einmal den Rechten. Gelt, du biſt auch von Zwinglins Stammen nachen. Hörſt, wer du biſt: Du biſt ein Zwingliſcher Ketzer, ein Seelendieb, ein Lugner, ein Verführer des Volks, und gibſt deinen Zuhörern Lug und Trug für. Ich verantwortete mich, doch alles mit freundlichen Worten und ſprach: Ihr redend da Wort, die euch werdend ſchwer werden zu verantworten, geſchweige ſolche zu erweiſen, denn ich bin der Mann gar nit. Meinen Zuhörern gib ich keine Lügen für, ſondern die ewige, reine Wahrheit des heilſamen Worts Gottes, deſſen mir meine Zuhörer alle Zeugnis geben müſſen.

Und indem hatten ſie ihre Musketen noch immerdar auf uns gerichtet, als wollten ſie uns alle Augenblick erſchießen. Ja gemeldter Zuger ſetzte mir ſein Musketen vor mein Herz und ſpricht: Jetzt will ich den Ketzer erſchießen, er hat es längſt wohl verdient. Und weil denn kein freundliches Zuſprechen, kein [illegible]ht, kein Ermahnen, kein Bitten, daß ſie mich laſſend paſſiren, [illegible]men nichts vermögen, und ich inſonderheit in Gefahr Leibs [illegible]ebens ſtund, griffe ich mit der linken Hand ſeine Muskete [illegible]e ſie nebend ſich und ſprach: Liebe Freund, wir bitten

Digitized by Google

nochmals, lassend uns unsers Weges fort passieren. Als sie aber nit Fried haben, noch uns passiren lassen wollten, da stellt ich mich an ihn hin. Der Zuger aber warf seine Musketen von sich und greift nach seinem Schwert und zuckte. Da zuckte ich mein Degelein auch, mich zu wehren, so viel ich mocht. Da hat er lang mit seinem Schwert, welches er auf mich zu mit beiden Händen geführt hatte, ganz feindlich und grimmiglich gegen mir gehauwen. Ich aber war von dem gnädigen Gott (ihm sei in Ewigkeit Lob und Dank dafür gesagt) dermaßen bekräftiget und beschirmet, und wußte meine Beschirmstreich dermaßen wohl zu führen, daß ich ihm alle seine Streich ausgeschlagen und er mich mit seinem Gewehr gar nit verletzen können. Als wir nun ziemlich lang (wie es mein klein Wehrlin mit seinen großen Scharten genugsam bezeuget) mit einander gefochten, da kamend an die Leut von Buttikon aus dem Dorf mit Schwertern, Büchsen und Helparten und umstellten uns. Aber keiner von ihnen hatte begehrt, Frieden zu machen. Da begehrte ich und meine Gespannen abermalen ganz freundlich des Friedens. Aber da war weder Fried noch Gnad zu erlangen, denn bald geriethen sie wider mich mit Fäusten. Ich wehrte mich abermals, so lang und viel ich möcht. Letzlichen aber war ich von ihnen übergwaltiget, vielmalen zu Boden geworfen und auf das Jämmerlichst zerkrazt, zerschlagen und mißhandelt, indem dann, wenn Einer ob mir ermüdet ist, ein Anderer an mich gestanden, mit nicht minderer Grausamkeit mich wieder zu Boden geworfen und auf das allerbärmlichste zerschlagen und mißhandelt, ja wider mich, der ich doch immerdar nach Frieden geschrauwen, sprachend fälschlich und tückisch, ich wollte nicht Frieden geben. Schlagend ihn, bis daß er Fried gibt. Darauf sie mich von Neuem angefallen, zu Boden geworfen, auf dem gefrornen Boden bei den Haaren herumgezogen, etlich Spießen lang. Ja in solchen Mäßen wurde ich von ihnen mißhandelt, geschlagen und zerkrazt, daß

Digitized by Google

mein ganzes Angesicht voller Schläg, Krätz und Geschwulst war, und am ganzen Leib von wegen der grausamen Schlägen und Würfen ganz zerknirschet worden, beinah bis auf den Tod, also daß ich ein ziemlich Weil in Ohnmachten auf dem Boden gelegen und nichts mehr empfunden, wegen ihrer großen und unmenschlichen Grausamkeit, die sie an mir geübt.

Als ich nun um etwas zu mir selber kommen, da hab ich gerufen: Wo sind doch meine Gespannen, daß mir unter ihnen keiner zu Hilfe kommt. Meine Kameraden aber warend von ihnen mit bloßen Schwertern und Helparten umstellt, mit der Drohung, die zu erstechen, die sich meiner annehmen werdind. Da reißt sich aus Heinrich Knüpfel von Tallwil und spricht: Ey, muß es doch Leib und Leben gewagt sein, so will ichs wagen, — fahrt ernstlich für und reißt den ab mir, der mich damalen mißhandelte. Da sprach der Zuger von Lachen zu ihm: Du bist eben ein Hunds . . . 2c. mit Ehren zu melden, wie er. Wie sie nun gesehen, daß meine Gespannen sich auch zur Wehr stellen wollen, da ward es ihnen reif und machtend Fried, und als Frieden gemacht, ward der Zuger doch nit ruhwig, sondern zuckte von Neuem und spricht: Jetzt will ich dem Ketzer den Kopf abschlagen. Er hat es längst wohl verdient. Aber darüber ist gescheidet und gefriedet worden. Als ich nun jetzt vermeint, fortzukommen, da wollten sie mich noch nicht aus ihren grimmigen Händen lassen, fallend mich aufs Neue an, nehmend mich gefangen, nehmend mir mein Wehr und mein Messer aus den Hosen und führtend mich bei der Nacht bei hellem Mondschein wider hindersich gen Lachen, da sie dann mit mir auf dem Weg allzeit den größten Muthwillen getrieben mit Stoßen, Schleicken, Lästeren und dergleichen, item mit Dräuwen, sie wollen mich in den Diebsthurm werfen. Welchen ich geantwortet, es sey kein Diebsthurm, wenn ich darein komme. Ich hätte weder gestohlen, noch Uebles gethan, das Gefängniß und Strafens werth seye.

Digitized by Google

Der allwissende Gott im Himmel wüsse mein Unschuld und meinen Zustand wohl. Da sprachend sie arglistiger Weis in meinen Worten zu verstricken: Gelt Du, Maria die Mutter Gottes weiß es auch. Ich aber schwieg stille und gab ihnen hierüber keine Antwort, denn daß ich gebeten, sie wollend mich nit also umhin schleicken, sondern selbs gehen lassen. Ich wolle ihnen nit entrünnen, sondern so stark gehen, als mir immer möglich sei. Als sie nun mit mir für den Richter geeilet, hattend sie über mich ein groß Frohlocken und Jubelgeschrei die Markt ab, also daß die Leut auf der Straß und zu Lachen unter die Fenster geloffen und gefraget, was das Rüwes seye, wen sie gefangen habend. Da antworteten sie mit Freuden, sie haben einen Lutherschen Prädikanten ertappt, und führten mich stracks zu Hrn. Landammann Guggelbergern[1]) in sein Schlafkammer, denn er lag schon an seiner Ruhe. Als er meinen so elenden Zustand ansichtig ward, ist er heftig erschrocken und sprach zu ihnen: Was habt ihr angefangen, ihr Schandbuben und Böse-wicht! Was hat er euch gethan, daß ihr ihn so schändlich mißhandelt? Sie klagten mich an, ich habe über die Wacht gezuckt, solches an sie gebracht und sammt vielen anderen Lügen mehr haben sie mich beschwert.

Darauf Herr Landammann mich gefragt, was ich sey und was ich über die Anklag antworte. Darüber ich zur Antwort gegeben, wer ich seye und wie sich die Sachen zugetragen und verloffen haben.

Hierauf Herr Landammann sehr zornig worden und ge-

---

[1]) Die Gugelberg waren ein altes, angesehenes Geschlecht in der March, das jetzt ausgestorben ist. In der Kirche von Lachen finden sich noch Grabsteine von Gliedern dieses Geschlechts. Im Wäggital ist ein Berg mit diesem Namen genannt. Die March war zu jener Zeit und bis 1798 Untertanenland des innern Teils des Kantons Schwyz, sie ist erst in den Appenzellerkriegen anno 1407 u. ff. zu demselben gekommen.

Digitized by Google

redt: Ich hab wohl gedacht, die schönen spanischen Wachten in unserm Vaterland werdend solche schöne Früchte mit sich bringen. Ihr treulosen, ehr- und eidtsvergessenen Buben, wie werdend wir das vor unseren lieben Herren in Zürich, die uns so viel Liebs und Guts thun, verantworten könen. Hat mir also Fried und Ruhe geschafft, und den bösen Buben geboten, sie sollend mich ledig lassen und mir wieder zustellen, was sie mir genommen habend. Und anstatt dessen, daß sie mich wollen werfen ins Gefängnuß, befahl er ihnen, sie sollend mich führen ins Wirthshaus. Als sie mich nun zum Hirtzen geführt, fragt der Wirth (ein junger Lapp von Schwytz): Was hat er gethan? Sie antworteten, ich hätte wider die Wacht gezuckt. Der Wirth spricht zu mir: Was hast du dürfen über die Wacht zucken. Wenn du das in Welschland gethan hättest, würde man dich henken. Ich sprach: Holla, Herr Wirth, nit zu grob. Ein Wirth wird des Gasts und soll des Gasts Vater sein. Habe ich etwas zu viel gethan, so will ich auch des Rechtes darum sein. Lassend mich mit Frieden. Darauf die andern Buben wiederum angefangen wörtlen und schelten. Ich habe aber mein Gewehr ergriffen und geredt: Trollend euch hinweg. Ich habe euch lange genug geschonet. Ich will euch gwüß nit mehr schonen.

Also gingen sie hinweg. Auf das hat mich die Magd gewaschen, als der ich überall blutig war, und mich in ein Kammer geführt, in welchem kalten Gemach ich die übrige Nacht einen erstaunlichen Schmerzen empfunden, und kein Viertelstund ruhen oder schlafen können.

Des Morgens früh umb 4 Uhr kam Herr Landammann Guggelberger, und brachte mit ihm ein Büchs voll köstliches Salb, und salbte mein zerschlagenes und zerzehrtes Angesicht mit eigener Hand, verehrte mir auch ein Büchslein voll desselben, darfür ich mich zum Höchsten bedankte. Nachdem ist er selber mit mir gen Buttikon hinauf gangen nach der Wacht,

Digitized by Google

daselbsten dann meine Gefährten ab dem Zürichsee bis auf des Bezirksammanns Zukunft sind aufgehalten worden. Dieselben hat Herr Landammann einen nach dem andern verhört, welche nebent Anderem gemeldet, daß, als ich von ihren vielfaltigen Streichen in Ohnmacht gelegen, da habend sie mich aufgerichtet und mir zugemuthet, ich soll bekennen, daß' sie mir meinen verdienten Lohn gegeben; darauf ich geantwortet, ich habe ihnen keinen Anlaß zu diesem Unglück gegeben. — Wie nun Herr Landammann die Kundtschaft verhört, da habend meine Widersächer von ihm begehrt, er solle sie auch verhören. Da hat er ihnen geantwortet, sie könnind da kein Zeugniß geben, dieweil sie sich alle Parthei gegen mich gehalten haben. Er habe jetzund Berichts genug.

Nach dem hat mich Herr Landammann mit sich heißen in ein Haus gen Büttikon gehen, er wolle mit mir daselbst zu Morgen essen, der ich auch nichts zu Nacht und zu Morgen gegessen, mich ein wenig erlaben, welches ich endlich auf inständiges Anhalten bewilligte. Dahin sich dann auch meine Widersächer begaben, welche noch des Morgens viel Hohn- und Schmähworte über mich ausgossen, denen der Hr. Landammann das Maul zu halten befohlen hat, darby geredt, es wäre das Beste, daß wir aus dieser Sach keine Weitläufigkeit machen wurdind, dieselbe in Freundlichkeit vertragen thätend. Darauf antwortete ich, ich seye von Nöthen, daß ich mich hierinnen Raths erhole bei meinen Gnädigen und Obern von Zürich und Glaris, weil sie mich nit allein grausam verletzet, meinen Leib mit vielen Streichen und Schlägen, sondern auch das das allergrößte ist und am mindsten zu vertragen seye, sie mich übergossen mit den allerabscheulichsten und ganz ehrvergeßlichen Schmach- und Lästerworten, die da nit leichtlich zu verthätigen und zu verantworten sind.

Auf das gibt der leichtfertige und verwegene Bub, der Zuger, Antwort: Was er gestern auf mich geredt, das rede er

Digitized by Google

noch heut und wolle solches auf mich erweisen. Darüber ich alsobald den Herrn Landammann ermahnet, deßgleichen die übrigen all, daß sie deren Worten nit vergessen, sondern wohl eingedenk sein wöllind. Ich wollte hierüber des Rechtens gern erwarten.

Hierauf Herr Landammann aus Anstiftung meiner Widerpart an mich begehrt, daß ich das Recht nienen (nirgends) anderswo brauchen will als zu Lachen, als da sich die Sach verloffen; sonsten wo ich das nit thun würde, so wollend sie mich nicht fortlassen, sondern als einen Gefangenen noch bei ihnen behalten. Darauf ich ihnen angelobt mit dem heitern Beding und Vorbehalt meiner gnädigen Herren von Zürich und Glarus. Die mögen den Gerichtsstuhl setzen, wo sie wöllen, an welches Ort sie wollen.

Darnach haben sie mich fortgehen lassen sammt meinen Gespanen, welche von Hrch. Zuger öffentlich bezeugt, daß er desselbigen Morgens zu ihnen und andern Umstehenden geredt, er hätte mir gern den Kopf abgehauwen oder entzwei gespalten, auch Händ und Füß abgehauwen, aber es sey ihm nit möglich gsyn (gewesen), sein hitziges Vorhaben in das Werk zu richten, denn der allmächtig Gott, dem sey Lob und Dank ewig gesagt, hat mich so wunderlich und gnädig erhalten und beschirmet, daß ihnen ihr gottlos Vorhaben, mich zu tödten, nicht angangen. Und zu diesem Unglück allem habe ich zum Wenigsten Anlaß gegeben, das einzige Wörtlein Prädikant hat sie so grimmig aufgemacht."

Hofmann berichtet sodann, wie er von Büttikon zunächst nach Niederurnen und Mollis, wo sein Schwager, Joh. Werdmüller, Pfarrer war, und folgenden Tages nach Glarus gegangen sei, wo er dem Landammann Böniger und Landvogt Marti den Hergang der Dinge erzählte und sie um Hülf eund Rat bat, die sie ihm auch treulich zuteil werden ließen. Der Wirt zum weißen Kreuz, in dem er einkehrte, ein Papist, habe

Digitized by Google

bei seinem Anblick gefragt: „Wo schlägt man solche Münz?“ Hofmann antwortete: „Der Spanier schlägt sie in der Eidgenossenschaft da unten in der March.“

Als er am nämlichen Abend nach Hause kam, erschraken seine Angehörigen, Mutter und Gattin, so sehr, daß diese das Kind, das sie auf dem Arme trug, hätte fallen lassen, wenn jene es nicht gehalten hätte.

Seine Kirchgenossen, ebenso Hauptmann Werdmüller, hatten gute Lust, bewaffnet auszuziehen und die schwyzerischen Wachen in Büttikon zu züchtigen, und nur das strikte Verbot der Obrigkeit konnte sie davon zurückhalten. Indessen hatten die Gefährten Hofmanns, die Schiffleute vom See, der Regierung in Zürich von dem Vorfall Nachricht gegeben, und es war von ihnen „bei ihren Eiden“ Kundschaft über den Hergang aufgenommen worden.

Die Regierung ließ sich hierauf von Hofmann eingehenden Bericht geben und bewirkte, daß auf den 6. Januar 1617 ein Rechtstag nach Lachen angesetzt wurde.

Der Bericht Hofmanns fährt dann fort: „Anno 1617, 5. Januar, bin ich gen Lachen kommen, und auf dem Rechtstag mit Herrn Melchior Ackermann, Kirchenpfleger, und Herrn Caspar Hermann des Raths zu Glaris, welche ich zu meinen Byständern erbeten hab, erschienen. Eben desselbigen Tags sind auch zu Lachen ankommen die Herren Ehrengesandten von Zürich: Bürgerm. Rahn, Jkr. Gerold Grebel, des Raths, alt Stadtschrb., und Hs. Ulrich Keller, damaliger Landvogt von Wädenswil. Von Glaris: Landammann Böninger, Michel Bäldi, a. Landamm., Vogt, Gabr. Schmid und Statth. Bußi, ein Papist. Von Schwyz: Landamm. Reding und Statthalter Schorno.

Als ich nun mit meinen Gefährten dahin kommen, habend wir kein Platz gehabt bei dem Hirtzen, da die Herren Ehrengesandten eingekehrt, habend derohalben unsre Herberg genommen

Digitized by Google

zum Hecht. Daselbst sind nebent andern Gästen gesessen zween des Raths zu Lachen, deren der Eine Landsfähndrich gewesen. Dieselben waren anfangs mit uns freundlich und sprachen mir zu, ich wolle doch mit meinen Widersächern nit nach der Schärfe verfahren, und nit zu heftig auf sie klagen, welches ich zu thun versprochen und auch gehalten hab. Bald darnach, indem wir mit Hrn. Rud. Hartmann von Zürich, welcher nach Italien reisen wollen und mit meinem l. Schwager Caspar Wädenschwyler, dem Küfer, zu Nacht essen wollen, da fingend sie an, ungute Wort über uns auszustoßen, bissend die Zähn über uns zusammen, welches alles die Wirthin gesehen und gehört. Da hat sie ihnen das Maul verhebt und vermahnet zu schweigen. Dasselbig that auch ernstlich der Wirth, dem sie zur Antwort gabend: Ey ja, wir seyend auch gut Sauwey Leut. Dessen hat sich keiner ab dem Tisch gewahret. Als ich nun vermeint, es wär genug, sprach ich zu ihnen: Ihr lb. Herren und Eidgenossen, wir bittend euch, ihr wollend uns mit Frieden lassen und solcher unguten Worten geschweigen, damit wir nit veranlaßt werdind, uns bei den HH. Gesandten zu beklagen. Darauf steht der Landsfähndrich von seinem Tisch auf, zuckt über mich, fährt mit seinem bloßen Schwert über unsere Köpf hin, knirschet mit den Zähnen und spricht trotziglich: Das ist unser Landrecht. Ich ermahnte ihn aber mit freundlichen Worten, uns mit Frieden zu lassen. Ich stünde hier im Rechten. So er etwas Ansprachs an mich habe, so solle er solches morndrigen Tags vor den HH. Gesandten eröffnen. Als er nun auch darob nichts geben wollen, hab ich mich zu beschirmen mein Wehr gezuckt. Indem steht Rud. Hartmann vom Tisch auf, läuft ylends zu den HH. Gesandten und klagte es ihnen. Es lauste auch zu seinem Wehr mein l. Schwager Caspar Wädenschwyler und spricht: Habend ihr ein solches Landrecht, so will ich auch zu meinem Landrecht greifen. Indem kommt der Landweibel auf Befehl der HH. Ge-

Digitized by Google

sandten und nimmt Fried, gebeut den beiden Unglücksmachern, sie sollend sich von Stund an aus der Stuben machen und heimb verfügen, welches geschehen, worüber wir uns auch zur Ruhe begeben.

Des Morgens in der Früh, als sie den Wein ausgeschlafen, kamend sie zu mir, fielend auf die Knie nieder, baten um Gottes willen zum Höchsten um Verzeihung, und daß ich nichts daraus machen wölle. Welchen ich geantwortet, was mich anbelange, wolle ich ihnen gern von Herzen verzeihen und gar nicht klagen. Weil aber die HH. Gesandten schon vergangene Nacht dessen seyen berichtet worden, wolle ich ihnen so viel möglich zum Besten reden, welches ich auch vor m. gnäd. HH. gethan habe und sie gebeten, sie wollen es dem Trunk zumessen. Aber Hr. Bürgerm. Rahn ward gar zornig und sprach: Was! Sollen wir denn alle Unbill von ihnen leiden? Sie sollend mir nit ungestraft bleiben. Welches denn auch geschah und sie umb eine große Summe Gelds gestraft wurden.

Hofmann berichtet dann umständlich über die Gerichtsverhandlungen, wie Seckelmeister Hunger von Lachen im Namen der Beklagten behauptete, daß Hofmann über die Wache gezuckt u. alles Unglücks Anfänger und Urheber gewesen sei, u. wie er das durch die Betheiligten als Zeugen bekräftigen lassen wollte. Allein diese Zeugen wurden als Partei nicht angenommen, wie denn schon Statthalter Gugelberger bei seiner Einvernahme in Buttikon sie zurückgewiesen. Dagegen brachten die zürcher. Gesandten zu der eigenen Aussage Hofmanns die 4 eidlich beschworenen Kundschaften der Schiffleute vom See, „deren jeder mehr denn ein Bogen überschrieben."

So berieten denn die Herren von Schwyz und Lachen über den Urteilsspruch. Es lag deutlich vor, daß an Hofmann ein schwerer Landsfriedensbruch verübt worden. Sie hätten gerne die Ihren möglichst milde beurteilt, wollten aber Zürich auch

Digitized by Google

nicht vor den Kopf stoßen. Sie waren darob in großer Verlegenheit und erbaten sich die Herren von Glarus als Beisäßen des Gerichts, da Glarus mit Schwyz gemeinsame Vogteien (Utznach, Gaster, Werdenberg) verwaltete und deshalb die Glarner in engeren Beziehungen zu ihnen standen. Von morgens 6 bis abends 4 Uhr dauerte die Beratung. Schließlich wurden die beiden Haupttäter, Heinrich Zuger und Jakob Wagner, beide von Lachen, zu etlichen Tagen Gefängnis, auf dem Rathaus von Lachen bei Wasser und Brot abzusitzen, zur Tragung der Kosten, zur Zahlung von 50 fl. Schmerzensgeld und zu öffentlichem Widerruf verurteilt. Wenig fehlte, daß die beiden, insbesondere Zuger, des Landes verwiesen und gar an Leib und Leben gestraft wurden. Der Widerruf lautete:

„Wir, Heinrich Zuger u. Jakob Wagner, sammt allen unsern Mithaften, bekennend öffentlich, daß wir nit allein den osternannten Leonhard Hoffmann, Prädikanten auf Keretzen im Land Glaris ohnverschuldeter Weis, ohne einichen gegebnen Anlaß u. Ursach, nit allein grausam zerschlagen und zerkratzt, sondern auch wider allen Grund der Wahrheit schmählich gelästert u. geschulten u. gar schandtlich angelogen habind, u. daß wir auch solche große Schmach u. Unehr angethan habind nit allein seiner Person, sondern daß wir auch das heilig Evangelium u. wahre Wort Gottes u. alle desselben Anhänger u. Liebhaber, ja Gott den Herrn im Himmel selbsten gröblich u. erschrockenlich angetastet, gehöhnt u. gelästert habind, darüber sie Gott den Herrn voraus, demnach auch die Herren Gesandten, über das den Prädikanten ab Keretzen, u. mit demselben alle evangel. Christen höchlich u. herzlich um Verzeihung bittend, mit der Protestation u. Bezeugung, daß sie sich vor solchem gewalttätigen u. tyrannischen Frevel u. Unbill, insonderheit aber vor solchen abscheulichen Gotteslästerungen ihr Leben lang hüten wollind, bestens ihres ganzen Vermögens."

Digitized by Google

Und diesen ihren Widerruf — fährt Hofmann fort — haben sie alsobald durch den Landschreiber von Lachen in Schrift verfassen und m. gnäd. Herrn überantworten müssen. Nachdem nun die Urteile angedeutter Maßen gefällt worden, haben sie dieselben m. gnäd. Herren überschickt in ihr Herberg, u. sie lassen wüßen, wenn sie darmit noch nit zufrieden, so habend sie Befehl, die Sach für einen ganzen ehrsamen Rath nacher Schwyz zu bringen.

Meine gnäd. Herren, denen die Urthel, insonderheit der Abstrafung halber einer so schandtlichen Unthat gar nit gefallen, beruften mich ylends für sich, haltend mir die Urthel vor, mit ernstlichem Vermelden, daß sie einen hochen u. ernstlichen Befehl habind von dem ehrsamen Rath zu Zürich, auf Leib u. Leben zu klagen, u. durchaus einen solchen Eifer zu gebrauchen, daß es Anderen zu einem Exempel diene, vor solchen groben Frevelthaten sich inskünftig zu hüten, u. die Ihrigen Angehörenden sicher u. unangetastet passiren zu lassen. Darum so dürfend sie die gegebnen Urthel nit annehmen u. für einen Rath heimbringen.

Darauf mich Herr Burgerm. Rahn gefragt, wie mich diese Urthel bedunke, ob ich damit wolle zufrieden sein od. nicht. Ihre Weisheit, hab ich darauf geantwortet, was mich anbelangt, so seye ich mit der ergangenen Urthel schon zufrieden u. contentirt um folgender Ursachen willen:

Erstlichen umb meiner großgünstigen gnäd. Herren willen, dieselben nicht weiter zu bemühen. Demnach auch um der unverschambten falschen Kundschaft, die so freventlich aufgetreten u. mich unterdrucken wollen. Wenn dann nun zu Schwyz, wie es nit nur vermuthlich, sondern ganz gläubig ist, dieselbige partheiische Kundtschaft sollte gut erkennt u. verhört werden, ja so würden sie meine wehrhaften Zeugen weit übermehren u. überschreyen, also daß ich bei meiner guten u. gerechten Sach

Digitized by Google

unten liegen und das Kürzere ziehen müßte. Zum dritten so ließ ich mir die Urthel gefallen, mehrerer Verlusten zu verhüten. Und letzlichen sey ich mit denselben wohl zufrieden um meiner selbst willen, auch diesfalls halber, damit ich wieder könnte zu ruhen kommen, u. den Dienst des Herrn, meines Gottes nach meinen schuldigen Pflichten abzuwarten.

Ueber diese meine Zufriedenheit hatten m. gnäd. Herren ein Vergnügen. Jedoch habend sie mir verheißen, daß sie mir auch zu Schwyz einen treuen Beistand leisten, u. mit Hilf, Rath u. That meine Sach befördern wöllind, für welche sonderbare Gunst u. Gnaden ich mich bedankte, u. habe weiter inständig m. gnäd. Herren gebeten, mich in anderweg mit einem bessern Dienst gnädig zu bedenken Belieben tragen, welches sie alle zu thun versprachen.

Auf solches hab ich des folgenden Tags 7 Uhr von m. gnäd. Herren den Abschied genommen, u. ihnen umb ihre große Müh, Fleiß u. getreuen Rath u. Beystand in diesem verdrießlichen Handel hochlichen u. unterthänigen Dank gesagt, u. mit meinem Beystand ab Keretzen heimbgangen. Als wir nun für die Wacht zu Buttikon anhingangen, habend sie uns aus bitterm Neyd nachblicket wie die Kälber, wir aber sahend nur nit hinter sich, achtend das nit u. gingen fort, u. kommend, Gott sye Lob, glücklich nacher Haus.

Nach verflossenem Monat bin ich den 10. Febr. gen Glaris gangen, u. den Hrn. Landamm. Böninger gebeten, er wolle einen Läufers Boten in meinem Namen gen Lachen schicken, das Geld, nemblich die 50 Gulden zu ziehen, damit ich nit in Ungelegenheit komme. Welches gemeldter Hr. Landammann günstiglich verwilliget, einen Läufer dahin gesandt, welchem ich ein Brief gegeben an Hrn. Landamm. Gugelberger in Lachen, mit großer Dankfagung seiner mir erzeigten Wohlthaten, wie auch mit fleißiger Bitt, er wolle doch nach seinem oberkeitlichen An-

Digitized by Google

sehen verordnen, damit das Geld dem Boten zugestellt wurde. So er auch fleißig gethan. Und ist mir das Geld von dem Boten baar zugebracht worden. Bin also endlichen an ein End kommen. Gott sey dafür gedanket!

Meine gnäd. Herren habend mich auch bald darauf zu einem Helfer nach Stein erwählet".

* * *

Die beste Gewähr für die Wahrheitstreue der vorstehenden Erzählung ist ihre schmucklose, von aller Übertreibung sich fernhaltende Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse. In der nüchternsten Weise hält sie sich allein an die Tatsachen. Und was diesen Eindruck vermehrt, das ist die versöhnliche, friedliebende Gesinnung des Verfassers, die bei verschiedenen Anlässen zum Ausdruck kommt.

Um so greller sticht dann dagegen ab der rohe Fanatismus des katholischen Volkes, sein Haß gegen die Evangelischen. Sie mißhandeln den Verfasser aus keinem andern Grunde, als weil er sich einen Prädikanten nennt. Der Grund lag, wie auch Landammann Gugelberger es ausspricht, in den durch spanischen Einfluß erstellten Wachen, welche den Zuzug von Söldnern nach Venedig unmöglich machen sollten. Im Bündnis mit Venedig standen allein die evangelischen Städte Zürich und Bern, Venedig hinwieder war der Gegner des katholischen Spanien; war es da anders möglich, als daß das Volk die ganze Einrichtung als eine solche mit konfessioneller Spitze, als Religionssache auffaßte!

Die Regierenden hatten denn auch alle Ursache, dieser Auffassung entgegenzutreten, wie es Landammann Gugelberger in gewinnender Weise getan hat. Auch die Herren von Schwyz kamen Zürich willig so weit entgegen, als es die Rücksicht auf das

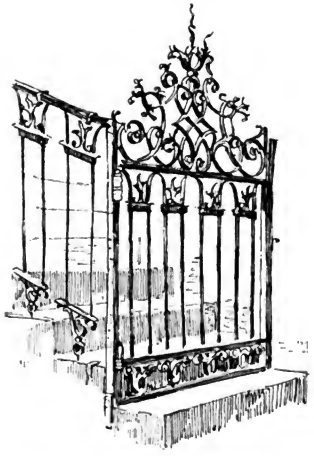
Digitized by Google

durch ihre Schuld mißleitete Volk gestattete. Unter diesen Gesichtspunkten muß das verhältnismäßig, nach den Anschauungen jener Zeit milde Urteil, beurteilt werden.

Daß übrigens auch auf reformierter Seite das Bündnis mit Venedig einer konfessionellen Ausbeutung rief, das zeigt die Tatsache, daß Ant. Breitinger, als Zürich und Bern es beschworen, eine Predigt hielt über Prov. 16, 9 (der Mensch schlägt einen Weg an, aber der Herr gibt, daß er fortgeht), am 27. April 1618. Sie findet sich in Kopie im Mscr. S. Bd. 167, 23.

Die Orthographie und einige wenige Ausdrücke der Darstellung sind nur insoweit abgeändert worden, als es das Verständnis der Gegenwart zu erfordern schien.

Digitized by Google



Gitter beim Hause in Gassen Nr. 20.

Aus Winterthurs Spitalordnungen.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Von Dr. A. Ziegler, Winterthur.

Viel und gewiß nicht ganz mit Unrecht wird die in unserem Lande grassierende Festsucht getadelt, die zunehmende Üppigkeit in Kleidung, Speise und Trank. Die Vergangenheit erscheint dem Uneingeweihten in rosigem Lichte als eine Zeit der Einfachheit, als die gute alte Zeit. Wer die Jahrhunderte lang sich stets wiederholenden, schließlich ins kleinste Detail ausgebauten Kleider- und Sittenmandate unserer ehemaligen städtischen Obrigkeiten kennt, wird diesem Ruhme der guten alten

Digitized by Google

Zeit kritisch gegenüberstehen. Er wird aus dieser intensiven Bekämpfung des Luxus aller Art den Schluß ziehen, daß es mit der vielgepriesenen Einfachheit früherer Zeiten nicht soweit her war. Zu dem nämlichen Schlusse führen uns auch zahlreiche Rechnungen von Festlichkeiten, Ehrenmahlzeiten usw., die sich erhalten haben. Die quantitative und qualitative Fülle der aufgeführten „fleischlichen" und „geistigen" Genüsse weckt sogar vielfach unsere Verwunderung, namentlich auch hinsichtlich der Fähigkeit unserer Altvordern, aller dieser gebotenen Genüsse Herr zu werden. Oftmals mag allerdings auch das Genossene der Genießenden Herr geworden sein, wie u. a. aus folgendem von rühmlicher Selbsterkenntnis zeugendem Beschlusse des Winterthurer Rates vom 23. November 1569 hervorgeht: „Wann der Spitalmeister sin Herpstmal minen Herren gipt, so sölle er kein nachtmal und Schlaftrunck schuldig sin ze gen, sonder sölle uff den morndrigen tag Minen Herren den Imbis darfür gen, man ist ze nacht sünst fol und schwancket man mit den Liechteren heim, das alle welt muß sähen unser sölle. Und sölichem vorzesin hand min Herren angesechen, uns allen ze guttem."

Aber auch im alltäglichen Leben befliß man sich keineswegs immer der größten Einfachheit und Mäßigkeit in Speise und Trank. Dies ersehen wir z. B. aus einer Ordnung des oberen Spitals in Winterthur vom Jahre 1626[1], welche uns das Leben einer großen Haushaltung veranschaulicht. Zur Wohnung diente ihr seit der Reformation das am Neumarkt gelegene Haus der Sammlung, einer ehemaligen klösterlichen Vereinigung von Frauen. Arme, kranke und alte Bürger und Bürgerinnen fanden in ihm teils gegen Erlegung einer Einkaufssumme, teils unentgeltlich Aufnahme. Man unterschied sie deshalb in Herrenpfründer und Muspfründer. Da der Spital beträchtlichen Grund-

[1] Stadtarchiv Winterthur, Akten Nr. 24.

Digitized by Google

besitz und bedeutende in Grundzinsen und Zehnten bestehende Einkünfte besaß, wurde seine Verwaltung jeweilen einem angesehenen, erfahrenen Manne übertragen, der als Spitalmeister [1]) mit seiner Familie dort wohnte. Ihm war zur Erledigung der vielfachen Schreibereien und Rechtsgeschäfte ein Spitalschreiber beigegeben. Ein „Keller" verwaltete den Wein, das Getreide und Brot, zu dessen Herstellung der Spital einen eigenen Bäcker hielt [2]). Zahlreiche Knechte und Mägde hatten den Haushalt, die landwirtschaftlichen Arbeiten, die Einbringung der Zehentfrüchte uff. zu besorgen. Die Familie des Spitalmeisters, der Spitalschreiber und die Herrenpfründer speisten in der Herrenpfründerstube, die Muspfründer und das Gesinde in der Knechtenstube, in welcher der Keller das Haupt war. Er mußte hier „guete ordnung haben, daß die hausgenossen so wohl von pfrüenderen als diensten erstlich den Guettigen Gott umb seinen gnaden reichen Segen über selbigen aufgetragner Speis und tranck andächtig pittind, hernach solche mit freüwden und fridlich ohne gewühl und zanck nießind, alsdan Gott dem heren darfür höchstens lob und danck saginb" [3]).

Die Ordnung von 1626 macht uns nun mit dem Speisezettel dieser beiden Tischgesellschaften bekannt [4]).

Danach gab es in der Woche drei „Fleischtage", nämlich Sonntag, Dienstag und Donnerstag. An diesen drei Tagen bekamen die Muspfründer, Knechte und Mägde mittags Fleisch, die Herrenpfründer dagegen nicht nur mittags, sondern auch nachts „und allwegen bratis darzu". Während in der Knechtenstube „das Mus" bei den übrigen Mahlzeiten sein einförmiges

[1]) Als Spitalmeister war nur ein Mitglied des kleinen Rates wählbar.

[2]) Bisweilen selbst zwei, vergl. Kellers ordnung und pflicht vom 6. Oktober 1703, fol. 2. Akten. Stadtarch. Winterthur Nr. 24.

[3]) Kellers Ordnung, fol. 2.

[4]) Die Austeilung von Brot und Wein wird darin nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

Regiment führte, bot das Menu der Herrenpfründerstube etwas mehr Abwechslung. Am Montag gabs zu Mittagessen „ein Cost und ein fleisch Suppen[1]) und fleisch", zum Nachtessen „fysch oder fleisch inn fysch wis"; am Mittwoch „zu mit tag ein Cost ein böllen Suppen und darnach ein Eyer mus oder ein Eyer milch oder was ein Spitalmuetter[2]) sonst got brat, zu nacht fisch oder fleisch inn fisch wis". Am Freitag wiederholte sich der Küchenzettel vom Mittwoch und am Samstag wurde mittags „ein Cost und ein böllen Suppen und bachny küchly", nachts Suppe und Fleisch aufgetragen. Zum Morgenessen gab es täglich „ein Suppen oder ein mus".

An zahlreichen Tagen des Jahres erfuhr aber diese Regel eine den Herrenpfründern wie Muspfründern und Dienstboten gewiß gleich willkommene Änderung. Religiöse Festtage, Tage der Ämterbesetzung, der Vollendung wichtiger Arbeiten des landwirtschaftlichen Betriebes oder der Administration des Spitals wurden besonders gefeiert. Bei solchen Gelegenheiten versammelten sich gewöhnlich die Honoratioren des Städtchens in der Herrenpfründstube, die niedern Angestellten in der Stube der Knechte und Muspfründer und an einem wohl zubereiteten Mahle und ausgiebiger Trankſame fehlte es dann nie.

Wie billig begannen mit dem Neujahrstage, wenn auch nur in äußerst bescheidenem Maße, die Ausnahmen von der Regel. Fiel dieser nicht auf einen Fleischtag, so wurde doch zu seiner Feier Habermus und Böllensuppe aufgetragen.

Überdies empfingen alle Insassen „das gut jar, jeder ein halben batzen", die beiden Pfleger, der Schultheiß, welcher nicht

---

[1]) Im Gegensatz zu heutigem Gebrauch erscheint die Suppe immer erst als zweites Gericht.

[2]) Die Frau des Spitalmeisters.

Digitized by Google

Pfleger war, und der Schreiber Würste, Fleisch, einige Brote, „ein bimat zelten“ [1]) und ein Hemd samt Kragen.

„Am 12 tag so ein schultheiß Rath hat[2]) und man die ämpter setz alls die kü und schwin hirt und gmeiner Stat werchleut so gibt man minen heren gmeinlich ein imbis mall und megtzet man ein schwin und ein Rind druff.“

Der Tag der Lichtmeß ward jedem Bewohner des Spitals durch Verabreichung von „ein bar bachiny küchly“ versüßt.

Besonders üppig lebte man zur Fastnachtzeit. Am Freitag vor der Herrenfasnacht[3]) ließ der Spitalmeister jeweilen die beiden letzten Schweine des betreffenden Winters und ein Rind schlachten. An diesem Festtage hatte er die Pfleger und die Mitglieder des kleinen Rates zu Gästen und gab „man inen zum fleisch ein hun und zum bratis ein Cappunen“.

An der jungen Fasnacht[4]) empfing alles Volk in der Knechtenstube Sulz, jeder Pfründer in seine Schüssel, die Knechte und das übrige Volk zusammen.

Ein ausgiebiger Fleischtag war der folgende Tag, der Eschenmittwuch[5]). Dannzumal erhielten sämtliche Insassen mittags Schüblinge, Diegenfleisch und Rippli und zwar in jede Schüssel ein Stück Speck, ein Rippli, einen oder zwei Riemen Diegenfleisch und einen halben Schübling.

An der alten Fasnacht[6]) wurden die Pfleger, Schultheißen, Schreiber und Nachbarn des Spitals mit „lugtmilch“,

---

[1]) Diese scheinen ein stark gewürztes Gebäck gewesen zu sein. Siehe unten p. 216.

[2]) Am zwölften Tag nach Weihnachten, also am 5. Januar.

[3]) Diese fällt auf den Sonntag Estomihi, den 7. Sonntag vor Ostern.

[4]) Dienstag nach Estomihi.

[5]) Mittwoch vor Invocavit.

[6]) Sonntag Invocavit.

Digitized by Google

d. h. geschwungenem Rahm beschenkt „und gibt man allem volck im hus ouch".

An Lätare oder Mitfasten[1]) versammelten sich die kleinen Räte, die Rechenherren des großen Rates, der Dekan, Weber, Züricher Amtmann[2]), der Doktor und Obrist-Richter, sowie die Stadtwerkleute zu einem Abendtrunk in der Herrenpfründerstube. Hiebei setzte man ihnen einen Salat mit Eiern, Diegenwürste und Fleisch sowie Küchli vor.

Am Maitag erhielt jeder Spitaler „ein bar bachny küchly". Den beiden Pflegern, dem Schultheißen, der nicht Pfleger war, und dem Schreiber wurde „die meigeten" gegeben[3]), bestehend aus „einem 18 ℔ schweren Anckenstock und einem Eierziger". An diesem Tage hatte der Spitalmeister wiederum die Räte und übrigen Herren wie an Ostern und Lätare zu Gaste und bewirtete sie mit „meigeten und küchly".

Der Auffahrtstag wurde wieder durch Verabreichung von „Lugtmilch" gefeiert, ebenso der Pfingsttag, an welchem auch noch Küchli ausgeteilt wurden.

Am St. Albanstag (21. Juni), dem Tage der Schultheißenwahl, versammelten sich die untern Beamten und Angestellten der Stadt im Spital zu einem gemeinsamen Nachtessen. Da erschienen die drei Stadtknechte, die Werkleute, Wächter, Kuh- und Schweinehirten, der Siegrist, Feldforster und Totengräber. Ihnen mußte auf drei Platten Salat, Diegenwürste und Diegenfleisch, darauf in drei Platten Suppe, auf zwei Tellern

[1]) Drei Wochen nach Invocavit.

[2]) Einen solchen gab es in Winterthur seit 1540, da die Stadt Zürich von Wolf von Breitenlandenberg das Dorf Neftenbach mit allen Gerichten erkauft hatte. Er hatte seinen Sitz im Rütihaus. (Stadtarchiv Winterthur. Stadtbuch p. 29.)

[3]) Ballen von Maibutter. Vgl. Schweiz. Idiotikon IV. 11.

Digitized by Google

Fleisch, auf zwei Tellern Bratis und genug zu trinken aufgetragen werden.

Die Verdingung des Kornes sowie diejenige des Hafers boten auch wieder erwünschten Anlaß zu kleinen Festessen. Da kamen „die pfläger am Sunntag zu morgen gen essen und noch ein her oder zwee oder drey zu inen und zabend ein disch voll und gibt man eim jeden schniter ein brot und ein halbmas win und ziger ouch den schüren manen".

War die Ernte vorbei, so wurde die Sichellegi gefeiert, die der Ökonomie des Spitals am schwersten zusetzte. Dazu lud der Spitalmeister die Pfleger, Schultheißen, Räte, Rechenherren, den Kilchherrn, Weber und Amtmann in die Herrenpfründerstube. In der Knechtenstube saßen neben den Pfründern und Schnittern die Werkleute der Stadt, sämtliche Handwerksleute, die Wächter, der Kuh- und Schweinehirt. Auch alle zu beiden Seiten des Spitals wohnenden Nachbarn, Männer und Frauen, wurden durch den Spitalschreiber zu diesem Feste geladen. Sie erhielten draußen ein gutes Mahl. In der Knechtenstube wurde Suppenfleisch, Sauerbraten „und inn jeder schüßlen sunst ein rächter braten" aufgetragen. Die Gesellschaft der Herrenstube und die Nachbarn bewirtete der Spitalmeister mit „Suppenfleisch, visch, bratis und küchly". Obendrein gab man jedem von ihnen wie auch den Schnittern, ein bar buren küchly heim zu thragen", einen Bhaltis, wie man sagte.

„An der killwy" (10. August) erhielten die Herrenpfründer „junge güllv[1]) zum bratis am morgen nach der bredig zum äffen". Alles Volk im Spital bekam an diesem Tage „päffer" (Pfeffer?) „und schickt man den pflägeren, dem schriber und dem schultheißen der nit pfläger ist und allen nachburen wie die lugmilch".

[1]) Junge Hähne.

Digitized by Google

An St. Michelstag speiste man im Spital zum ersten Male bei Licht [1]), was durch den sogenannten „Liechtbraten" gefeiert wurde. Daraufhin schlachtete der Spitalmeister eine Kuh „oder sunst ein väch". Dann wurden auch die geschätzten „bimatzälten" bereitet „und that man inn ein bimaten zälten 1½ Lot pfäffer 2 Lot nägeli und zimet bullffer und 3½ Lot Imper, Summa 7 Lot".

An St. Gallen- und St. Martinstag (16. Oktober und 11. November) erfreute ein Sauerbraten die Herzen der Spitaler.

Waren die Herbstarbeiten vollendet, so feierte man das Trottenmahl, zu welchem sämtliche Insassen des Spitals, die Zehentknechte und Trottenmeister sich vereinigten. Dabei wurde „Suppen fleisch und sur bratis" aufgestellt und gab man „allem volck in der Knechten Stuben zu trinken bis umb die 12 uren aber den zehend Knechten bis sy gnueg hand".

Nach der Steuerwoche ließ der Spitalmeister auf St. Katharinatag (25. November) die beiden ersten Schweine und ein Rind schlachten.

Saßen die Herren Pfleger über der Rechnung, „so metzget man ein Rind unnd ein schwinn".

Auf den Tag der Rechnungsablage durch den Spitalmeister wurden wiederum zwei Schweine und ein Rind geschlachtet.

Alle diese Schlachtage waren für die Insassen des Spitals Freudentage. Auch die Pfleger, Schultheißen und der Schreiber sahen ihnen erwartungsvoll entgegen, denn jedem von ihnen sandte der Spitalmeister jeweilen die Metzgeten, bestehend aus „würst, einem Stück Fleisch vom Ochsen und einem Ripli". Am Tage der Rechnungsablage versammelte sich überdies im Spital

[1]) Dies geschah von St. Michelstag bis zur Fasnacht.

Digitized by Google

eine zahlreiche eß- und trinkfeste Gesellschaft. In die Herrenpfründerstube wurden wiederum die Pfleger, Schultheißen, Räte, Rechenherren, der Züricher Amtmann, der Dekan, der Weber, der Fürsprech, der Herr Doktor und Obrist-Richter, ja sogar gemeiner Stadt-Werkleute geladen. Behufs leichteter Bewältigung der vielfachen Fleischgenüsse gabs dabei, wie die Ordnung kurz aber vielsagend bemerkt, „gnueg win". In der Knechtenstube saßen die Muspfründer und das Gesinde ebenfalls fröhlich beisammen. Sie erhielten „umb die zwey blut- und Läberwürst und bratis und bratwürst und zu trinken ein notturff" [1]).

Den Schluß der fünfundzwanzig die Regel von der Einfachheit bestätigenden Ausnahmen bildete „der heiligen wienächt tag". Da gab man „allem volk würst und ein Sultz".

Wie der Küchenzettel, so wurde auch der Kellerzettel, wenn auch meistens nicht qualitativ, so doch quantitativ obrigkeitlich festgesetzt. Diese Kellerordnungen bestätigen durchaus den Eindruck, den die betrachtete Speiseordnung erweckt hat. Nicht nur zeigen sie keine Spur etwa vorhandener Enthaltsamkeitsbestrebungen, sie lassen sogar vielfach den Begriff der Mäßigkeit nach heutiger Anschauung völlig vermissen.

---

[1]) Am 23. Jan. 1771 wurde durch den Rat für dieses Jahr Einstellung des Meistermahles beschlossen und ein Äquivalent in Geld geordnet. „Auf Anbringen H. H. Schultheiß und Oberpfleger Sulzer, haben Mngn. Hrn. in Betracht der diesmaligen betrübten Zeitumständen und des exorbitanten Aufwands an Viktualien, so über das so geheißene Meistermahl im Spittal ergehet, diesere so ohnnötige und kostbare Mahlzeit für dies Jahr abgestellt, und dafür jedem von den Herren, so in der oberen Stuben speisen 1 Thaler oder Gl. 1. 32 Sch. an gelt zu geben geordnet, denen in der untern Stube speisende Gl. 1. 10 Sch. jedem. Dem Herren Amtmann soll der Thaler auch geschickt werden. Den Stadtwerkmeistern, so die Malzeit genossen, jedem 1 Gl. nebst einer kanten Wein und 2 Brödtlenen; den Pfründeren und Diensten, jedem 15 Sch., ein Maß Wein und 1 Brödtle, den Becken jedem 50 Sch. oder Gl. 1. 10 Sch., desgleichen auch den Stadtdienern." (Rats-Prot. von 1771, pag. 7.)

Digitized by Google

Eine Ausnahme macht die Ordnung, welche der Rat behufs Einschränkung des Weinkonsums im Spital am 9. Juli 1589 erließ [1]). Doch ist zu bemerken, daß er dabei mehr der Not gehorchte als dem eignen Triebe.

Das Aktenstück ist namentlich auch in seiner mit moralisierenden Betrachtungen verzierten Begründung der vorgeschriebenen Einschränkung interessant und seine Einleitung mag deshalb hier mitgeteilt werden.

„Nachdem unns Gott der Allmechtig, yetz etliche Jar · (onne zwyffell vonn unnsers undanckbaren überflüssigenn unnd unmessigen läben unnd wässens wegen ·) ouch das wir leyder synne heilligenn gaaben myßbrucht, gstraafft, also das er unns gar wenig wyns lassen wachsen · ouch hienebennt zu besorgen nit am uffhören · besonders (wie der ougenschynn mitbringt) unns wytters mit siner ruttenn heimsuchen werde. Da ein yede Oberkheit · zu beguettigung unnd Ableynung synes gefasten Zorns und ungnad · schuldig ist · alle myßbrüch unnd unordnungen mit ernst abzeschaffen. So nun min gnedig Herren Schultheiß ouch ein ersammer Ratt · jüngster tagen verstendiget worden · unnd waarhafftig befunden · das bysher inn irem Spitaall allhie · etliche myßbrüch in übung gwessenn · synd sy ußer hiertzu gezwungner nott, beursechiget worden · sych an denn bärlichen [2]) sell unnd menglen · zuersechenn · unnd denhin wo unmäß · mit gutter Ordnung unnd fürsechung zu verbesseren. (Wie dann solichs unnd derglichen · nit allein inn unnsserer gnedigen Herren unnd Oberen Statt Zürich · sonndern ouch anderen Chrystenlichen Oberkheiten Clösteren unnd Spitällen fürgenommen wirt.) Deßhalb zu disser obschwäbendenn · leydigenn Zyt · haben sy uß beweglichem Chrystenlichen yffer hernach geschrybne Ordnung gemacht · unnd

---

[1]) Stadtarchiv Winterthur A. 24.

[2]) ...haren, sichtbaren.

Digitized by Google

wyns halber nach messigung und gstaldtsamme etwas abbruchs gethann · der Hoffnung · werde sych kein guthertziger unnd recht verstendiger · denen ouch des Spitalls nutz anglegen ist. · dheinswegs darab entsetzen noch beschweren · sonnder (wie unwydersprächenlich unnd offenntlich am tag) zuhertzenn füeren · das der wyn in einem gar treffentlichen hochen · ouch zum theill unerhörtenn thüren gelt ist · fürnemmlich das Kynndtbetteren · alt betagte Krancke unnd presthaffte wyb und manns personnen, des wyns gar nach manglen muessen · ouch habliche unnd vermögenliche erliche Lanndtlüth · die hüpsch hab unnd gutt unnderhanden · gar selten wyn zetrincken · im grund erwegen · unnd sych dessenn danckbarlich settigen unnd benüegen lassen · ouch gedachte min herren gsaarlicher wyße nit hinderredenn · darumm ußrichtenn · als was maßen verdencken · besonders den Herren Gott helffenn anrüeffen unnd pitten · das er fürgenommnen Zorn in gnaden fallen lasse · ouch synn gnedig angsycht nit vonn uns wende · recht wyderumm mit gutten fruchtbaren und rychlichen Jaren vätterlich begaaben und gnaaden welle."

Durch diese Ordnung, die sich nur auf die Dienstboten und Werkleute bezog, wurden nun folgende Beschränkungen festgesetzt:

1. Dem jeweiligen Oberkarrer sollten künftig nur noch täglich „anderthalb maß wyns fürgsteldt werden · zenießen sins gfallens".
2. Den Roßbuben wird künftig kein Wein mehr gegeben, „soliche junge Knaben mögint sych woll des wassers behelffen".
3. Dem Müller und dem Bäcker „weliches ouch mertheils junge personnen" solle täglich jedem eine halbe Maß Wein gegeben werden.
4. Die Rebleute erhalten fortan nach Vollendung eines Werkes keinen Wein mehr.
5. Während es bisher Brauch gewesen war, an den heiligen Tagen „einen sester mit wyn, der sych in die acht m

Digitized by Google

gelouffen", zu geben, sollen künftig nur noch diejenigen Knechte, die sonst gar keinen Wein erhalten, an diesen Tagen jeder eine halbe Maß, „zuergetzligkeit" bekommen.

6. Den Mähdern im Heuet und Emdet wurde eine halbe Maß täglich geordnet.
7. Ebenso den Knechten, die in der Korn- und Haferernte Garben aufbinden.
8. Wenn man den Hanf „in die Ros"[1]) legt und wiederum daraus nimmt, solle künftig kein Wein mehr verabreicht werden.
9. Diejenigen, welche Garben in die Scheune abladen, erhalten jeder täglich eine halbe Maß.
10. „Denen, so zur zyt der ern unnd im herpst uff die zenden gaund[2]), dero onne den Rynder Knecht dryg unnd gar nach all wolbetagt sind, der selben sampt dem Rynder Knecht yedem solle alle tag zum ymbyß einhalb maß unnd znacht ouch yedem einhalb maß verlangen"[3]).
11. „Wen man das höuw uß dem Lyssithall[4]) heimfüert," läßt man dem Oberkarrer sein oben bestimmtes Quantum und gibt weiter keinen Wein mehr.
12. „So man wydet[5]), oder im holtz werchet, wirt man uß bevelch ernempter miner herren ouch niemants kein wynn mer geben."
13. Wenn „die tröscher frücht uff füerent" und man ihnen zu essen gibt, bekommt keiner mehr als $^1/_2$ Maß Wein.

---

[1]) Kleiner Teich, in welchem der Hanf eingeweicht wurde.

[2]) Das sind wohl die Zehntenschätzer.

[3]) Hier, wie überall in dieser Ordnung, kommt die damalige Anschauung zum Ausdruck, daß der Wein ein Heil- und Stärkungsmittel sei, somit namentlich kranke und alte Personen seiner bedürften.

[4]) Linsethal, die schmale von der Töß durchflossene Ebene zwischen Gamser und Kyburg.

[5]) Weiden schneidet.

Digitized by Google

14. „Ann Sannt Martins tag, da man bysher den wynn versucht hat, dentzemall alle unbscheydenheit unnd unmaß gebrucht, ouch vill anlaßes zu Allerlei ergernussen unnd unverschampte geben worden, haben min herren im besten umb mererer erbarkeit wyllen ouch uff ghept unnd allenklich abkennt nit mer zugestattnen."
15. Während bisher jeder Köchin „täglich drig groß holtzin bächer mit wyn worden", solle sie sich künftig täglich mit einem Becher begnügen.
16. Den Wäscherinnen, die nicht Dienstboten des Spitals sind, solle jeder täglich „zmorgen einhalb maß, zum ymbis ouch einhalb maß unnd wen sy uß gwäschen allen gemeinlich zwo maß wyn geben werden".
17. „Und wie untzher der myßbruch gwessen, das wen etwan ein personn, es syge im Oberen ald unnderen Spitall mit tod abgangen, das man denhin nach bestattung ein fester mit wyn zuvertrincken gebenn, halten unnd achten min Herren für ein rechte unordnung, heydischen bruch unnd übellstand."

Welche, nach heutigen Begriffen fast unglaubliche Quantitäten Weines den Dienstboten, Arbeitern und Taglöhnern des Spitals in guten, ja selbst nur gewöhnlichen Zeiten verabreicht zu werden pflegte, dafür gibt die am 6. Oktober 1703 neu bekräftigte aus dem 17. Jahrhundert stammende „Kellers ordnung und pflicht" [1]) Auskunft. Das „Ordinäri" hält sich zwar noch in relativ bescheidenen Grenzen. So empfingen z. B. der Meisterknecht und der Wasserknecht mittags und nachts zusammen je 1 Quart, d. h. zwei Maß Wein, der Senn und seit 1707 auch die Rinderknechte je 1/4 Maß, der Wagner je 1/2 Maß, „die ob dem so zenanten Bueben Täffeli sitzen", je 1/4 Maß, die Köchin

[1]) St.-A. W. A. 24.

Digitized by Google

je 1/2 Maß; die übrigen drei Mägde (die Herrenmagd, Siechenmag und Schweinemagd) bekamen nur am Sonntag zusammen 1 Maß Wein. Jeden Sonntag erhielten die Knechte zur Feier des Tages insgemein noch 1 Maß über das Ordinäri und jeden heiligen Tag zwei Maß. Taglöhner bekamen zum Abendbrot 1/2 Maß Wein, ebenso die Dienstboten, wenn sie mit ihnen arbeiteten, sogar diejenigen, welche am Bubentische saßen. Handwerkern pflegte man um neun Uhr und abends je 1/2 Maß zu verabreichen. In der Aderlaßzeit empfingen die Dienstboten, falls sie nicht über diese Zeit nach Hause gingen, während zwei bis drei Tagen außer ihrem Ordinäri mittags und nachts je 1/4 Maß Wein zur Stärkung.

In den Zeiten „der absonderlichen Werke" griff aber eine andere Ordnung Platz und solche Zeiten gab es oft im Jahre! So erhielten z. B. die Knechte, die ins Linsethal zu Acker fahren, oder dort ansäen oder eggen mußten, je eine Maß Wein nebst Brot und Zieger über das Ordinäri. Beim Ansäen der Felder mit Korn, Roggen, Weizen, Haser ꝛc. bekam jeder Knecht am Morgen, zu Mittag und nachts je eine halbe Maß Wein, die Mägde, welche „undergan" [1]), je 1/4 Maß. „Und wan man mit anseehen und eggen fertig ist, gibt man allen knechten und mägden insgemein ein gebürenden trunck, auf eine persohn ungfahr drey viertel maß wein." Fremde Ablader, die Zehnt- und andere Früchte in den Scheunen des Spitals abzuladen hatten, empfingen nebst vier Broten des Tages am Morgen, um neun Uhr, abends und nachts je eine halbe Maß Wein. Ebenso wurden während des „Linsenthaler- und Eschenberger Heuets", sowie im Emdet jedem Mähder täglich zwei Maß Wein verab-

[1]) Dazwischen gehen, dem Sämann vorangehen zwischen dem zu bestreuenden und dem bereits bestreuten Gebiete, um ihn vom Ueberfäjen abzuhalten. Schweiz. Idiotikon II. 13.

Digitized by Google

reicht. Das „Aeschenberger zühnen“ [1]), das Rathsamen und Rühren der Frucht“, das Säubern derselben zur Saat, das Einheimsen der Früchte, das Dreschen, „das Haufen“ und „Hauffleuchen“ [2]), das Düngen der Felder, die „Räben arbeiten“, das „Stecken tannen (Rebstickel) hauwen und füehren“, „Widhauwen“, „Wuehren“, „Wümmen“ und „Trucken“, „Wallmen raumeten“ (Räumungen des Tenns), „heimblichkeith us füehren und lehren“ [3]) und noch manche andere Geschäfte hatten eine Steigerung des Ordinäri oft bis auf zwei Maß, das Garbenbinden, Korn- und Haferschneiden sogar bis auf $2^1/_2$ Maß pro Kopf zur Folge. Alljährlich mußten die Fruchtvorräte des Spitals der Rechnungsablage wegen einmal gemessen werden. Bei dieser Arbeit erhielten der Immeler, sowie die Knechte, eigene und fremde, jeder am Morgen, um neun Uhr, mittags und abends je eine halbe, nachts eine ganze Maß, also pro Tag volle drei Maß Wein. Das nämliche Quantum bezogen auch die „Hauftarer“, die den Hanf über einem Feuer dörrten, da bei dieser gewöhnlich von Männern besorgten Arbeit Rauch und Hitze großen Durst verursachten. Wurden die Karrer nach Pfäffikon geschickt, um die Zehentfrüchte abzuholen, „so gibt man einem jeden morgens, ehe sie hinweg fahren, ein halb maß wein, fehrner auf die straß zusammen sechszehn broth und sechszehn maß wein; wan sie wiederumb heimb komen, jedem ein halb maß wein, ein halb bröthli und zu nacht widerumb also“. Da damals laut fol. 15 der Ordnung vier Karrer waren und die Hinfahrt nach

[1]) Das Einzäunen der Wiesen im Eschenberg.

[2]) Das Ansäen und das Ausziehen des Hanfes.

[3]) Bei diesem Geschäft hatte der Spital nicht nur den Knechten eine Maß Wein und ein halbes Brot über das Ordinäri zu geben, sondern mußte auch noch nach altem Brauch „dem Herrn Stadtrichter Forrer, wan man die heimblichkeit durch sein Haus lehret, täglich zwo maß wein und 2 broth verabfolgen“.

Digitized by Google

Pfäffikon, das Aufladen der Früchte und die Rückfahrt wohl zwei Tage beanspruchte, empfing also ein Karrer am ersten Tage 2½ und am zweiten Tage dieses „absonderlichen Werkes“ drei Maß Wein.

In allen diesen Fällen spielte die Quantität des verabfolgten Weines die Hauptrolle. Bisweilen wurde aber auch auf die Qualität Gewicht gelegt. So schreibt des Kellers Ordnung f. 56 unter dem Titel „Zehendknechten beeidigung“ vor: „auf die ernd gibt man ihnen 13 iedem 1 maß wein aus dem Kind beter faß und 1 brot; im herbst den 10 mäßigen Sester mit wein aus Kellers feßli und zwei gmein ziger“. Auch die sechs „verdingten trösher“, d. h. diejenigen, welche nicht im Taglohn arbeiteten, sondern das Dreschen für eine vereinbarte Summe besorgten, erhielten wöchentlich einmal eine Probe aus des Herrn (Spitalmeisters) Keller. „Wan sie zu ende der wuchen den lohn abholen, gibt man Ihnen uß dem herrn keller zusamen von der gatung wein wie man den Kindbeteren schicket oder den krancknen, zwo maß wein [1]).

Während wir bisher hauptsächlich die Fürsorge für das männliche Dienstpersonal kennen lernten, wollen wir nun sehen, wie der Spital auch seine Mägde und Taglöhnerinnen vor dem quälenden Gefühle des Durstes zu bewahren trachtete.

Wie schon oben p. 222 mitgeteilt wurde, bekamen die drei Mägde gewöhnlich keinen Wein. Während die Köchin täglich eine Maß empfing, mußten sie sich alle drei mit einer Maß an Sonn- und Festtagen begnügen. Doch auch für sie galten die Ausnahmebestimmungen der zahlreichen „absonderlichen Werke“.

---

[1]) Kindbetterinnen, kranke Bürger und Bürgerinnen empfingen nach altem Brauch aus dem Spital guten Wein zur Stärkung. Das Faß „in dem herrn keller“, das den Wein erster Qualität enthielt, hieß deshalb das Kindbetterfaß. Auch das oben genannte „Kellers feßli“ wird einen guten Tropfen enthalten haben.

Digitized by Google

„Im Jeten der Früchten“ bekamen sie, wenn sie vormittags jäten gingen, mittags zusammen eine Maß Wein, gingen sie aber erst am Nachmittag, so hatten sie nur nachts eine Maß. Beim „Gartnen“ erhielten die Mägde und die Köchin jede zum Abendbrot eine halbe Maß Wein. Halfen sie beim Aufäen des Getreides mit „undergan“, so empfingen sie morgens, mittags und nachts jede 1/4 Maß. „Im haufet und hauf leuchen“, bei allen Rebarbeiten und beim Ausziehen der Rüben überschritt das Quantum der einzelnen Person bereits eine Maß. Bei diesen Werken erhielten sie nämlich mittags zusammen eine Maß, abends jede eine halbe Maß und nachts insgemein wieder eine Maß. Eine weitere Steigerung brachte das „Hauf rätschen“. Jede „Rätscherin“ empfing morgens, mittags und abends je 1/2 Maß Wein. In der Korn- und Hafererernte bekamen die Mägde um neun Uhr und abends jede eine halbe Maß, mittags und nachts alle drei zusammen jeweilen eine Maß, also pro Kopf 1 2/3 Maß Wein. „Im Heuwet und Emdet“ stieg ihr Quantum sogar auf 1 3/4 Maß. Jede Magd und Taglöhnerin erhielt während dieser strengen Zeit am Morgen 1/4 Maß, für Mittag und Abendessen eine Maß und nachts eine halbe Maß; „und wan sie zu nacht kein milch haben, fühlt man Ihnen das käntli noch ein mahl“. In letzterem Falle wurde also sogar das Quantum von zwei Maß Wein noch erheblich überschritten.

Außer diesen landwirtschaftlichen gab es auch noch häusliche „absonderliche Werke“, deren Verrichtung den Mägden durch tägliche Verabreichung von ein bis zwei Maß Wein erleichtert wurde; so das „Kerzen tuncken[1]), Stuben fägen, Gschirr fägen aufs meister mahl, Fleisch in das Kamin hänken und bändlen“. Beim „Ancken siehden“ steigerten Dampf und Hitze den Durst, daher „vorderen die mägd zusamen drey maß wein drey broth“.

[1]) Kerzen herstellen durch Eintauchen von Schnüren in Unschlitt. (Vermutung von Herrn Prof. Dr. Schwyzer.)

Digitized by Google

„Man soll es Ihnen geben", sagt die Ordnung. Eine ähnliche Wirkung hatten die Wäschen und Garnwäschen. Die Wäscherinnen und die ihnen helfenden Mägde empfingen deshalb am Morgen, mittags und nachts je drei Maß zusammen „und zu letzt noch ein kanten voll zusamen". Auch das „Bestreichen" [1] scheint eine Arbeit gewesen zu sein, die viel Durst verursachte. Deshalb erhielt jede Bestreicherin des Tages zwei Maß Wein. Die bei dieser Arbeit helfenden Mägde und die Köchin bekamen am Morgen und um neun Uhr zusammen je $1^1/_2$ Maß, nachts weitere zwei Maß „und dan zu letzt gibt man allen insgemein ein kanten mit wein".

Wir sehen, daß Mägde und Taglöhnerinnen den Spitalwein nicht weniger bekömmlich fanden als die Taglöhner und Knechte und in bezug auf Trinkfestigkeit dem männlichen Geschlechte wenig nachstanden.

Außer diesen mannigfaltigen wirklichen „absonderlichen Werken" zählt des Kellers Ordnung unter dieser Rubrik auch noch eine Anzahl von Freuden- oder Traueranlässen auf, da solche immer mit einem guten Trunke gefeiert wurden, für dessen Verabreichung der Keller zu sorgen hatte. Auch sie lassen einen Blick tun in unsere alten, zum Teil erloschenen Volkssitten.

„Für Herrn Spithalmeister und Schreibers würgeten [2] gibt man den pfrüendern und diensten ein gebührenden trunck [3] und iedem ein halb bröthli"; ebenso an „neuw Jahr, wan sie

---

[1] Die sog. Gefässe der Bettstücke inwendig mit „Licki" bestreichen, um das Hervordringen der Spitzen der Federschäfte und das Eindringen von Staub zu verhüten, eine Arbeit, die früher regelmäßig an neuer Bettwäsche vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt wurde. (Schweiz. Idiotikon III. 1249.)

[2] Die Würgeten ist die Darbringung des Glückwunsches am Namens- oder Geburtstage.

[3] Als „gebührenden trunck" bestimmt des Kellers Ordnung an anderer Stelle $^3/_4$ Maß.

Digitized by Google

für Herrn Spithalmeisters stuben komen und singen". An der Fasnacht empfingen die Knechte, Mägde, Pfründer und „die ob dem bueben täffeli" nach altem Brauch einen Eimer Wein. Ein andermal erhielten sie das gleiche Quantum unter dem Namen Bohnenwein[1]).

Wohl an St. Martinstag wurde im Spital „die Mostsuppen"[2]), bestehend aus „einer kanten mit win und zwei broth unter folgende Personen ausgeteilt: „M. G. H. den kleinen Räthen, herrn Stadtschreiber, beiden heren Rechenheren vom großen Rath, allen heren Geistlichen und Schulmeister, dem schreiber, dem hausmeister, den drei dienern und Stattbott, der ganzen nachbaurschaft bey dem Spithal im winkel · desgleichen eines heren Spithalmeisters kinder und gschwüsterten · dem keller". Die Pfründer bekamen unter diesem Titel „zehen fierling wein lauter maß zusamen und jeder 1/2 brot".

An Stelle der ehedem dreimal im Jahr (an der alten Fasnacht, am Auffahrts- und Pfingsttag) unter die Pfründer und Dienstboten verteilten Luggmilch[3]) wurde nun Wein ausgeteilt, der aus diesem Grunde den sonderbaren Namen „Luggmilchwein" führte. „Die pfründer und dienst haben alle Jahr drey luggmilchen ghabt, ein ieder absonderlich · darfür gibt man ietzunder allwegen einem für ein luggmilch ein maß wein, 1/2 broth." Als Verfalltage dieses Luggmilchweines wurden der 24. März, der 3. und 10. April festgesetzt.

Die trüben Tage von Krankheits- und Todesfällen im Spital spiegeln sich ebenfalls in des Kellers Ordnung, denn auch sie hatten jeweilen eine nicht unbeträchtliche Steigerung des Verbrauches von Wein und Brot zur Folge. So oft ein Geist-

---

[1]) Die Bedeutung dieses Wortes ist unbekannt.
[2]) Vgl. die Ordnung von 1589, Bestimmung 14 p. 221.
[3]) Siehe oben p. 213 und 214.

Digitized by Google

licher eine kranke Person im Spital besuchte, erhielt er · jedes mahl zwo maß wein und zwey broth". Starb ein Insasse des Spitals, so empfingen der Geistliche, welcher die Leichenpredigt hielt, und derjenige, welcher die verstorbene Person verkündete, das gleiche Quantum. Der Tischmacher bekam, „wan er den baum[1]) bringt", eine Maß Wein und ein Brot; ferner (wahrscheinlich nach der Beerdigung) zwei Maß Wein und zwei Brote, ebensoviel der Totengräber und der Siegrist. Die Siechenmagd, „so wachet und die verstorbene persohn versorget", hatte Anspruch auf drei Maß Wein und drei Brote. Die Knechte endlich, welche den Toten zu Grabe trugen, wurden für diesen Dienst christlicher Nächstenliebe durch einen Vierling Wein entschädigt[2]). Jeder Todesfall im Spital hatte somit für diesen die Ausgabe von 22 Maß Wein und 14 Broten zur Folge.

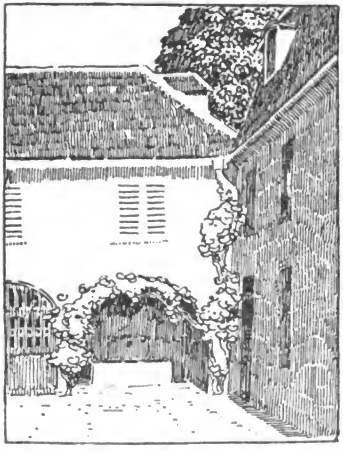
Wir haben aus diesen Spitalordnungen Winterthurs ein Bild des alltäglichen Lebens einer gut situierten Kleinstadt aus längst vergangener Zeit kennen gelernt. Familiäre Gemütlichkeit spricht aus demselben und die allgemeine Freude an heiterem, sorglosem Lebensgenuß. Dagegen gehören rastloser Tätigkeitsdrang, Genügsamkeit und Einfachheit nicht zu seinen charakteristischen Merkmalen.

---

[1]) Sarg.

[2]) Von der in der Verordnung von 1589 ausgesprochenen Verurteilung dieser Sitte als „heydischen bruchs und übelstands", vgl. oben p. 221, war man offenbar schon längst wieder abgekommen.

Digitized by Google



Hof in der Liegenschaft zum Neuberg, Hirschengraben Nr. 60.

Zur Geschichte der Zensur im alten Zürich.

Von Ad. Jacob.[1])

Die Geschichte der zürcherischen Zensur setzt mit dem Moment ein, da der zürcherische Buchdruck in Folge der Reformation eine größere Bedeutung gewann. Am 3. Januar 1523 bestellte der Rat eine Aufsichtsbehörde über alles, was in Zürich gedruckt werden sollte; diese bestand aus fünf Mitgliedern: Bürgermeister

[1]) Zu der nachfolgenden Skizze wurden hauptsächlich die Manuale im Zürcher Staatsarchiv und die Memorabilia Tigurina von Vogel benutzt. Vgl. auch Lavater und die Bücherzensur von Hermann Escher, Zürcher Taschenbuch 1902.

Digitized by Google

Schmid, Ulrich Zwingli und Chorherr Heinrich Utinger nebst den Räten Heinrich Walder und Binder [1]). Wenige Tage hernach bekam die Zürcher Obrigkeit ein vom 20. Januar 1523 datiertes Schreiben des Reichstages zu Nürnberg [2]), worin der Statthalter des Kaisers, die Churfürsten, Fürsten und andere Stände des Reiches sich an die Eidgenossen wandten und ihnen befahlen „um der geverlichen irrigen mißverstende unsers heiligen christlichen glaubens, so ytzo durch allerley unbedechtlich ausschreiben, druck und lere allenthalben bey dem gemeinen man entsteen, . . . hinfurther nichts news mehr zu drucken, es sey, was es woll, dasselbig sey dan zuvor durch etlich unsere erbare verstendige gelerte personen, so unser jeder in sunderheit darzu orden soll, besichtiget und zugelassen . . ."

Am 21. Mai 1524 befahl der Rat den Zunftmeistern Walder und Binder, Aufsicht über die Zürcher Buchdrucker zu halten, sowie fremde Buchdrucker, die in der Stadt Bücher feilbieten, zu überwachen, damit sie „nüt ungeschickts verkoufint". 1546 wurde verordnet: „es soll hinfür kein Drucker . . . (irgendwelche) Bücher, Lieder, Sprüch noch ander, noch kleines noch großes, darin nüd ausgenommen, es syg vorhin gedruckt oder werd sonst in Druck gegeben, annehmen noch drucken hinterrucks und ohne Vorwissen der verordneten Herrn, denen sie das, so in Druck kommt, anzeigen, die je zu Zeiten dasselbe besichtigen sollen; und so sie ihnen erlauben zu drucken, mögen sie alsdan darin fürfahren". Im Jahr 1553 beschloß der Rat, daß künftighin die Zensurbehörde bestehen solle aus einem der Stadtgeistlichen, aus einem Mitglied des kleinen und einem des großen Rates. Es wurde ihnen aufgetragen, „alles das, so man allhie

---

[1]) Aktensammlung zur Geschichte der zürcher. Reformation von Emil Egli, p. 112, Nr. 319.

[2]) Im Zürcher Staatsarchiv.

Digitized by Google

zu trucken understadt, zuvor eigentlich zu besehen und zu erlesen". Den Buchdruckern wurde zugleich die Pflicht auferlegt, jedem der drei Zensoren als Entschädigung für ihre Mühe je ein Exemplar des betreffenden Werkes zu verabfolgen. Im Jahr 1560 wurde die Zensurordnung erneuert, im Jahre 1565 eine neue ausgearbeitet und erlassen.

Ohne vorhergegangene Untersuchung und Genehmigung seitens der Zensurkommission durfte in der ganzen folgenden Zeit, d. h. während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts absolut nichts dem Druck übergeben werden. Professor Joh. Caspar Fäsi schreibt 1798 in der „Freitagszeitung" (Nr. 12):

„Vor der Zensurkammer mußte sich ein jeder Buchdruker und Buchhändler von Zürich mit dem Handgelübd feyerlich verpflichten, Nichts in den Druk zu nehmen, ohne Bewilligung eines der Censoren. Sogar Kirchen- und Schulbücher waren der Censur unterworfen; am meisten aber die Kalender und die Zeitungen. Diese wurden jederzeit genau untersucht und zuweilen scharf geprüft. Der Herausgeber mußte es sich gefallen lassen, wann nicht nur einzelne Wörter und Zeilen, sondern wann auch ganze Artikel durchgestrichen wurden. Jedem Befehl unterzog man sich willig und pflichtmäßig, auch in den Fällen, wo man die Gründe des Verbotts nicht einsehen konnte. Freilich war der Beruf eines Censors keineswegs der angenehmste; aber auch die Verfasser der Zeitungen hatten öfters viel Verdruß und Mühe und Arbeit und Zeitversäumniß und Unkosten zu ertragen, ohne dafür von jemandem entschädigt zu werden. Den Verfassern blieb indeß der große und beruhigende Vortheil, daß, sobald sie einmal die schriftliche Druk-Bewilligung des Censors in den Händen hatten, eben dieser Unterschrift wegen jede Verantwortlichkeit nicht auf die Zeitungsschreiber, sondern auf den Censor fiel; denn wie könnten oder sollten die Schreiber noch verantwortlich seyn können, die die eigenhändige Unterschrift und Druk-Bewilli-

Digitized by Google

gung des Censors vorweisen können, mithin das obrigkeitliche Tribunal der Censur-Kammer zu ihrem Schuz und Schilde haben?"

Ebenso streng war man mit den auswärts gedruckten Büchern und Blättern; ja, nicht einmal Kupferstiche durfte man ohne Bewilligung der Zensurbehörde in den Buchhandlungen feilbieten. Fehlbare wurden mit Konfiskationen der Werke, mit Geldbußen oder sogar mit Gefängnis bestraft. Wir greifen zur Bekräftigung dieser Behauptung einige Beispiele aus den Ratsprotokollen heraus.

Im Jahre 1622 wurden die Buchdrucker Hardmeyer, Wolf und Schulmeister Reinacher, jeder um 2 Mark Silber gestraft, weil sie wider die bestehende Zensurordnung und trotz Verwarnung Zeitungen und Traktätlein gedruckt hatten. Hardmeyer und Wolf kamen nur mit Geldstrafe und mit der Androhung davon, daß man ihnen künftighin das Drucken gänzlich verbieten werde, wenn die Manuskripte, die sie setzen, nicht zuerst „gebührlich censiert und approbiert" wären. Dem Schulmeister Reinacher hingegen wurden die Buchstaben und Pressen weggenommen und aufs Rathaus gebracht. 1627 wurden die von Buchdrucker Bodmer herausgegebenen Exemplare eines lateinischen Lobspruches über den Tod des Grafen von Mansfeld, weil darin hohe Standespersonen angetastet werden, mit Beschlag belegt. 1628 mußte Buchdrucker Hamberger, der ohne Erlaubnis ein Büchlein unter dem Namen Sebastian Allborn „über die Erkenntnis des heiligen Namen Gottes" gedruckt, darüber man sich in Bern geärgert hatte, bei seinem Eid alle Exemplare den Zensoren zur Vernichtung ausliefern. 1676 wurde das vom Landrichter Wuhrmann von Wiesendangen verfertigte Büchlein „die eidgenössische Dam" konfisziert, das Kupfer „unnütz gemacht" und ihm das obrigkeitliche Mißfallen bezeugt. 1681 wurde der Buchdrucker Hamberger wegen Anfertigung eines

Digitized by Google

schimpflichen Liedes über die Einnahme der Stadt Straßburg, darin „der römische Kaiser empfindlich chokiert wird", durch die Herren Nachgänger (Untersuchungsrichter) ernstlich gestraft und verwarnt. 1682 wurde dem Buchdrucker Müller das gedruckte „Läftertraktätli" konfisziert, supprimiert und ihm die Druckerei abgekennt. 1757 wurde Buchdrucker Heidegger, weil er gewagt hatte, Exemplare eines Buches Pucelle d'Orléans[1]) zu verkaufen, um 10 Mark Silbers gebüßt und in Verhaft gesetzt. Und am 30. Juli 1766 erließ die Canzley der Stadt Zürich folgende Warnung:

„Da ein höchst ärgerliches und unsere heilige Religion und deren göttlichen Stifter mit abscheulichen Lästerungen entehrendes Buch unter dem Titel: Abrégé de l'Histoire Ecclésiastique de Fleuri, traduit de l'Anglois, Berne 1766, entdeckt, die in hiesigen Buchläden befindlichen Exemplare eingezogen und durch den Scharfrichter verbrandt worden, so wird hiermit auf hohen Befehl jedermänniglich gewarnt, diese verdammliche Schrift, wo sie besessen würde, unnütz zu machen; daneben der sorgfältigsten Wachsamkeit der verordneten Zensur-Commission ernstlich aufgetragen ist, einen jeden Besitzer dieses Buches, der entdeckt werden kann, mit unverschonter Buß und Straff anzusehen."

Im Jahre 1769 erregte in Zürich und auf dem Lande die Zensur-Affaire „Meister" großes Aufsehen. Jacob Heinrich Meister aus Küßnacht, Geistlicher, französischer Schriftsteller und aufgeklärter Philosoph, las im Frühjahr 1768 in der Donnerstagsgesellschaft junger Zürcher Patrioten einen französischen Aufsatz vor, den er, von verschiedenen Seiten aufgefordert und ermutigt, im Mai 1768 unter dem Titel: «De l'origine des principes religieux» anonym und ohne Angabe des Namens des Verlegers Rudolf Füeßli in Zürich drucken und verkaufen ließ.

[1]) Verfasser war Voltaire; die erste Ausgabe erschien 1755.

Digitized by Google

„Ein halbes Jahr lang blieb alles ruhig, und der angehende Autor sonnte sich behaglich in dem doppelten Ruhme, einen bedeutenden Inhalt in elegantem Französisch geboten zu haben. Das sollte nun freilich anders werden. Es wurde erst geflüstert, dann immer lauter wiederholt, der junge Meister von Küßnacht sei ein ruchloser Atheist, er habe ein abscheuliches Pamphlet gegen die Religion verfaßt. Man deutete mit Fingern auf ihn; die Leute, die ihn nicht gelesen noch lesen konnten, schrien am ärgsten [1])."

Die Obrigkeit ersuchte im April 1769 den Präsidenten der Zensoren, Junker Schwarzenbach, die Schrift zu konfiszieren, die verkauften Exemplare durch das Wochenblatt abfordern zu lassen [2]), die Drucker (Rudolf Füßli, Heinrich Füßli und Reformationsschreiber Escher), die sich aus Angst vor der Obrigkeit selbst angezeigt hatten, zu verhören und den Verfasser vorzuladen. Dieser letztere floh zu seinem Schwager, Pfarrer Heß in Hauptwil (Thurgau). Beim Verhör erklärte Rudolf Füßli, er habe die Zensur hintergangen, das gebe er zu; das sei aber sein Brauch schon seit 10 Jahren, wenn unverdächtige Personen, besonders Geistliche, ihm ein Buch zum Verlegen anbieten. Wozu hätte

---

[1]) Breitinger, Heinrich Meister's Preß-Affaire von 1769 in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 106 u. ff. (1883).

[2]) Das geschah in den „Donnerstags-Nachrichten" Nr. XVII vom 27. April 1769. Die Bekanntmachung hat folgenden Wortlaut:

Avertissement

Demnach Unsere Gnädige HHerren in Erfahrung gebracht haben, daß eine gewiße sehr ärgerliche Schrift, unter dem Titel: «De l'origine de principes religieux» in hiesiger Stadt herumgeboten worden: Als haben Hochdieselben zu Verhütung, daß selbige nicht weiters ausgebreitet werde, für notwendig erachtet, alle diejenigen, welche ein oder mehrere Exemplare derselben bei Handen haben möchten, bey ihren bürgerlichen Pflichten zu ermahnen, dieselbe an Ends bemeldete Canzley zu Hoch-Obrigkeitlichen Handen unverzogenlich einzuliefern. Datum den 26ten Aprilis 1769. Unterschreiber-Canzley der Stadt Zürich.

Digitized by Google

er auch der Zensur unnötige Mühe machen sollen? Reformationsschreiber Escher erklärte, er habe von der Broschüre nichts gewußt, bis das „Geschrei" losgegangen; dann erst habe er sie gelesen, „sehe aber beim Durchlesen ganz mit Schrecken eingenommen worden." Heinrich Füßli hatte „seit vier Wochen unbeschreiblichen Gram und Kummer ausgestanden".

Am 29. April reichte Rudolf Füßli dem Bürgermeister Heidegger ein Abbitte-Schreiben ein, das durch seine Demut, Ängstlichkeit und Zerknirschtheit ein charakteristisches Denkmal jener Zeit bildet. Da heißt es, er sei kein dummer Gotteslängner, der mit frechem Spotte und unbändigem Witze die Religion schände. Am meisten peinige sein Gewissen „der nagende Vorwurf, das Werkzeug einer so abscheulichen Bosheit geworden zu sein. Ein nichtswürdiger Bösewicht, ein ruchloser und höchst strafwürdiger Verbrecher würde ich in Ihren Augen, gnädige Herrn, und in den Augen der ganzen ehrbaren Welt sein, wenn ich diese Schandschrift gedruckt hätte, nachdem ich sie gelesen." Auch der billige Preis sei ein Beweis seiner Unschuld. „Zwölf Schillinge ist das Büchlein wert, sein Inhalt mag sein welcher er will. Ein verbotenes Buch von dieser Größe und von solchem Inhalte wird von gewinnsüchtigen Schurken zehnmal teurer verkauft und von Toren à tout prix gesucht."

Selbst der freisinnige Chorherr Breitinger fand, „das Meister'sche Skriptum sei von französischem Witze und artificio angefüllt" und hielt es für bedenklich, daß es in einigen Zürchergemeinden Leute gebe, die fleißig und eifrig sich mit der französischen Sprache abgeben, um den Voltaire lesen zu können.

Dreimal wurde Meister von dem Zensuramt aufgefordert, vor ihm zu erscheinen. Als dies nicht geschah, fällte der kleine Rat am 21. Juni folgendes Urteil: „Magnifici haben einmütig erkannt, daß obgedachte Schrift, und zwar die erste und zweite Auflage derselbigen, ihres so verwegenen, spöttischen und schänd-

Digitized by Google

lichen Inhaltes wegen öffentlich durch den Scharfrichter verbrennt werde, der Verfasser, Meister von Küßnacht, des geistlichen Standes entsetzt sein solle; und weil er auf die an ihn ergangene hochobrigkeitliche Citation hin ungehorsam ausgeblieben, so ist er contumaciter dahin verurteilt worden, daß, wenn er in hiesiger Stadt oder Immediat-Landen betreten würde, er alsobald angehalten und gefänglich in Wellenberg gesetzt und in den gemeinen Herrschaften nicht geduldet werde. Welches hiemit den Herren Land-Vögten besagter Herrschaften zu kommunizieren ist."

Betreffend die Buchhändler wurde verfügt: „Es solle Herr Rudolf Füßli bis auf nächstkünftigen Samstag auf das Rathaus gesetzt, ein Jahr von der Zunft ausgeschlossen, am Samstag aber ihm und seinem Vetter Herrn Heinrich Füßli das hoch obrigkeitl. Mißfallen bezeugt werden. Die Firma bezahlt die Prozeßkosten und eine Geldstrafe von 40 Mark Silber."

Bei dieser Gelegenheit sprach sich J. J. Bodmer in einem Brief an den Vater Meisters über die Preßfreiheit aus. Er schreibt: „Sie wissen noch nicht, wie ganz ich für unbegrenzte Toleranz eingenommen bin. Ich würde das Zensuramt gänzlich abschaffen. Ich halte für einen albernen Begriff, daß Bücher gefährlich seien. Die Wahrheit kann von keinem Angriffe leiden." Und Voltaire schrieb über Meister und seine Broschüre folgende Worte: «Notre Zuricois ira loin. Il à mangé hardiment de l'arbre de science dont les sots ne veulent pas que l'on se nourisse, et il n'en mourra pas.»

Als Meister im Jahre 1772 eine Bittschrift um Begnadigung einreichte, worin er beklagte, die Ideen „der flüchtigsten aller Nationen" in Zürich verbreitet zu haben, wurde ihm aus besonderen Gnaden der künftige freie Aufenthalt in seinem Vaterlande und der Genuß seiner Bürgerrechte geschenkt, im übrigen aber das Urteil (Amtsentsetzung) vom Jahre 1769 bestätigt.

Digitized by Google

Aus den angeführten Beispielen geht zur Genüge hervor, daß sich mit der Zeit der Zürcher Behörden eine Ängstlichkeit bemächtigte, die „zu oft vor dem freien Aufschwung des Denkens erschrak und jene Einseitigkeit vorbereitete, welche das siebzehnte Jahrhundert in einem so schroffen Gegensatz mit dem sechzehnten stellt[1]." Ein guter Teil dieser Ängstlichkeit und Strenge der Zürcher Obrigkeit ist der Politik zuzuschreiben. Als Vorort, wollte Zürich in Frieden mit den andern Eidgenossen leben und reagierte oft sehr schnell auf Beschwerden und Klagen, die von andern Ständen gegen Erzeugnisse der Zürcher Druckerei kamen.

Einige Beispiele mögen dies belegen. Im Jahre 1700 wurden der Maler Johannes Wirz als Autor und Buchbinder Lindinner als Verfertiger eines Traktätleins «Effigies justiciæ et fortunæ», über welches der Stand Appenzell-Außerrhoden klagte, vor die Nachgänger beschieden, ihnen das Mißfallen bezeugt, die Exemplare abgefordert und vernichtet. 1769 wurden auf Klage des Standes Luzern gegen zwei in Zürich gedruckte Schriften, die eine mit dem Titel: „Reflexionen eines Schweizers über die Frage, ob es der katholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regulären Orden gänzlich abzuschaffen oder wenigstens einzuschränken", die zweite betitelt: „Widerlegung dieser Reflexionen", diese Schriften verboten und dem Verfasser der letztern, Zunftschreiber Heidegger, der Orellischen Buchhandlung und Johann Kaspar Ziegler, der in den „Monatlichen Nachrichten"[2], eine anpreisende Rezension beider Schriften

---

[1]) Gerold Meyer von Knonau. Geschichte der Zensur in Zürich.

[2]) „— — Die Schrift ist wert, gelesen zu werden. Sie kommt von einem Mann her, welcher gesunde und vernünftige Begriffe von der Religion zu haben scheint und dessen Herz davon eingenommen ist . . . Ich beschließe diese Nachrichten mit den Worten des Heilandes: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Monatliche Nachrichten. Heumonat 1769.

Digitized by Google

drucken ließ, das Mißfallen bezeugt und ersterem 25 Mark Buße auferlegt.

Oft kamen auch Klagen auswärtiger Regierungen über Notizen oder Artikel, die in Zürcher Zeitungen erschienen waren. Die Zürcher Behörden ließen es sich nicht zweimal sagen und schritten energisch ein. 1690 rügten die Behörden die Zeitungsschreiber, weil in einer Pariser Korrespondenz, die in den Zürcher Zeitungen abgedruckt war, der Papst beschuldigt wurde, eine «Fille naturelle» zu besitzen. 1693 beschwerte sich der Envoyé Extraordinaire d'Hervart, daß in hiesigen gedruckten Zeitungen „Ihre Königl. Majestät von Großbritanien nur als ein Prinz d'Oranien traktiert werde". Darauf zeigten die Behörden den Komponisten der Geßner- und Schaufelbergerschen Zeitung an, daß sie von nun an alles dasjenige „so gekrönten Häuptern, Hochständen oder ganzen Nationen partikulariter zur Präjudiz dienen möchten, sorgfältig ausweichen und den einlangenden historischen Bericht nude (!) beisetzen" sollten. Es wurde ihnen des fernern eingeschärft, den König Wilhelm von Britanien eben als König und nicht als Prinzen zu titulieren.

Die Zensur bewachte nicht nur die in Zürich gedruckten Bücher, Zeitungen und Kalender, sondern auch die Erzeugnisse auswärtiger Druckereien. Es erließ beispielsweise der Zensurschreiber am 11. Juli 1756 folgendes Avertissement: „In Kraft der unter dem 27. Nov. letzthin communizierten Ratserkanntnus wird hierdurch samtlichen Herren Buchdruckern, Buchhändlern, Buchbindern und übrigen Verkäufern der Calendern wissend gemacht, daß selbige von nun an nicht mehr befügt sein mögen, auswärts gedruckte Calender (wegen ihrem bisweil-anstößigen Inhalt) in hiesiger Stadt und Landschaft zu verkaufen, es habe dann zuvor von aller und jeder Gattung und Art ein Exemplar gleich dem hiesig gedruckten Calender allhier die Censur passiert und von daselbst die Bewilligung sothanen Verkaufs er-

Digitized by Google

halten, sonsten die hierwider Handelnde ohne Ansehen der Person und einiges Verschonen zu Hochoberkeitlichem Straf-Ernst verzeigt werden sollen."

Sogar auf Inserate erstreckte sich die Zensur.

Trotz der außerordentlichen Wachsamkeit der Zensurbehörden ist aber doch manches freie, kühne Wort geschrieben worden. Die Flut der Schriften und Zeitungen, die sich über Zürich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ergossen hatte, war so groß, daß die Zensurbeamten lange nicht von allem, was gedruckt worden war, Kenntnis haben konnten. Solch ein kühner, beißender Artikel, den die Zensurbehörden sicherlich übersehen haben, da er doch gerade gegen sie gerichtet war, ist das folgende Manifest, das wir wörtlich in den von Joh. Kaspar Ziegler herausgegebenen „Monatlichen Nachrichten" (Januar 1777) finden:

Manifest der hohen Pforte
gegen die
Freyheit der Presse.

Wir, Jussuf, Cherebi, von Gottes Gnade Musti des H. Ottomanischen Reiches, Licht der Lichter, Auserkohrner unter den Auserkohrnen, allen Muselmännern, die gegenwärtiges zu Gesichte bekommen, Dummheit und Segen!

Da es sich also befindet, daß Said Effendi, weiland Bottschafter der hohen Pforte bey einem kleinen Staate, Namens Deutschland, zwischen Italien und Frankreich, die höchverderbliche Kunst der Buchdruckerey nach Stambul zu bringen gewagt hat, so hat es nach reifer Erdaurung der Sache und sorgfältiger Berathschlagung mit unsern ehrwürdigen Brüdern, den Kadis und Imans dieser kaiserlichen Hauptstadt, insonderheit auch mit den Fakirs, deren loblicher Eifer gegen alles, was Wiz heißt, bekannt ist, wie gesagt, so hat es uns und Mahomet zuträglich geschienen, diese höllische Erfindung der Buchdruckerkunst zu ver-

Digitized by Google

dammen, in die Acht und in den Bann zu erklären, und zwar aus nachfolgenden Ursachen:

1. dienet diese erleichterte Mittheilung der Gedanken augenscheinlich zur Vertreibung der Unwissenheit, dieser vornehmsten Wache und Schutzwehr aller wohleingerichteten Staaten.

2. Auch ist zu befürchten, es möchten sich unter denen Büchern, die aus den Abendländern hergebracht werden, einige über den Ackerbau und die Landwirtschaft, oder über die Verbesserung der Gewerbe und Künste einschleichen; und wie leicht könnten nicht in die Länge dergleichen Werke (welches Mahomet in Gnaden vergaume) das Genie unsrer Feld- und Manufakturarbeiter aufwecken, ihre Industrie ermuntern, ihren Reichthum vermehren und ihnen solcher gestalt mit der Zeit eine gewisse Erhebung des Gemüthes, einige Liebe zum gemeinen Besten und andre solche Gesinnungen einflößen, welche schnurstraks der gesunden Lehre zuwider sind?

3. Endlich könnte es so weit kommen, daß man uns Geschichtbücher ohne Fabeln und Wunder aufdringen würde, da doch diese letztern die Nation in einer glücklichen Denklosigkeit erhalten; vielleicht würde man die Unverschamtheit gar so weit treiben, den guten und bösen Handlungen Recht wiederfahren zu lassen und Gerechtigkeit und Liebe zum Vaterland zu empfehlen, welches abermals den Rechten und Freyheiten unserer Würde augenscheinlich zuwider seyn würde.

4. In der Folge der Zeiten könnten armselige Philosophen auftretten unter dem scheinbaren, aber höchststräflichen Vorwand, die Menschen aufzuklären und gesitteter zu machen und dieselben gefährliche Tugenden zu lehren, die dem Volke niemals sollten bekannt werden.

Aus diesen und anderen Ursachen verbiethen wir, um der Erbauung der Gläubigen und um ihrer Seelen Heil willen, bey Strafe der ewigen Verdammniß, irgend ein Buch zu lesen.

Digitized by Google

Auch befehlen wir bey gleicher Strafe, damit man aller teuflischen Versuchung, sich unterrichten zu lassen, gleich anfangs begegne, daß die Kinder weder lesen und schreiben, noch viel weniger denken; nebst der heitern Verfügniß, daß unserm h. Officium jedermann gebührend angezeigt werde, der sich erfrechen würde, zween oder drey Säze zusammenzuhängen, woraus man irgend einen klaren Verstand heraus zu ziehen vermögend seyn könnte. Mit dem ernstlichen Anhang, daß man sich im täglichen Umgang oder in Gesellschaft keiner Wörter oder Ausdrücke bediene, die das geringste bedeuten, alles nach altem Gebrauch und Herkommen der Hohen Pforte.

Und damit nicht etwann ein Gedanke oder vernünftige Idee sich in die geheiligte Residenz als Kontrebande einschleiche, so geben wir mit gegenwärtigem dem Kaiserlichen Censor Befehl und Vollmacht, jeden Gedanken, der sich entweder schriftlich oder mündlich bey den Stadthoren wurde blicken lassen, gebunden und gefangen zur gehörigen Strafe vor Uns zu bringen.

Gegeben in Unserm Palast der Dummheit, den 7. des Mondes Muharem, im J. 1143 der Egira.

Der Unruhen in Stäfa (1795) gedenken die Zürcher Zeitungen mit keinem Wort. Nur aus zwei behördlichen Avertissements, die in den Zürcher Zeitungen abgedruckt sind, erfährt man, daß auf dem Lande überhaupt etwas vorgefallen war. Das eine Avertissement ist ein Steckbrief gegen „Kaspar Billeter von Stäfa, gewesener Kanzley-Substitut zu Horgen, und Heinrich Wädenschweiler im Mieß zu Stäfa, die durch ihre boshafte und verwegene Betriebsamkeit sehr Vieles zu den begangenen frevelhaften Auflehnungsschritten beigetragen haben". Für die Einlieferung „eines jeden dieser gefährlichen Aufrührer" setzten die Behörden einen Lohn von 1000 Rthlr. aus.

In dem zweiten Avertissement werden die „entwichenen" Heinrich Stapfer von Horgen, Heinrich Ryffel von Stäfa und

Digitized by Google

Andreas Kölla von da, denen eine vorzügliche Betriebsamkeit bei den vorgegangenen höchst strafbaren Unordnungen zur Last fällt, bei ihren Eidespflichten aus hohem Auftrag öffentlich aufgefordert, ungesäumt vor hoher Behörde zu erscheinen und sich über die auf ihnen ruhenden Beschuldigungen zu verantworten, widrigenfalls ihnen nach Anleitung der Akten der Finalproß per contumaciam gemacht werden wird.

Der Zusammenbruch des alten Zürich im Jahre 1798 riß auch die Zensurkammer mit sich. „Die Preßfreiheit ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten," lautete ein Satz in der helvetischen Verfassung. Die Zeitungsschreiber und Buchdrucker atmeten auf. In der Geschichte der Schweizer Presse im allgemeinen und der Zürcher im besonderen trat ein Wendepunkt ein, und eine neue Periode voll innerer und äußerer Kämpfe, voll Leiden und Erfolge brach für die Zürcher Presse an.

Digitized by Google

Zürcher Chronik

vom

1. Oktober 1905 bis 30. September 1906.

Zusammengestellt von S. Z.

---

5. **Okt.** Eine öffentliche Versammlung in Zürich beschließt auf Antrag eines Initiativkomitees (C. E. Stirnemann, Dr. à Porta) eine **kantonale Initiative** behufs Abänderung der §§ 69, 73 und 116 des **„Baugesetzes** für städtische Verhältnisse", womit eine bessere Ausnützung der Dachwohnungen und Erleichterung der Umbauten erzielt werden soll. Sie wird mit 5702 gültigen Unterschriften am 14. Mai 1906 vom Kantonsrat an den Regierungsrat gewiesen.

Anf. Okt. Der Bauvorstand II erläßt ein Reglement für die Schaffung von Arbeiterkommissionen in sämtlichen Dienstzweigen seiner Abteilung.

8.—15. Okt. Wädensweil. Bezirksgewerbeausstellung, verbunden mit fünfzigjährigem Jubiläum des Gewerbevereins Wädensweil.

14. Okt. Der **Stadtrat Zürich** beantragt dem Großen Stadtrat zuhanden der Gemeinde, in Ausführung seines Beschlusses vom 27. Mai 1905 den Art. 164 der Gemeindeordnung dahin abzuändern, daß mit Wirkung ab 1. Mai 1904 die Gesamtbesoldungen der Primarlehrer 2800—4200 Fr., diejenigen der Primarlehrerinnen 2600—3400 Fr., diejenigen der Sekundarlehrer 3400—4800 Fr. betragen und überdies die Lehrer an den Spezialklassen eine jährliche Zulage von 300 Fr., diejenigen an den Förderklassen eine solche von 150 Fr. erhalten.

15. Okt. **Winterthur.** Gemeindeversammlung: Annahme der neuen Feuerwehrordnung mit Wahl sämtlicher Chargierten durch die Mannschaft.

20. Okt. Der Regierungsrat wählt zum Professor ord. der Theologie an der Hochschule Prof. Jakob Hausheer, Religionslehrer an der Kantonsschule.

Digitized by Google

21. Okt. Der **Große Stadtrat** beschließt einstimmig den Rückkauf der **Zentralen Zürichbergbahn** und bewilligt hiefür einen Kredit von 870,000 Fr. Ferner beschließt der Rat mit allen gegen eine Stimme den Bau der (am 29. Januar 1905 erstmalig von der Gemeinde verworfenen) **Tramlinie durch die Leonhardstraße** zum Polytechnikum im Voranschlag von 180,000 Fr.

22. Okt. Stammheim. 25jähriges Jubiläum von Pfr. Farner.

26. Okt. Die **Kunstgesellschaft Zürich** beschließt definitiv den Bau eines neuen **Kunstgebäudes** (nach Plänen von Arch. Karl Moser in Karlsruhe) am Heimplatz im Voranschlag von höchstens einer Million Franken, und genehmigt den Vertrag mit der Stadt Zürich vom 27. Dez. 1904 betr. Abtretung der Landolt'schen Liegenschaft zum „Lindental" und Gewährung eines städtischen Beitrags von 100,000 Fr.

29 Okt. **Nationalratswahlen.** Es werden gewählt im:

I. eidg. Wahlkreis (Zürich-Affoltern): 1. Prof. Zürcher, 2. Alfred Frey, 3. Oberst Meister, 4. Statthalter Studler, 5. Dr. Bißegger (neu, an Stelle des zurückgetretenen Stadtpräsidenten Pestalozzi), 6. Frey-Nägeli (neu, an Stelle des nicht mehr gewählten Greulich), 7. Dr. Amsler, 8. Erziehungsrat Fritschi, 9. Regierungsrat Lutz (neu, an Stelle des auf Verlangen der Sozialdemokraten zurückgetretenen Stadtrat Vogelsanger).

II. Wahlkreis (Horgen, Meilen, Hinwil): 1. Amsler (Meilen), 2. Abegg, 3. Wanner, 4. Heß, 5. Berchtold.

III. Wahlkreis (Uster, Pfäffikon, Winterthur): 1. Geilinger, 2. Kündig, 3. Stadler, 4. Sulzer-Ziegler, 5. Bezirksrichter Ottiker, Bauma (neu, an Stelle des nicht mehr gewählten Dr. Studer).

IV. Wahlkreis (Andelfingen, Bülach, Dielsdorf): 1. Hörni, 2. Walder, 3. Statthalter Ringger, Dielsdorf (neu, an Stelle des zurückgetretenen Nationalrat Hauser, Stadel).

Die zürcherische Repräsentanz im Nationalrat besteht nunmehr aus 8 Freisinnigen, 11 Demokraten, 2 vom Zentrum (Amsler [Meilen] und Abegg) und 1 Wilden (Berchtold). In Zürich und Winterthur standen sich volle bürgerliche und sozialdemokratische Listen gegenüber. Der Kandidat der christlich-sozialen Partei in Zürich, Redaktor Baumberger, erhielt 1372 Stimmen.

Ständeratswahlen. 1. Dr. Paul Usteri (44,986 St.), 2. Regierungsrat Dr. Locher (43,034 St., neu an Stelle des

Digitized by Google

zurückgetretenen Regierungsrat Dr. Stößel). Der sozialdemokratische Kandidat Dr. med. Kraft erhielt 18,423 St.

29. Okt. **Stadt Zürich. Wahlen.** 1. 117 eidgen. Geschworene (sechsjährige Amtsdauer). — 2. **Kreis I.** Mitglied des Großen Stadtrates: Dr. jur. Haus Kern, Gerichtssubstitut (freisinnig, an Stelle des zurückgetretenen Dr. Zuppinger. — 3. **Kreis III.** Mitglieder des Großen Stadtrates: 1. Gottlieb Ammann, Schreiner, und 2. Alfr. Pfister, Administrator des Volksrecht (an Stelle des zurückgetretenen Ed. Heid und des verstorbenen Joh. Kläsi).

3. **Nov.** Zum Direktor der eidg. meteorologischen Zentralanstalt in Zürich (an Stelle des am 14. Aug. 1905 verstorbenen Dr. Billwiller) wählt der Bundesrat den bisherigen Adjunkten, Dr. Julius Maurer, zum Adjunkten am 6. Februar 1906 Dr. Alfred de Quervain von Burgdorf, Assistent im meteorologischen Institut in Straßburg.

5. Nov. Reformationssonntag. Die kirchlichen Liebesgaben für den Kirchenbau in Balstal (Solothurn) belaufen sich im Kanton Zürich auf 24,965 Fr. (Schweiz 65,142 Fr.).

9. Nov. Der Regierungsrat vermerkt die Pfarrwahlen von Jakob Signer, Wildberg, Arnold Deuber, Marthalen (an Stelle von Waldburger, Ragaz) und Th. Goldschmid, Pfäffikon, gewählt 29. Okt. an Stelle von Spitalpfarrer Trautvetter; zum Nachfolger Goldschmids in Dättlikon wird am 19. Nov. gewählt Pfr. Gnggenbühl in Obstalden, Glarus.

11. Nov. Der **Große Stadtrat** genehmigt die städtischen Rechnungen pro 1904, welche um 1,445,000 Fr. besser abschließen als das Budget, dank den höhern Erträgnissen der städtischen Werke. — Er genehmigt ein Liegenschaften-Tauschgeschäft mit Hug-Altorfer unter Aufzahlung seitens der Stadt von 101,000 Fr.

12. Nov. Hausen a. A. Einweihung des renovierten Kirchturms und neuen Geländes.

15. Nov. Die **Kirchensynode** beschließt, an den Kantonsrat eine Eingabe zu richten mit dem Antrag, in den Gesetzesentwurf betr. Wahlen und Abstimmungen (s. 27. Juli 1905) das passive Wahlrecht der Frauen auch für kirchliche Behörden aufzunehmen. — Ferner wird der Kirchenrat eingeladen, die Frage der Einführung des Stimmrechts der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten zu prüfen und darüber zu geeigneter Zeit Bericht und Antrag einzubringen.

Digitized by Google

19. Nov. In Zürich konstituiert sich der Schweizerische Verband der Staats- und Gemeindeangestellten (s. 3. Sept. 1905).

20. Nov. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt die bauliche Erweiterung der Metallarbeiterschule (von der Gemeinde am 17. Dez. genehmigt).

20. 21. Nov. **Kantonsrat.** Zweite Lesung des Gesetzes betr. **Jagd- und Vogelschutz** mit Einführung des Revierfystems (Annahme mit 145 gegen 27 St.), und des Gesetzes betr. das **Lehrlingswesen** (Annahme mit 144 gegen 3 St. bei 20 Enthaltungen).

25. Nov. **Großer Stadtrat.** Die bürgerliche Abteilung beschließt grundsätzlich die Dezentralisation der Waisenpflege und (mit 51 gegen 7 St.) den Bau von vorläufig zwei kleinern Anstalten auf Stadtgebiet (die Minderheit stimmte für Verlegung aufs Land). Überdies wird der Stadtrat eingeladen, zu prüfen, wie sich die Familienversorgung der Waisen weiter ausbilden lasse.

26. Nov. Die Kirchgemeinde Fraumünster genehmigt die Pläne und Kostenvoranschläge für die Restauration des Kirchengebäudes.

30. Nov. **Winterthur.** Die Maschinenfabrik Gebr. Sulzer und die Lokomotivfabrik kündigen auf 1. April 1906 die Einführung des freien Samstag Nachmittag an, wodurch die wöchentliche Arbeitszeit ohne Lohnreduktion auf 57 Stunden reduziert wird.

1. Dez. **Stadt Zürich.** Die Zählung der leerstehenden Wohnungen ergibt deren noch 97 (unter ca. 38,000 Wohnungen = 0,3 %). Die frühern Zählungen ergaben 1904: 443; 1903: 1658.

2. Dez. Der **Große Stadtrat** bewilligt 220,000 Fr. für den Ankauf der Liegenschaft „Brauerei Drahtschmidli", und 15,000 Fr. für einen neuen Notsteg der Straßenbahn bei der Zollbrücke. — Wahl von 637 kantonalen Geschworenen.

3. Dez. Vortrag von „General" Booth über die Heilsarmee in der Tonhalle.

3. Dez. **Stadt Zürich. Gemeindeabstimmung. Annahme** der Vorlagen (s. 21. Okt.) betr.: 1. Rückkauf der **Zentralen Zürichbergbahn** mit 14,014 Ja gegen 4384 Nein. 2. Bau des **Tram** in der **Leonhardstraße** mit 9145 Ja gegen 8970 Nein (vom I. und III. Kreis verworfen). Stimmberechtigte 31,350; Votanten 19,346. — **Bezirk Zürich.** Wahl von 2 Bezirksschulpflegern: 1. Architekt Jakob Kehrer, und 2. Journalist Joh. Sigg (an Stelle des verstorbenen Architekt Müller-Scheer und des zurückgetretenen Gustav Bethge).

Digitized by Google

7. Dez. Eine Volksversammlung im Velodrom wegen des Milchaufschlags von 20 auf 22 Rappen erklärt die genossenschaftliche Milchversorgung der Stadt Zürich als dringliche Maßregel und beauftragt den Vorstand der Arbeiterunion mit den Vorarbeiten.

8. Dez. Bei Prüfung des Geschäftsberichts beauftragt der **Große Stadtrat** den Stadtrat, zu versuchen, vom Kanton und Bund Beiträge für die Arbeitslosenunterstützung erhältlich zu machen, und die Errichtung einer Rettungsanstalt für Mädchen (event. gemeinsam mit dem Kanton) zu prüfen.

9. Dez. Konstituierung des **„Arbeitgeberverbandes Schweizerischer Maschinen-Industrieller"** zum Zweck der einheitlichen Behandlung und Erledigung von Fragen, die sich auf das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern beziehen. Präsident: P. E. Huber-Werdmüller, Zürich. Am 14. Jan. 1906 Konstituierung eines allgem. schweiz. Arbeitgeberverbandes (Präsident Wiederkehr, Zürich V).

10. Dez. Die zürcherischen Demokraten beschließen am Ustertag die Veranstaltung einer eidgenössischen Volksinitiative für einen Verfassungsartikel betr. die Ausnützung der Wasserkräfte. Annahme des Initiativ-Entwurfs durch eine eidgen. Volksversammlung in Zürich am 25. Febr. 1906. Die Initiative ergibt 95,290 Unterschriften, wovon 35,152 aus dem Kanton Zürich.

11. 12. Dez. Der **Kantonsrat** beschließt unter Namensaufruf mit 124 gegen 68 St., es sei auf das Begehren der Gemeinde **Wülflingen** betr. Vereinigung mit der Stadt Winterthur, eventuell Gewährung eines außerordentlichen Staatsbeitrages von 5000 Fr. zurzeit nicht einzutreten; der Regierungsrat wird jedoch eingeladen, zu prüfen, ob und unter welchen Umständen Staatsbeiträge an notleidende Gemeinden verabfolgt werden können, und ob nicht ein gesetzlicher Steuerausgleich zwischen den industriellen Zentren und ihren Vororten herbeizuführen sei. (Mit diesem Beschluß fällt auch der Beitrag von Winterthur von 2500 Fr. — s. 10. April 1905 — wieder dahin.)

14. Dez. Die Vereinigte Bundesversammlung wählt zum Bundespräsidenten für 1906 Dr. Ludwig Forrer von Bäretswil und Winterthur (der 6. zürcherische Bundespräsident).

14. Dez. Konstituierung der Genossenschaft „Urania" in Zürich behufs Erwerbung und Betrieb des Geschäftshauses „Urania", verbunden mit dem öffentlichen astronomischen Observato-

Digitized by Google

15. Dez. Konstituierung des Organisationskomitees für das eidgenössische Schützenfest in Zürich 1907.

16. Dez. Der **Große Stadtrat** bewilligt 130,000 Fr. für Straßen- und Dohlenbauten im Dolderquartier. — Bei der Geschäftsberichtsprüfung werden die sozialdemokratischen Motionen betr. Prüfung der unentgeltlichen Geburtshilfe, Errichtung eines Wöchnerinnenheims und Vermehrung der Badegelegenheiten für Sommer und Winter erheblich erklärt.

17. Dez. Der Wahlkreis Stadel wählt zum Kantonsrat (an Stelle des verstorbenen Hauser) Gemeindepräsident Meier in Neerach.

17. Dez. Stäfa. Die Einwohnergemeinde beschließt den Ankauf des dortigen Elektrizitätswerkes.

25./26. Dez. Leichtes Erdbeben in Zürich und der übrigen Ostschweiz.

26. Dez. **Kantonsrat.** Im Anschluß an die Staatsrechnungsprüfung wird der Regierungsrat eingeladen, zu prüfen, ob nicht eine staatliche selbständige Unfallversicherung für sämtliche staatlichen Angestellten und Arbeiter zu errichten sei.

30. Dez. Der **Regierungsrat** teilt der **schwyzerischen Regierung** mit, daß er infolge der Ablehnung seiner Verständigungsversuche durch die schwyzerischen Behörden auf die weitere Verfolgung der **Etzelwerk-Angelegenheit** verzichte. Auf ein im März 1906 eingereichtes Begehren der Maschinenfabrik Örlikon, die pro 1. August 1904 in Aussicht gestellte Konzession für das Etzelwerk nunmehr zu erteilen, tritt der Regierungsrat nicht ein, da dieser Konzessionserteilung doch wieder neue Verhandlungen mit Schwyz vorausgehen müßten, die vorderhand keinen Zweck hätten. Die Sache könne erst wieder erwogen werden, wenn von Schwyz oder vom Bundesrat ein Vorschlag hiefür ausgehe.

30. Dez. Zum außerordentlichen Professor der medizinischen Fakultät und Vorsteher der bakteriologischen Abteilung des Hygieinischen Instituts an der Hochschule wählt der Regierungsrat Dr. W. Silberschmidt von Chauxdefonds.

6. **Jan.** Eine Arbeiterversammlung der Baugewerbe im Velodrom beschließt, es seien Unterhandlungen einzuleiten mit den Vertretern des Unternehmertums über Einführung des Neunstundentages mit einem Lohnansatz, der wenigstens dem bisherigen Sommertagesverdienst entspricht. Besprechung zwischen der Arbeiterunion und der Meisterschaft am 2. Febr. Vor Beendigung der Verhandlungen erläßt am 5. Febr. die Arbeiterunion einen Aufruf an die schweiz. Bauarbeitergewerk-

Digitized by Google

schaften, mit Streiks an andern Orten zurückzuhalten, bis der aussichtsreiche Kampf in Zürich beendet sei. Abbruch der Verhandlungen zwischen dem Gewerbeverband und der Arbeiterunion am 13. Febr. Der Streik beginnt am 14. Febr. bei den Gypsern, am 19. März bei den Parkettlegern.

6. Jan. Heftiges Gewitter mit Blitzschlägen über Zürich und der Seegegend.

6. Jan. **Großer Stadtrat.** Kredit von 77,000 Fr. für Erstellung der Rotbuchstraße (Kreis IV). — Außerordentlicher Beitrag von 25,000 Fr. an die Freiwillige und Einwohner-Armenpflege (städtischer Beitrag total bis jetzt 125,000 Fr.). — Kredit von 30,000 Fr. für Ausbau der Bäckerstraße (Kreis III). — Beschlußfassung über die Tilgung der zu amortisierenden Verwendungen der städtischen Straßenbahn nach Abzug eines Beitrags in den Pensionsfond. — Kredit von 336,000 Fr. für Korrektion der Röschibachstraße, Kreis IV (Gemeindeabstimmung 22. April). — Das Traktandum „Lehrerbesoldungen" wird abgesetzt, da fünf Lehrer den Prozeßweg gegen die Stadt ergriffen haben (s. 9. März).

7. Jan. Wahlkreis Stäfa-Hombrechtikon. Kantonsratsersatzwahl an Stelle des verstorbenen Dändliker: Gewählt Präsident Walder, Hombrechtikon.

13. Jan. **Großer Stadtrat.** Die Sitzung muß bald nach Beginn abgebrochen werden, da die liberale und nachher auch die demokratische Fraktion wegen eines persönlichen Ausfalls von sozialistischer Seite auf Frey-Nägeli den Saal verlassen.

15. 16. Jan. **Kantonsrat.** Bureauwahlen: Präsident: Oberrichter Hauser (L.), Vizepräsidenten: Stadtschreiber Müller, Winterthur (D.) und Nationalrat Amsler, Meilen (L.). Sekretäre: Staatsschreiber Huber (D.), Dr. Bindschädler (L.), Wolfensberger (S.) und alt Pfr. Koller (L., neu an Stelle des zurückgetretenen Wehrlin). Stimmenzähler: Ochsner (D.), Albrecht (L.), Studer (S.), Hörni (D.), Welti (L.), Schmid, Richterswil (L.), Dünki, (D.), Hauser, Riffers-wil (L., neu an Stelle des zurückgetretenen Studler). Das Bureau besteht aus 8 Liberalen, 5 Demokraten und 2 Sozialdemokraten. — Rechenschaftsbericht des Regierungsrates: Auf Antrag Sigg wird beschlossen, einem nächsten Rechenschaftsbericht eine Zusammenstellung der in zürcherischen Fabriken bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen einzufügen. — Auf Antrag Wirz wird der Regierungsrat eingeladen, zu prüfen,

Digitized by Google

ob nicht ein Gesetz zum Schutz des Ladenpersonals zu erlassen sei; am 29. Jan. auf Antrag von H. Kern: „ob nicht eine ständige Kommission von Fachmännern für die Behandlung aller wichtigen Baufragen der Baudirektion anzugliedern wäre."

16. Jan. Nach dem Scheitern des Referendums gegen die **Nationalbank** wird vom Bundesrat das Gesetz sofort in Kraft erklärt. Zürich wird dadurch gemäß Art. 3 des Gesetzes Sitz des Direktoriums (Bern Sitz der Administration). Es hat einen geeigneten Bauplatz unentgeltlich zur Verfügung zu stellen oder einen entsprechenden Geldbeitrag zu zahlen. Am Grundkapital der Nationalbank beteiligt sich der Kt. Zürich mit 2,600,000 Fr., die Zürcher Kantonalbank mit 1,225,000 Fr. (vom Kantonsrat im Betrage von zusammen 3,825,500 Fr. bewilligt am 12. März). Private im Kt. Zürich zeichnen 5,265,000 Fr.; Zürich ist der größte Anteilhaber an der Nationalbank. Vizepräsident des Bankrates wird am 17. Juli Ständerat Dr. Paul Usteri. Der I. Direktor (Präsident), der III. Direktor, sowie der Generalsekretär haben ihren Sitz in Zürich.

20. Jan. Hochschule. Zum Rektor wird gewählt Prof. Hitzig-Steiner; am 22. Jan. Fackelzug zu Ehren von Prof. Hitzig jun., welcher einen Ruf nach Breslau abgelehnt hat.

20. Jan. Der **Große Stadtrat** genehmigt nachträglich Pläne und Kostenvoranschläge im Betrage von 861,700 Fr. für Erweiterungsbauten im Gaswerk Schlieren (wofür der Kredit von der Gemeinde schon bewilligt ist). — Er beschließt Wiedereinführung des Zweiklassensystems an der Primarschule (Kl. I—VI; Referendum mit 5483 Unterschriften; Ablehnung in der Gemeindeabstimmung am 13. Mai). — Ferner werden bewilligt 25 neue Primar- und 6 Sekundarlehrstellen. — Kauf eines Hauses am Hainerweg, Kr. V, für 148,000 Fr. zu Schulzwecken.

21. Jan. „Roter Sonntag"; Umzug und Versammlungen der Arbeiterunion zur Feier des Beginns der russischen Revolution am 22. Jan. 1905.

23. Jan. **Wasserwerk Rheinau.** Konferenz zwischen Vertretern von Winterthur, der Aluminiumgesellschaft Neuhausen, der Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg und Berlin, den Regierungsräten Bleuler und Kern und der Anstaltskommission Rheinau zur Einigung über die Konzessionsbedingungen. Die Einigung wird abgeschlossen am 21. April/

Digitized by Google

12. Mai. Vom Grhz. Badischen Staatsministerium wird im Februar die Erklärung abgegeben, daß sie die neuen Entwürfe für die Konzession des Elektrizitätswerks Rheinau in technischer Beziehung als den im Winterthurer Protokoll vom 26./28. Okt. 1904 aufgestellten Forderungen in der Hauptsache entsprechend und als Grundlage für das weitere Genehmigungsverfahren anerkenne. Am 17. Mai genehmigt der Regierungsrat die oben erwähnte Einigung in Rheinau. Das Grhz. Badische Ministerium des Äußern erklärt am 10. Juli dem Bundesrat, daß die badische Regierung den vorläufig getroffenen Vereinbarungen gemäß Protokoll vom 23. Juni 1896 und neuen Protokollen von 1906 die Genehmigung erteilt habe.

25. Jan. Der Regierungsrat bewilligt den Bau einer elektrischen Schmalspurbahn von Schwamendingen über Dübendorf, Fällanden und Maur nach Üssikon und einer solchen von Uster über Wermetswil nach Pfäffikon (Konzessionserteilungen: Nationalrat 30. März, Ständerat 28. März). — Der Regierungsrat erläßt eine Verordnung betr. die gewerbsmäßige Stellenvermittlung.

27. Jan. **Großer Stadtrat.** Bei der Budgetberatung wird die Herabsetzung der Liegenschaftensteuer abgelehnt. Geschäftsberichtsberatung 3. Febr.

28. Jan. In einer Volksversammlung zu Marthalen wird von Rednern aus Zürich die Konstituierung einer kantonalen jungdemokratischen Partei proklamiert. Weitere jungdemokratische Bezirksversammlungen am 11. Febr. in Regensdorf, am 18. Febr. in Oberweningen.

29. Jan. Der **Bürgerverband Zürich** (vgl. 18. April 1905), welcher zurzeit 1836 Mitglieder zählt, beschließt, an die städtischen Behörden zwei Eingaben zu richten, betr. 1. rechtzeitige Veröffentlichung der Bürgerrechtsgesuche zur Ermöglichung von Einsprachen; 2. Trennung der Bürgergemeinde von der politischen Gemeinde (vom Großen Stadtrat am 17. Febr. an den Stadtrat gewiesen); ferner wird beschlossen, eine **kantonale Initiative** zu ergreifen behufs **Ergänzung des Strafgesetzes** zum Zwecke der wirksamern Bestrafung von Aufreizungen zu Verbrechen, **Streikgewalttätigkeiten** ꝛc. — In einer Resolution protestiert der Bürgerverband gegen die behördliche Zurücksetzung der Wünsche aus bürgerlichen Kreisen und die „augenscheinliche Begünstigung der Postulate von sozialistischer Seite".

Digitized by Google

30. Jan. Der **Kantonsrat** lehnt in der Budgetberatung einen Antrag Wirz auf Verweigerung der Besoldungserhöhung für die Bezirksanwälte in Zürich ab, und genehmigt die Anträge der Kommission betr. die Rechnungsweise bei Eisenbahnkonzessionen, Flußkorrektionen und Neubautenkonto. Es wird ferner die Anstellung einer der Volkswirtschaft zugeteilten Sekretärin für den Vollzug des Arbeiterinnenschutzgesetzes angenommen. (Der Regierungsrat wählt als solche am 8. März Frl. Sophie Albrecht in Zürich V.) — 3000 Fr. werden für Beiträge bei Veröffentlichung von Steuerregistern durch Gemeinden bewilligt.

7. **Febr.** Goldbach. Einweihung des Neubaues der Keller'schen Anstalt für schwachsinnige Mädchen (bisher in Hottingen).

8. Febr. Der **Regierungsrat** genehmigt das Rücktrittsgesuch von Seminardirektor Utzinger in Küsnacht und wählt am 19. März zu seinem Nachfolger Dr. Edwin Zollinger, Rektor der Mädchensekundarschulen in Basel.

8. Febr. Der **Stadtrat** beschließt die Entlassung des Polizeikommissärs B. zur Sanierung der gespannten Verhältnisse im Polizeikorps.

8. Febr. Die Strafkammer des **Obergerichts** bestätigt das Urteil des Bezirksgerichts Horgen gegen die Anarchisten Rütschi, Boßhardt, Christinger, Keller und Berger vom 23. Dez. 1905 wegen ihrer Ausschreitungen gegen die Polizei bei der Anarchistenversammlung in Thalwil am 4. Aug. 1905.

11. Febr. Bülach. Eine öffentliche Versammlung beschließt Übernahme der kantonalen landwirtschaftlichen und Vieh-Ausstellung 1907.

11. Febr. Sekundarlehrerwahlen (auf 6 Jahre); in der Stadt Zürich am 25. Febr.

12. Febr. Verhaftung des am 22. Sept. 1905 vom Bundesrat ausgewiesenen Anarchisten Johannes Holzmann (mit dem umgekehrten Vornamen: Senna Hoj, als nom de guerre); am 28. Febr. zu acht Tagen Gefängnis verurteilt und abermals abgeschoben, wird er am 27. April in Flunteren nach heftiger Gegenwehr zum dritteumal verhaftet, am 28. April in der Zelle von Polizeioberleutnant Locher wegen frechen Benehmens körperlich gezüchtigt. Der zufällige Zeuge des Vorfalls, Expolizeikommissär Stephany, und dessen Ehefrau, werden von Locher unter Drohung und Beschimpfung zur Verschwiegenheit aufgefordert. Holzmann wird am 9. Juni vom Bezirksgericht

Digitized by Google

zu sechs Monaten Gefängnis und 15 Jahren Landesverweisung verurteilt (vom Obergericht am 28. Juni bestätigt), Oberleutnant Locher am 25. Aug. vom Bezirksgericht zu 200 Fr. Buße und 400 Fr. Entschädigung an Frau Stephany.

14. Febr. Der **Stadtrat** erläßt eine Verordnung betr. Fristverlängerung in Streikfällen für Unternehmer und Lieferanten der Stadt, falls sich dieselben verpflichten, an das städtische Einigungsamt zu gelangen und dessen Entscheid zu akzeptieren. Eine Einsprache des Gewerbeverbandes gegen diese Verordnung wird vom Stadtrat zurückgewiesen.

Mitte Febr. Der Regierungsrat beauftragt Arch. Prof. Bluntschli mit den Vorstudien für ein Hochschulgebäude.

17. Febr. Der **Große Stadtrat** beschließt die Drucklegung des Steuerregisters und die Errichtung einer Generalvormundschaft für die in der Stadt lebenden vermögenslosen unehelichen Kinder.

18. Febr. Örlikon. Die Kirchgemeinde Örlikon-Schwamendingen beschließt den Bau einer Kirche in Örlikon nach den Plänen von Arch. Asper im Voranschlag von 320,000 Fr. Grundsteinlegung 19. Aug.

18. Febr. Jahresversammlung der kantonalen Offiziersgesellschaft und 30jähriges Jubiläum von Kreisinstruktor Oberst Joh. Isler.

19. 20. Febr. **Kantonsrat.** Nachtragskredite 2. Serie (Debatte über Viehversicherung und Tuberkulose). — Die Wahl der Vertreter des Kantons Zürich in die Behörden der S. B. B. (1 Verwaltungsrat, 4 bezw. 3 Mitglieder der Kreiseisenbahnräte III und IV) wird dem Regierungsrat überlassen, in der Erwartung jedoch, daß dabei die Interessen der gesamten Bevölkerung berücksichtigt werden. (Der Regierungsrat wählt am 3. April zu Vertretern im Kreiseisenbahnrat III die Regierungsräte Nägeli und Kern, Stadtpräsident Pestalozzi und Nationalrat Heß, im Kreiseisenbahnrat IV Regierungsrat Stößel, Nationalrat Hörni und Friedensrichter Werner, Winterthur.) — Zuteilung der Schulgemeinde Dättwil an Großandelfingen und Bewilligung eines Staatsbeitrags von 2000 Fr. an letzteres.

21. 22. Febr. Ein Bazar für das Evang. Seminar Zürich ergibt 48,000 Fr.

22. Febr. Kollaudation des Automobilbetriebs Winterthur-Neftenbach.

Digitized by Google

22. Febr. Der **Regierungsrat** erhebt beim Bundesgericht Klage betr. folgende Rechtsfrage gegenüber dem **Kanton Schaffhausen:** „Steht nicht dem Kanton Zürich auf der Strecke des **Rheins** von der Gemeindegrenze Flaach-Berg an abwärts bis Eglisau, soweit rechtsseitig schaffhauserisches Gebiet anstößt, das Hoheitsrecht über den gesamten Rhein zu?" Es mußte der Prozeßweg beschritten werden, nachdem die Einigungskonferenzen vom 22. Juni 1903, 20. Aug. 1904 und 21. März 1905 ergebnislos verlaufen waren.

24. Febr. **Großer Stadtrat.** Die bürgerliche Abteilung genehmigt das Abkommen mit dem Staat über die Ablösung der Rechte der Bürgergemeinde auf einige Plätze in der 1894 nach Wülflingen verlegten ehemaligen Armenanstalt zur Spannweid um 90,000 Fr. Zustimmung des Kantonsrates am 27. Aug. 1906.

24. Febr. **Winterthur.** Gründung eines Evang. sozialen Arbeitervereins mit ca. 100 Mitgliedern. Präsident Fröhlich-Frickart, Elektrotechniker.

25. Febr. Hirzel. Zum Pfarrer an Stelle des in die Anstalt Beuggen berufenen Herrn Wiser wird gewählt Traugott Hauser von Trasadingen (Schaffhausen).

27. Febr. Hochschule. In der chirurgischen Klinik wird das 25jährige Jubiläum von Prof. Dr. Krönlein gefeiert.

1. **März.** In Zürich erscheint eine „Gelbe Arbeiterzeitung" als Organ der freien, nicht sozialdemokratischen Arbeiterschaft zu Stadt und Land, mit der Devise: „Durch Erwerbung von Eigentum und Besitz zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit der Arbeiter! Durch Eintracht zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu vereinter, für jeden fruchtbringender Arbeit!" Das Blatt stellt das Programm der in Frankreich seit fünf Jahren bestehenden „Gelben Arbeiterpartei" als vorbildlich für eine in der Schweiz zu schaffende, gleichartige Parteiorganisation auf. Redaktion: R. v. Veldegg.

7. März. **Winterthur.** Die Kirchenpflege erteilt Pfr. v. Greyerz zu Studienzwecken einen Urlaub vom 25. April 1906 bis 25. April 1907.

9. März. Vom Bezirksgericht Zürich, IV. Sektion, wird die **Stadt Zürich** verurteilt, **fünf Lehrern,** welche als Vertreter des städtischen Lehrervereins den Prozeß anstrengten, die durch das Gesetz vom 27. Nov. 1904 festgesetzte staatliche Mehrbesoldung auszuzahlen, den Klägern eine Prozeßentschädigung

Digitized by Google

von 500 Fr. zu bezahlen und eine Staatsgebühr von 200 Fr. zu entrichten. Der Stadtrat Zürich als Beklagter hatte die Ansicht vertreten, daß vor Ausrichtung der erhöhten Staatszulagen zuerst der Art. 164 der Gemeindeordnung revidiert werden müßte, weil derselbe eine Gesamtbesoldung mit Inbegriff der Staatszulagen in bestimmten Ziffern festgesetzt; bis zur Vornahme dieser Revision sollten den Lehrern die betr. Beträge sichergestellt und alsdann nachbezahlt werden. Die Stadt gewinnt den Prozeß am 19. Juni vor Obergericht, am 29. Okt. vor Kassations-, am 29. Sept. vor Bundesgericht. — Die Bezirksschulpflege erhöht am 21. März die Entschädigung der städt. Lehrer für Wohnung, Holz und Land von 1200 auf 1300 Fr. und ersucht den Regierungsrat um Aufhebung des „ungesetzlichen" Art. 164 der städtischen Gemeindeordnung.

10. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt die detaillierten Pläne und Kostenvoranschläge für die Erweiterungsbauten im Gaswerk Schlieren in der Bauperiode 1906/07: Kredit 2,344,700 Fr., von der Gemeinde bereits bewilligt am 29. Jan. 1903 im Betrage von 2,750,000 Fr. — Der Stadtrat wird ermächtigt zur Errichtung eines städtischen Wohnungsnachweises; es wird ihm hiefür ein Kredit von 8500 Fr. pro 1906 eröffnet und der Auftrag erteilt, mit der Buchdruckerei Berichthaus über die Erstellung und Gestaltung eines amtlichen „Wohnungsanzeigers" Unterhandlungen zu führen und Anträge zu stellen. (Das Abkommen mit dem Berichthaus wird am 14. Juli genehmigt; der offizielle städtische „Wohnungsanzeiger" erscheint erstmals im „Tagblatt" am 1. Sept.).

12. März. Der **Kantonsrat** beschließt die Schaffung eines Inspektorates für die Notariats- und Konkursämter (zwei Beamte). — Er genehmigt die Vorlage, wonach für den Bezirk Zürich zehn Bezirksanwälte (statt fünf), für den Bezirk Winterthur zwei (statt einer) und für den Bezirk Horgen neu ein Bezirksanwalt eingesetzt werden sollen.

15. März. **Stadtrat.** Die **Gemeinderechnung** für 1905 schließt im ordentlichen Verkehr bei 14,825,776 Fr. Einnahmen und 14,818,860 Fr. Ausgaben mit einem Vorschlage von 6916 Fr. gegenüber den veranschlagten Einnahmen von 13,257,705 Fr. und Ausgaben von 13,494,654 Fr. Die Rechnung stellt sich mit Einschluß der 352,350 Fr. betragenden Nachtrags- und Spezialkredite um 596,215 Fr. günstiger als nach dem Voranschlage. Im außerordentlichen Verkehre hat sich statt des vorgesehenen Vorschlages

Digitized by Google

von 721,150 Fr. mit Berücksichtigung der Nachtrags- und Spezialkredite ein Vorschlag von 920,889 Fr. ergeben.

16. März. **Polytechnikum.** Eine Botschaft des Bundesrates beantragt für die Zwecke des Polytechnikums die Erwerbung der Wirtschaft zum „Tivoli" und zweier Liegenschaften des Polygr. Instituts und des Herrn W. Immler an der Clausiusstraße zum Preise von zusammen 401,500 Fr. (Ständerat 29. März, Nationalrat 30. März bewilligt.)

Durch eine weitere Botschaft vom 19. März wird den Räten ein definitiver **Ausfonderungsvertrag mit dem Kanton Zürich** betr. das Polytechnikum vorgelegt, welcher am 28. Dez. 1905 zwischen Vertretern des Bundesrates, der Regierung des Kantons Zürich und der Stadt Zürich abgeschlossen worden ist. Es werden vom Kt. Zürich der Eidgenossenschaft abgetreten Grund und Boden der Polytechnikumsgebäude, sowie diese selbst, teilweise unentgeltlich, z. T. gegen eine Entschädigung von 1,763,863 Fr. Für Ablösung der Unterhaltungspflichten des Kt. Zürich bezahlt dagegen dieser der Eidgenossenschaft eine Summe von 570,000 Fr. Weitere Vertragsbestimmungen beziehen sich auf den botanischen Garten und die Ausscheidung der Sammlungen im Polytechnikum (u. a. bezahlt der Bund dem Kanton Zürich an die Erstellung eines Gebäudes für die zoologischen Sammlungen eine Summe von 975,000 Fr.).

17. März. Schlieren. Streik und darauffolgend Aussperrung in der Waggonfabrik; geschlichtet durch Intervention des Regierungsrates.

17. März. Konstituierende Sitzung einer kantonalen zürcherischen Anwaltskammer.

17. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt in dringlichem Beschluß die 10jährige Miete (à 27,600 Fr.) eines von Baumeister Weilenmann an der Wengistraße erstellten Gebäudes als „Primarschulhaus" und fordert den Stadtrat auf, die Schulhausbauten an der Aemtlerstraße so zu fördern, daß dieselben im Herbst 1907, spätestens aber Ostern 1909, bezogen werden können.

19. März. **Winterthur.** Der Große Stadtrat genehmigt die neue Dienstordnung der Feuerwehr.

22. März. Der **Regierungsrat** genehmigt die Staatsrechnung pro 1905, welche mit einem Einnahmenüberschuß von 1,438,175 Franken abschließt.

Digitized by Google

24. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt den Bericht der Geschäftsberichtsprüfungskommission über drei Polizeiaffären: Fall Hämig, Fall Morlock und Kontrollrundgänge der Polizisten. Er genehmigt einstimmig die Motion Sigg, durch welche der Stadtrat eingeladen wird zu prüfen, ob und auf welche Weise die Gemeinde sowohl im allgemeinen als auch im besondern bei Abtretung eigenen Grundbesitzes an Private sich dauernd einen Anteil an dem Wertzuwachs aus Grund und Boden sichern könnte.

25. März. Konstituierung eines Vereins zürcherischer Notariatsgehilfen. Derselbe ergreift am 10. April die **Initiative** für ein Gesetz betr. Besoldung der Notare und Notariatsgehülfen. (Die Initiative wird mit 10,712 Unterschriften am 20. Aug. vom Kantonsrat an den Regierungsrat gewiesen.)

31. März. **Winterthur.** 100jähriges Jubiläum der Winterthurer Offiziersgesellschaft.

1. **April. Erneuerungswahl der Bezirksbehörden:** Statthalter, Bezirksrat, Bezirksgericht, Bezirksschulpflegen (letztere im Bezirk Zürich am 22. April). Im **Bezirk Zürich** wird Statthalter Müller mit 8476 St. bestätigt (Stimmberechtigte 38,272). Als **Bezirksrichter** (25 Mitglieder) werden die bisherigen bestätigt mit Ausnahme des zurückgetretenen Hanhart; an seiner Stelle wird neu gewählt der Sozialdemokrat Buchhalter Joh. Heußer (portiert von Demokraten und Sozialdemokraten) mit 7494 St., gegen Substitut Dr. jur. Hans Kern (portiert von Freisinnigen und Bürgerverband), der mit 6233 St. das absolute Mehr (4625) überschreitet, aber überzählig ist. Als Präsident des Bezirksgerichts wird bestätigt Präsident Jakob Hotz in Seebach mit 9107 St. Als **Bezirksräte** werden bestätigt Sennhauser, Großmann, Kuhn, und neu gewählt an Stelle des zurückgetretenen Zuppinger-Spitzer Baumeister Öchsli (L.) mit 7693 St. gegen Gemeinderat Leupp, Örlikon (S.), welcher 4782 St. erhält. Ersatzmänner: Welti-Hausheer und Kleinert (bisherige). Im Bezirk Dielsdorf siegt der bisherige Gerichtspräsident Schüepp mit 1626 St. über den Gegenkandidaten Adv. Meier in Rümlang; der liberale Bezirksrichter Kunz wird nicht mehr gewählt und der liberale Albrecht ist überzählig, neu an ihrer Stelle gewählt: Suter, Dielsdorf, und Widmer-Steinmaur. Der Bezirk Meilen erhält nach heftigem K[illegible]

Digitized by Google

einen neuen Statthalter in der Person des Gemeindepräsidenten Schlatter in Meilen. Im Bezirk Winterthur siegt die bürgerliche Liste.

1. April. Konstituierende Versammlung der „Christlich-sozialen Volkspartei" des Kantons Zürich (Präsident: Baumberger, Neue Zürcher Nachrichten, s. 16. April 1905). Die Partei nennt sich „interkonfessionell" und ist unabhängig von dem am 14. Mai 1905 konstituierten kantonalen Verband des „Schweiz. katholischen Volksvereins".

2. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt mit 25 gegen 12 St. die Drucklegung des Steuerregisters.

3. April. Der **Regierungsrat** faßt auf eine Eingabe der Bauunternehmer an den Kantonsschulbauten folgenden Beschluß: „Ob Streiks als außerordentliche Umstände, welche nicht vorausgesehen werden konnten (Art. 364 des O.-R.) anzuerkennen sind, ist Sache der Entscheidung der Gerichte im Einzelfalle, wenn nicht zwischen dem Regierungsrat und dem Unternehmer eine Einigung erzielt werden konnte. Der Regierungsrat wird, wenn er darüber zu entscheiden hat, ob die Konventionalstrafe zu erlassen oder zu reduzieren, bezw. ob Fristverlängerung zu gewähren sei, die in Betracht fallenden Verhältnisse in gebührendem Maße berücksichtigen und speziell die Frage prüfen, ob der Unternehmer nicht den Streik verhüten konnte oder ob er zur Verhütung desselben getan hat, was ihm billigerweise zugemutet werden konnte."

3. April. Jubiläums- und Abschiedsfeier zu Ehren des nach 40jähriger Wirksamkeit zurücktretenden Kapellmeisters Dr. Fr. Hegar; eine öffentliche Sammlung für den Hegarfond (zugunsten der Witwen und Waisen von Mitgliedern des Tonhalleorchesters) ergibt 28,009 Fr. 30 Rp.

5. April. Der **Regierungsrat** genehmigt den Rücktritt von Prof. Schär, Handelslehrer an der Universität, und wählt zu seinem Nachfolger Prof. Dr. Gottlieb Bachmann an der Kantonsschule, zum Lehrer des Deutschen am Gymnasium Dr. Ad. Vögtlin.

5. April. Der kantonale Wirteverein beschließt die Anbahnung einer Revision des Wirtschaftsgesetzes.

7. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt den Bericht über den letztjährigen Konflikt im Gaswerk Schlieren (s. 27. Mai 1905) und beschließt mit 52 gegen 39 St. Eintreten auf die Schlußfolgerungen der Kommissionsmehrheit, welche der Be-

Digitized by Google

triebsleitung volle Satisfaktion gewähren, strenge Aufrechthaltung der Disziplin und Unterdrückung aller Streikversuche verlangen. — Die bürgerliche Abteilung schenkt das Bürgerrecht den Herren Prof. Hermann und Ferdinand Hitzig.

9. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt den Neubau eines Sekundarschulhauses ohne Präjudiz für die Frage des Platzes oder der Geschlechtertrennung.

Mitte April. Für die Pastoration der positiven Minderheit des Kreises IV beruft das Komitee der Evang. Gesellschaft Paul Geyser, Pfarrer zu Waldstatt, Appenzell, früher Redaktor des „Basler Anzeiger". Einführung in das Amt am 27. Mai 1906.

21. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt die Verordnung für die Errichtung eines **Einigungsamtes** mit Schiedsgerichts-Kompetenzen bei Arbeitseinstellungen und Aussperrungen.

22. April. **Winterthur.** Eine öffentliche Versammlung beauftragt ein siebengliedriges Komitee von Vertretern des Evang. sozialen Arbeitervereins und des Katholischen Männer- und Arbeitervereins mit den Vorarbeiten für die Gründung einer christlich-sozialen Partei in Winterthur. Konstituiert am 21. Okt.

22. April. **Kantonale Abstimmung und Wahlen.**

I. **Abstimmung** über das Jagdgesetz (Revisyst.) Lehrlingsgesetz

	Stimmberechtigte	Votanten	Ja	Nein	Ja	Nein
Kant.	100,545	71,933	26,025	**40,534**	**37,629**	28,110
			(verworfen)		**(angenommen)**	
Stadt	31,686	17,826	9,228	7,058	14,155	2,216

II. **Erneuerungswahl** der **Bezirksanwälte** in den Bezirken Zürich, Winterthur und Horgen (s. Kantonsrat, 12. März) und der Bezirksschulpflege Zürich). Im **Bezirk Zürich** werden die bisherigen 5 ordentlichen und 5 der bisherigen außerordentlichen Bezirksanwälte gewählt mit 8054 bis 8393 St.; der ebenfalls mit 5475 St. gewählte Soz. Joh. Sigg ist überzählig. — In der Bezirksschulpflege Zürich werden den Sozialdemokraten 6 von 29 Mandaten überlassen. — Im **Bezirk Winterthur** wird Bezirksanwalt Dr. Zürcher bestätigt und als zweiter neu gewählt Substitut Dr. Leuthold mit 5052 St. (der Soz. Bezirksrichter Schuler erhält 4250 St.). — An die neue Bezirksanwaltsstelle in Horgen wird gewählt Adjunkt Wipf in Horgen.

Digitized by Google

III. **Kantonsrats-Ersatzwahl** in Winterthur an Stelle des verstorbenen Kunz-Bär. Unbestritten gewählt Friedensrichter Werner (S.).

IV. **Gemeindeabstimmung Zürich.** Der Kredit von 336,000 Fr. für die Korrektion der Röschibachstraße wird mit 10,275 Ja gegen 3861 Nein bei 2704 leeren Stimmzetteln bewilligt. (Stimmberechtigte 31,686).

23. April. Sechseläuten. Der historische Umzug („Zürich im letzten Jahrhundert") wird auf den 29. April verschoben und alsdann gänzlich verregnet.

26. April. Der **Regierungsrat** wählt zu seinem **Präsidenten** für das Amtsjahr 1. Mai 1906—1907 Dr. Stößel, zum Vizepräsidenten Kern.

28. April. Hochschule. Dies academicus. Vortrag von Rektor Hitzig-Steiner über „Cato Censorius als Landwirt". Ehrendoktoren: von der staatswissenschaftlichen Fakultät: Prof. Renault, Paris, Roguin, Lausanne; von der veterinär-medizinischen Fakultät: Nationalrat Knüsel, Luzern, Direktor Siegmund, Basel.

28. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt das Projekt eines **städtischen Elektrizitätswerkes an der Albula** im Kostenvoranschlag von **10,735,000 Fr.** — Er bewilligt 158,500 Fr. zur Ausrichtung von „Teuerungszulagen" an städtische Arbeiter und Angestellte mit nicht mehr als 2400 Fr. Jahreseinkommen. Ein Kredit von 80,000 Fr. für Schulbaracken in den Kreisen II und IV wird mit 41 gegen 37 Stimmen verweigert (am 26. Mai jedoch auf Antrag von Dr. Häberlin in der Höhe von 117,500 Fr. genehmigt). Die von der Rechnungsprüfungskommission beantragte Wiederherstellung der zweiten Stadtbaumeisterstelle wird abgelehnt.

30. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt mit 19 gegen 9 Stimmen den Bau eines „Kirchgemeindehauses"; die Behörden sind beauftragt zu prüfen, ob und inwieweit der Bau auch für nichtkirchliche Zwecke Verwendung finden soll. Der Antrag auf Bau einer zweiten Stadtkirche statt des Kirchgemeindehauses wird mit 24 gegen 7 St. abgelehnt. Am 14. Mai beschließt der Rat Ankauf der Studerschen Liegenschaft als event. Bauplatz für das Kirchgemeindehaus.

Ende April. Die kirchliche Zentralkommission der Stadt Zürich beantragt den 13 Kirchgemeinden, dem Kantonsrat ein Initiativbegehren einzureichen zur Schaffung einer

Digitized by Google

Zentralkasse, in welche die wohlhabenderen Kirchgemeinden Beiträge zu Gunsten der weniger gut situierten zu leisten hätten. Abstimmung der Kirchgemeinden Fraumünster, Oberstraß und Wipkingen am 10. Juni, Predigern und Wiedikon am 1. Juli, Fluntern 8. Juli, Unterstraß 15. Juli, Außersihl 12. Aug., Wollishofen 19. Aug., Großmünster 26. Aug., St. Peter 2. Sept., Enge und Neumünster 30. Sept., mit Ausnahme von Neumünster und Wollishofen sämtlich zustimmend.

6. **Mai.** Die Kirchgemeinde Neumünster beschließt den Bau eines Pfarrhauses beim Neumünster im Kostenvoranschlag von 66,000 Fr. — Ein Landankauf zur Freihaltung der Kreuzkirche wird am 27. Mai abgelehnt.

12. Mai. **Großer Stadtrat.** Bureauwahlen: Präsident Dr. Sieber (F.), Vizepräsidenten Seidel (S.) und Dr. A. Keller (D). Annahme der **Kunsthausvorlage** (s. 26. Okt. 1905). Annahme der **Volkshausvorlage:** Dem Komite für ein alkoholfreies Volkshaus in Zürich III wird ein Bauplatz am Helvetiaplatz nebst einem Barbeitrag überlassen, welcher zusammen mit dem Bauplatz einer städtischen Subvention von 250,000 Fr. gleichkommt.

13. Mai. **Stadt Zürich. Gemeindeabstimmung** und **Wahlen.**

I. Die Wiedereinführung des **Zweiklassensystems** an der Primarschule (s. 20. Jan.) wird mit 4607 Ja gegen 9501 Nein **abgelehnt.** (Stimmberechtigte 31,634, Votanten 15,559.)

II. Bestätigung der **Notare** von Zürich, Enge, Außersihl, Oberstraß, Hottingen, Wiedikon und Riesbach.

III. Ersatzwahl eines Mitgliedes der **Zentralschulpflege** im **Kreis I** an Stelle des verstorbenen Waisenvater Hofer: Ingenieur Boller-Wolf, mit 823 St. (Stimmberechtigte 4728.)

IV. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis III** an Stelle des zurückgetretenen G. Bethge: resultatlos. (Der offizielle soz. Kandidat, Wirt Heidelberger, erhält 1537, der Kandidat der Eisenbahner ꝛc., Spengler Morant, 1449 St. Stimmberechtigte 12,731. Enthaltung der Bürgerlichen.) — Im zweiten Wahlgang am 10. Juni wird gewählt der neue offizielle Parteikandidat Dr. med. Kurt Wehrlin mit 2284 St. (Stimmberechtigte 12,787, Votanten 5820.)

V. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis V** an Stelle des zum Bezirksrat gewählten Baumeister Oechsli: Dr. jur. Kunz-Ryf (F.) mit 1469 St. (Stimmberechtigte 7037.)

Digitized by Google

14. Mai. Der **Kantonsrat** beschließt Erwerbung der Stockarschen Liegenschaft zum „Berg" für die Zentralbibliothek; Kredit 280,000 Fr. — Er beschließt Nicht-Eintreten auf die Vorlage betr. Besoldungsverordnungen; Regierungsrat und Obergericht sollen für neue oder veränderte Amtsstellen durch besondere Vorlagen die Bewilligung des Kantonsrates einholen. — Genehmigung der Verwendung der Bundes-Subvention für die Primarschule, worüber der Regierungsrat jährlich im Geschäftsbericht zu referiren hat. — Interpellation Kaufmann über den Fall Locher-Holzmann-Stephany (s. 12. Febr.)

14. Mai. **Winterthur.** Großer Stadtrat; Bureauwahlen. Präsident: Dr. Bertheau, Vizepräsidenten Prof. Weber und Sekundarlehrer Wirz. Auf eine Interpellation Kaufmann hin stellt Bauamtmann Isler eine möglichst baldige Vorlage über Bau von Wohnhäusern für die städtischen Arbeiter in Aussicht.

16. Mai. **Stadtrat.** Fertigstellung des Entwurfs für eine neue Gemeindeordnung.

21. Mai. **Winterthur.** Großer Stadtrat. Durchberatung der Vorlage betr. Reorganisation der höhern Stadtschulen. — Wegen Nichtberücksichtigung einiger Wahlvorschläge geben die soz. Mitglieder verschiedener Kommissionen ihre Demission, welche jedoch vom Großen Stadtrat am 28. Mai zurückgewiesen wird.

22. Mai. Der **Bürgerverband** beschließt, an Regierungsrat und Stadtrat eine Eingabe zu richten gegen das antimilitaristische und anarchistische Treiben und gegen die geplante Errichtung einer Italienerbaracke am Ötenbach.

26. Mai. Der **Große Stadtrat** bewilligt 158,000 Fr. für den Bau der Gießhübelstraße; 200,000 Fr. für ein Wohn- und Magazingebäude des Straßeninspektorats, und genehmigt den Verkauf eines Bauplatzes am Utoquai an Ed. Kleber für einen Hotelbau um 200,000 Fr.

9. **Juni.** Zum Nachfolger des am 12. April verstorbenen Waisenvater Hofer wird Pfarrer Paul Bachofner in Seebach gewählt.

9. Juni. Einweihung der Straßenbahn Örlikon-Schwamendingen.

10. Juni. **Volksabstimmung** und **Wahlen.**

1. Das **eidg. Lebensmittelgesetz** wird vom Schweizervolk mit 245,397 Ja gegen 146,760 Nein **angenommen,** vom

Digitized by Google

Kanton Zürich mit 38,800 Ja gegen 28,093 Nein (Stimmberechtigte 102,305, Votanten 69,604).

II. Ersatzwahl eines Mitgliedes der **Bezirksschulpflege Zürich** an Stelle des ablehnenden K. Pestalozzi: Dr. Baumann-Näf mit 4281 St. (Stimmberechtigte 38,370, Votanten 17,023).

III. **Städtische Gemeindeabstimmung** über den Kredit von **10,735,000 Fr.** für das **Elektrizitätswerk an der Albula** (s. 28. April). **Annahme** mit 10,882 Ja gegen 7193 Nein (Stimmberechtigte 31,641, Votanten 18,915).

IV. Ersatzwahl für ein Mitglied des **Großen Stadtrates** im **Kreis I** an Stelle des verstorbenen Sekundarlehrer Spörri: Rechtsanwalt Paul Wirz, Führer der Jungdemokraten, mit 869 St. (Stimmberechtigte 4719, Votanten 2296).

15. Juni ff. **Streik** in der Automobilfabrik Arbenz & Co. in **Albisrieden** wegen Entlassung eines den Sabbot propagierenden Arbeiters. Am **27. Juni** Demonstration und Angriffe von Arbeitern aus Altstetten und Zürich auf die Polizei. — Der Regierungsrat beschließt am **2. Juli,** Inf.-Reg. 22 (Bat. 64, 65 und 66, Kommandant Oberstl. Merkli), sowie Dragonerschwadron 17 (Hauptmann Meier) auf Piquet zu stellen; er erläßt gleichzeitig eine Proklamation an die Bevölkerung. Die Piquetstellung wird am 9. Juli wieder aufgehoben. — Am **16. Juli** erfolgt ein Kampf zwischen Bürgern von Albisrieden und Arbeitern, am **17. Juli** ein Tumult an der Badenerstraße; Verhaftung des Arztes Brupbacher. — Der Regierungsrat erläßt am **18. Juli** ein allgemeines Verbot des Streikpostenstehens und beschließt, Ausländer, welche sich an Ruhestörungen beteiligen, ohne weiteres des Landes zu verweisen. Abends Zusammenstöße in Albisrieden und an der Badenerstraße. — Hierauf erläßt am **19. Juli** der Regierungsrat das **Aufgebot** von **Regiment 22** und **Schwadron 17** und die Piquetstellung von Bat. 67. Die eingerückten Dragoner treten noch gleichen Abends in Albisrieden und an der Badenerstraße in Aktion. — Am **21. Juli** (Samstag) wird bei der Kaserne die Arbeiterin Anna Herzig wegen Verteilung der Broschüre „Der Hofhund des Kapitals" an die Soldaten verhaftet, am **22. Juli** werden wegen Verteilung des antimilitaristischen Flugblattes „Die Friedensglocke", verfaßt von Kantonsrat Sigg, verhaf-

Digitized by Google

Kantonsrat Rieder, sein Schwager Christ und der Monteur Kunz, am 24. Juli Kantonsrat Sigg und Messerschmied Reutimann. — Entlassung von Regiment 22 und Schwadron 17 am **26. Juli**; Einrücken von Bat. 67, Piquetstellung von Schwadron 18. — Entlassung von Bat. 67 am **31. Juli**; Aufhebung der Piquetstellung von Schwadron 18 am 7. Aug. — Der auf Sonntag Vormittag, **5. Aug.**, angesagte Demonstrationsumzug der Arbeiterunion wird von der Stadtpolizei verboten. Hierauf erfolgen am **7. Aug.**, abends, 54 sozialdemokratische Versammlungen, welche sich sodann im Velodrom vereinigen und zuletzt einen „Demonstrationsspaziergang" durch die Stadt machen; derselbe wird am 8. Aug. wiederholt. — Da die Arbeiterunion auf Samstag Abend, **11. Aug.**, 5—7 Uhr, einen neuen Demonstrationsspaziergang in der Bahnhofstraße ankündigt, wird derselbe am Freitag den **10. Aug.** zunächst von der Stadtpolizei verboten; die Regierung erläßt gleichzeitig das telegraphische **Aufgebot** von **Schwadron 18** (welche am 16. Aug. wieder entlassen wird). — Der Regierungsrat beschließt am **13. Aug.** die **Ausweisung** von 14 Italienern, 3 Österreichern und 13 Deutschen, darunter Redakteur Emil Hauth vom „Volksrecht". — Ferner erläßt er ein allgemeines **Verbot von Massendemonstrationen** gegen Maßnahmen der Behörden und bedroht neuerdings zuwiderhandelnde Ausländer mit sofortiger Ausweisung. Weitere Ausweisungen von Italienern und Deutschen erfolgen am 18., 20. und 24. Aug. — Das vom Regierungsrat am 8. Aug. an den Bundesrat gerichtete Gesuch, den aufgebotenen Truppen einen Teil des geleisteten Dienstes im bevorstehenden Wiederholungskurs anzurechnen und dem Kanton Zürich den entsprechenden Betrag an den Kosten des Aufgebots zu vergüten, wird vom Bundesrat am 21. Aug. abgelehnt. — Unter dem **18. Aug.** erstattet der Regierungsrat seinen schriftlichen Bericht an den Kantonsrat über die Streikunruhen; er beantragt Genehmigung der getroffenen Maßnahmen und Bewilligung des Kredits von 75,500 Fr. für die Kosten des Aufgebotes. Gegen die Regierungsbeschlüsse vom 18. Juli und 13. August betr. Streikposten- und Demonstrationsverbot rekurrieren am 15. Sept. Otto Lang und Dr. Farbstein ans Bundesgericht.

Juni ff. Wiedikon. Tell-Aufführungen.

Digitized by Google

17. Juni. **Winterthur.** Die **Gemeindeversammlung** genehmigt die Vorlage über Reorganisation der höhern Stadtschulen.

18. Juni. Der **Kantonsrat** beschließt mit 145 gegen 60 St. Nichteintreten auf die Beschwerde des Privatdozenten Dr. Goldstein gegen Regierungsrat Locher. — Wahl der Staatsrechnungskommission (Präsident Dr. Wettstein), der Geschäftsberichtskommission (Stadtrat Welti), der Obergerichtsgeschäftsberichtskommission (Dr. Mousson). — Vereinigung der Schulgemeinden Regensdorf, Watt und Adlikon, genehmigt am 20. Aug.

19. Juni. **Winterthur.** Konstituierung einer Genossenschaft für Ankauf und Erhaltung des Schlosses Wülflingen.

20. Juni. Vom **Stadtrat** wird der Polizeivorstand eingeladen, fortan schriftenlosen Ausländern nur ausnahmsweise und auf beschränkte Dauer die Niederlassung zu bewilligen, ferner die Verhältnisse der in Zürich wohnenden schriftenlosen Ausländer zu prüfen und über die Fortdauer der Niederlassungsbewilligung Antrag zu stellen.

23. Juni. Der **Bundesrat** beschließt, den der Bombenfabrikation verdächtigen Schneider Franz Blazek aus Wien vor das Bundesstrafgericht zu weisen; Sitzung des letztern in Zürich am 6./7. Nov. Blazek zu 1 Jahr Gefängnis und Landesverweisung verurteilt.

24. Juni bis 1. Juli. Kantonal-Schützenfest in Rüti.

26. Juni. Konstituierung des kantonalen Verbandes für kirchliche Liebestätigkeit (s. 5. Juli 1905).

27. Juni. **Stadtrat.** Wahl der Bauleiter für das Albulawerk. — Das städtische **Einigungsamt** wird folgendermaßen konstituiert: Mitglieder: Oberrichter Dr. Attilio Billeter, Kantonsbaumeister K. Fietz, Prof. Dr. Herkner. Vorsitzender: Dr. Billeter. Ersatzmänner: Prof. Dr. A. Egger, alt Bauunternehmer Karl Fischer, Nationalrat Alfred Frey. Sekretär: Dr. jur. Großmann.

28. Juni. **Winterthur.** Konstituierung eines Frauenvereins für Errichtung alkoholfreier Wirtschaften in Winterthur.

30. Juni. Der **Große Stadtrat** bewilligt 173,000 Fr. für den Neubau der Zollbrücke.

5. **Juli** bis 11. Aug. Ergebnisloser **Maurerstreik** um den Neunstundentag. Am 10. Juli **erste Sitzung** des neugegründeten **Einigungsamtes,** welches am 11. Juli einen Einigungsvorschlag veröffentlicht, worauf der Meisterverband die Verhandlungen abbricht. — Der am 22. Juli in Zürich versammelte schweiz.

Digitized by Google

Baumeisterverband mißbilligt die Haltung des Einigungsamtes und ermutigt die Meister in ihrem Widerstand.

7. Juli. Der **Große Stadtrat** genehmigt in dringlichem Beschluß das neue 10 Millionen-Anleihen à 4 % zur Konversion des 1896er Anleihens à 3½ % im gleichen Betrag, welches am 30. Nov. 1906 fällig wird. Für die Kosten des Anleihens wird ein Kredit von 38,000 Fr. bewilligt. — Von dem 4 % Anleihen von 12 Millionen aus dem Jahre 1901 soll der Stadtrat zu gelegener Zeit die II. Serie im Betrage von 6 Millionen begeben. — 83,000 Fr. werden bewilligt für Ausbau und Doppelspur der Straßenbahn in Enge bis zum Bahnübergang Sihltalbahn.

14. Juli. Der **Große Stadtrat** beantragt der Gemeinde Krediterteilung von 1,579,000 Fr. für Bau von zwei Schulhäusern an der Ämtlerstraße und bewilligt 86,000 Fr. für angrenzende Straßenzüge. — Er genehmigt den Gaslieferungsvertrag mit der Gemeinde Albisrieden.

Mitte Juli. Die Maschinenfabrik Escher Wyß & Co. in Zürich geht in den Besitz der Felten-Guillaume Karlswerke A.-G. und der Elektrizitätsgesellschaft vormals Lohmeier & Co. in Frankfurt a. M. über.

15. Juli. **Städtische Gemeindeabstimmung** und **Wahlen.** Es werden bei 31,668 Stimmberechtigten und 16,730 Votanten **angenommen:**

I. Vorlage betr. das **Kunsthaus** (s. 12. Mai) mit 11,610 Ja und 4045 Nein.

II. Vorlage betr. das **Volkshaus** (s. 12. Mai) mit 10,110 Ja und 5458 Nein.

III. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis IV** an Stelle des zurückgetretenen Dr. med. Anderhub: Louis Streuli-Hoën mit 756 St. (Stimmberechtigte 4165, Votanten 1734).

19. Juli. Der Polizeivorstand Zürich macht bekannt, daß alle Ausländer, welche in dieser kritischen Zeit die öffentliche Ordnung stören, vom Regierungsrat ohne weiteres des Landes verwiesen werden.

20. Juli. Die Vorstände- und Delegiertenversammlung der Arbeiterunion Zürich beschließt mit 213 gegen 97 St. bei 7—800 Anwesenden Ablehnung des angekündigten Generalstreiks.

21.—28. Juli. Erfolgloser Bäckerstreik.

Digitized by Google

21. Juli. Vor dem Einigungsamt wird ein neuer Tarif- und Arbeitsvertrag der Holzarbeitergewerkschaft mit dem Meisterverband geschlossen; die angekündigte Aussperrung fällt dahin.

21. Juli. Der **Stadtrat** unterbreitet dem Großen Stadtrat folgende Beschlussesanträge: 1. Zuhanden der Gemeinde: Dem Stadtrate wird zur **Überbauung** des städtischen Grundstückes zwischen Limmat- und Heinrichstraße im Industriequartier mit Wohnhäusern nach vorgelegten Plänen und Kostenvoranschlag ein Kredit von 2,375,000 Fr. auf Rechnung des Gemeindegutes gewährt. — 2. Der Stadtrat wird eingeladen: a) Baupläne und Voranschlag vorzulegen für die Überbauung des städtischen Areals im Riedtli zwischen Winterthurer- und Scheuchzerstraße im Kreise IV und der städtischen Liegenschaft des alten Gaswerkes an der Hornbachstraße im Kreise V, b) mit Rücksicht auf weitere zum städtischen Wohnungsbau geeignete Grundstücke alles vorzubereiten, was zu deren Erschließung als Baugelände als nötig erscheint, c) mit bestehenden Baugesellschaften in weitere Verhandlungen zu treten und eventuell die Gründung einer größeren gemeinnützigen Baugesellschaft anzustreben.

22. Juli. Ersatzwahl in den Kantonsrat für den Wahlkreis Höngg an Stelle des zurückgetretenen Gemeindegutsverwalter Müller: Gemeindepräsident Zweifel mit 428 St. (gegen 142 für den soz. Kanzlisten Müller in Oberstraß).

29. Juli. Affoltern a. A. Enthüllung des Eglidenkmals in der Kuranstalt zur „Arche" (s. 14. Mai 1905).

29. Juli bis 12. Aug. Thalwil. Bezirksgewerbeausstellung.

1. **Aug. Stadt Zürich.** Volkszählung (nach Haus- und Familienbogen): **170,434** Einwohner; davon sind **117,030 Schweizer, 53,404 Ausländer.** Von den Schweizern sind: 34,378 Stadtzürcher, 30,230 andere Zürcher, 52,122 andere Schweizer. Von den Ausländern: 34,835 Deutsche, 6245 Österreicher und Ungarn, 7973 Italiener, 773 Franzosen, 2121 Russen, 1030 andere Europäer.

5. Aug. In der **städtischen Gemeindeabstimmung** wird der vom Großen Stadtrat am 9. Juni beantragte Kredit von 411,000 Fr. für den **Ausbau der Ütlibergstraße** („Schützenfeststraße") mit 8419 Ja gegen 8012 Nein **bewilligt.** (Stimmberechtigte 31,626, Votanten 17,085.)

Digitized by Google

5. Aug. bis 17. Okt. Für die **Anti-Streik-Initiative** des **Bürgerverbandes** (s. 29. Jan.) werden 21,885 Unterschriften gesammelt.

18. Aug. Der **Große Stadtrat** beschließt Herabsetzung des Leuchtgaspreises von 25 auf 22½ Rp. per m³, Herabsetzung des Preises für elektrischen Strom von 80 Rp. per Kilowattstunde auf 70 Rp. (im Winter) und 60 Rp. (im Sommer); die Herabsetzung des Wasserzinses von 3 Fr. auf 2 Fr. 50 per Jahr und Raum wird abgelehnt.

19. Aug. Die Kirchgemeindeversammlung Oberstraß genehmigt den Rücktritt des Herrn Pfr. Lavater unter Verdankung der seit 1859 geleisteten Dienste. Sie beschließt am 23. Sept. Berufungswahl des Herrn Pfr. Spinner in Hinwil, welcher am 30. Sept. mit 560 von 587 St. durch die Urne gewählt wird (Stimmberechtigte 1079). Pfarreinsatz 18. Nov.

20. Aug. **Kantonsrat.** Erste Lesung des Gesetzes betr. Vereinigung der Gemeinden Stadel, Windlach und Raat. Zweite Lesung und Annahme am 18. Sept.

22. Aug. Etzelwerk. Konferenz von Vertretern der S. B. B., der Kantone Zürich, Zug und Schwyz und der Maschinenfabrik Örlikon.

24. Aug. **Militärgericht** der **VI. Division** (Großrichter: Major Müller, Oberrichter). **Fall Sigg und Genossen** (s. 15. Juni, Streik ꝛc.). Kantonsrat Joh. Sigg, Journalist, wird schuldig befunden der vollendeten Meuterei; er wird verurteilt zu 8 Monaten Gefängnis, nachheriger einjähriger Einstellung im Aktivbürgerrecht und 1/6 der Kosten. Die übrigen Angeklagten Rieder, Christ, Kunz, Rentimann und Anna Herzig werden freigesprochen. Sigg reicht Kassationsbeschwerde ein, ebenso der Auditor Hauptmann Matter gegen die Freisprechung von Rieder, Christ und Rentimann. Vom Militär-Kassationsgericht im Bundesgerichtsgebäude in Lausanne wird am 22. Sept. das erstinstanzliche Urteil bestätigt. Sigg tritt am 29. Sept. seine Haft im Bezirksgefängnis Winterthur an.

26. Aug. **Stadt Zürich.** In der **Gemeindeabstimmung** wird der Kredit für den Bau von **Schulhäusern** an der **Aemtlerstraße** (s. 14. Juli) mit 15,056 Ja gegen 3509 Nein **bewilligt**; (Stimmberechtigte 31,634, Votanten 19,967. — Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Bezirksgerichts Zürich** an Stelle des zurücktretenden Hans Kern (D.); gewählt: Gerichtssubstitut Dr. jur. Hans Kern (F.) mit 11,682 St. gegen 10,816 St. für Ge-

Digitized by Google

richtsſubſtitut Dr. jur. Hans Enderli (S.); (Stimmberechtigte 38,540, Votanten 24,134).

24. Aug. Der Regierungsrat beſchließt die Errichtung eines Lehrſtuhles für die phyſikaliſchen Heilmethoden an der Hochſchule und wählt für denſelben Dr. Ernſt Sommer in Winterthur.

27. 28. Aug. 10. 17. 18. Sept. **Kantonsrat.** Bericht des Regierungsrats vom 18. Aug. über die **Streikunruhen** in Zürich und Interpellationen Greulich über das Streikpoſten- und Demonſtrationsverbot; Sigg (vertreten durch Dr. Farbſtein) über das Truppenaufgebot und Mißhandlung von Verhafteten durch das Militär; Joh. Heußer über die Ausweiſung Hauth's und weitere 31 Ausweiſungen, ſowie über Polizei-Brutalitäten. Folgende Anträge werden unter Namensaufruf mit 165 und 167 gegen je 30 St. angenommen:

A. Antrag Ryf-Wolf: 1. Das vom Regierungsrat zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei Anlaß der letzten Streikunruhen erlaſſene Truppenaufgebot und die andern von ihm zur Verhütung von Ausſchreitungen getroffenen Maßnahmen werden gebilligt. — 2. Der vom Regierungsrat verlangte Kredit im Betrag von 75,500 Fr. wird bewilligt. — 3. Der Regierungsrat wird eingeladen, auch in Zukunft bei Arbeitseinſtellungen die Rechte der Arbeitswilligen energiſch zu ſchützen und die nötigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu treffen.

B. Antrag Meiſter: „Der Kantonsrat ſpricht Offizieren und Mannſchaften des Militärs und der Polizei, die während der letzten Streikunruhen in Aktion ſtanden, für ihre korrekte und würdige Haltung ſeine Anerkennung aus, mißbilligt die Ausſchreitungen, zu denen ſich einige wenige durch die Provokationen ausländiſcher und ſchweizeriſcher Elemente hinreißen ließen, und geht zur Tagesordnung über."

Abgelehnt werden damit die Anträge von Dr. Farbſtein über anzuhebende Unterſuchung betreffend Mißhandlungen in der Polizeikaſerne, und Greulich betreffend Rücknahme des Verbots des Streikpoſtenſtehens und der Demonſtrationsumzüge.

1. **Sept.** **Großer Stadtrat.** Interpellation Pfiſter über das Verbot der Demonſtrationszüge; Ablehnung der Kredite von 91,000 und 133,000 Fr. für zwei weitere Zufahrtsſtraßen

Digitized by Google

zum Albisgütli. — Bewilligung von 215,000 Fr. für einen Schulhaus-Bauplatz an der Münchhaldenstraße, Zürich V.

2. Sept. Wald. Die Gemeinde schließt einen Stromlieferungsvertrag mit dem „Motor" in Baden und bewilligt 100,000 Fr. für Installationen.

5. 6. Sept. Internationaler Bund vom Blauen Kreuz Delegiertenversammlung in Zürich.

6. Sept. Der Regierungsrat wählt an die neu errichtete Stelle eines Sekretärs für das Gewerbewesen J. Bieser, Sekundarlehrer und Maschineningenieur in Bülach.

6.—12. Sept. Manöver des IV. Armeekorps (Kommandant Bühlmann, Manöverleiter v. Techtermann), IV. Division (Heller), VIII. Division (v. Sprecher), Manöverdivision (Wyß), teilweise im Kanton Zürich. — Inspektion am 12. Sept. bei Volketswil. — Vom 23.—25. Sept. Manöver einer Kavallerie-Division unter Oberst Wildbolz gegen die XII. Infanterie-Brigade (Bolli) bei Bülach und im Glatttal.

13. Sept. Tößtalbahn. Die Aktionärversammlung in Winterthur beschließt die Betriebsübernahme der Strecke Wald-Rüti auf 1. Okt. 1906.

15. Sept. Der **Große Stadrat** bewilligt einen Beitrag von 5000 Fr. an das Zufluchtshaus der Heilsarmee für obdachlose Frauen, 32,500 Fr. an den Bau der Koruhausstraße im Kreis IV, 19,000 Fr. für Korrektion der Heinrichstraße, Kreis III.

17. Sept. Die **kantonale Schulsynode** in Zürich wählt zum Erziehungsrat an Stelle des zurückgetretenen Seminardirektor Utzinger Seminardirektor Zollinger. — Referate von Gubler und Keller über Mathematik-Unterricht.

18. Sept. Der **Kantonsrat** genehmigt den regierungsrätlichen Bericht vom 16. Juni 1906 über das Etzel-Werk und beschließt: „Der Regierungsrat wird eingeladen: a) das Etzelwerk-Projekt auch weiterhin im Auge zu behalten; b) die Ausnutzung der im Kanton vorhandenen Wasserkräfte, insbesondere der Rheinwasserkräfte, durch den Staat oder unter seiner Beteiligung derart zu fördern, daß den zürcherischen Gemeinden womöglich auf den Zeitpunkt des Ablaufs ihrer Stromlieferungsverträge mit der Aktiengesellschaft Motor kantonale Kräfte zur Verfügung stehen; c) zu prüfen, ob nicht der Staat schon früher durch Strommiete den Gemeinden Kraft abgeben könnte.

Digitized by Google

23. Sept. Der Wahlkreis Thalwil wählt in den Kantonsrat an Stelle des verstorbenen Schwarzenbach: Major Spinner, Sekretär der Militärdirektion.

23. Sept.—14. Okt. Stäfa, Bezirksgewerbeausstellung; offizieller Tag am 4. Oktober.

23. 24. Sept. Knabenschießen.

30. Sept. Die Kirchgemeindeversammlung Neumünster beschließt Errichtung einer fünften Pfarrstelle und ergänzt die Kirchenpflege durch 5 neue Mitglieder zur Pfarrwahlkommission. Vorschlag der Kirchenpflege: Hans Bachofner, Baar-Zug.

30. Sept. Wallisellen. Die Kirchgemeinde beauftragt die Architekten Bischoff & Weidele in Zürich mit dem Bau einer neuen Kirche.

Stadt Zürich. Wohnbevölkerung 1905—1906.

1905	Kreis I	Kreis II	Kreis III	Kreis IV	Kreis V	Stadt Zürich
30. Sept.	24,466	15,125	68,223	20,203	38,988	**167,045**
31. Dez.	24,804	15,278	68,220	20,911	39,292	**168,505**
1906						
30. Sept.	24,327	15,401	70,591	21,143	39,744	**171,206**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DQ
781
Z8
N.S.V.3
1907

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

DQ
781
Z8
n.s. v.30
1907

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google